

Andrzej
Sapkowski

**Der letzte
Wunsch**



Andrzej Sapkowski

Der letzte Wunsch

Roman

Aus dem Polnischen von Erik Simon

Geralt-Saga 01



TUX - ebook 2010

Die Stimme der Vernunft 1

Sie trat sehr vorsichtig ins Zimmer, leise, mit lautlosen Schritten, schwebte durchs Zimmer wie ein Gespenst, wie eine Erscheinung. Und den einzigen Laut, der ihre Bewegung begleitete, erzeugte der Umhang, der sich an der nackten Haut rieb. Doch gerade dieses winzige, kaum hörbare Rascheln war es, das den Hexer weckte oder vielleicht auch nur aus dem Halbschlaf riss, in dem er sich monoton wiegte wie in einer bodenlosen Tiefe, in der Schwebe zwischen dem Grunde und der Oberfläche einer ruhigen See, inmitten sacht wogender Stränge von Tang.

Er bewegte sich nicht, zuckte nicht einmal. Das Mädchen flatterte näher heran, warf den Umhang ab und stellte langsam, zögernd das gekrümmte Knie auf den Rand des Bettes. Er betrachtete sie zwischen gesenkten Wimpern hindurch und verriet noch immer nicht, dass er nicht schlief. Das Mädchen legte sich vorsichtig auf das Lager, auf ihn, und umschlang ihn mit den Schenkeln. Auf die ausgestreckten Arme gestützt, strich sie ihm mit den nach Kamille duftenden Haaren übers Gesicht. Entschlossen und anscheinend ungeduldig beugte sie sich herab, berührte mit der Spitze einer Brust seine Lider, die Wangen, die Lippen. Er lächelte und fasste sie um die Schultern, mit einer sehr langsamen Bewegung, vorsichtig, behutsam. Sie streckte sich und wich seinen Fingern aus, strahlend, erleuchtet, von ihrem eigenen Lichtschein in der nebligen Helle der Morgendämmerung verschwommen. Er bewegte sich, doch mit dem festen Druck beider Handflächen verwehrte sie ihm, seine Stellung zu verändern, und forderte mit leichten, doch entschiedenen Bewegungen der Hüften eine Antwort.

Er antwortete. Nun wich sie nicht mehr vor seinen Händen zurück, sie warf den Kopf und die Haare nach hinten. Ihre Haut war kühl und erstaunlich glatt. Die Augen, die er sah, als sie ihr Gesicht seinem näherte, waren groß und dunkel wie die Augen einer Nixe.

Hin und her gewiegt versank er im Meer von Kamille, das zu wogen und zu rauschen begann, ruhelos geworden.

Der Hexer

I

Später hieß es, der Mann sei aus dem Norden vom Seilertor her gekommen. Er ging zu Fuß und führte das aufgezüumte Pferd am Zügel. Es war spät am Nachmittag, und die Buden der Seiler und Riemenschneider waren schon geschlossen, die Gasse leer. Es war warm, der Mann aber hatte sich einen schwarzen Mantel über die Schultern geworfen. Er erregte Aufmerksamkeit.

Vor dem Gasthaus »Zum Alten Narakort« hielt er inne, blieb eine Weile stehen und lauschte dem Stimmengewirr. Wie um diese Zeit üblich, war das Gasthaus voller Leute.

Der Unbekannte ging nicht in den »Alten Narakort«. Er zog das Pferd weiter, die Gasse hinab. Dort befand sich eine andere, kleinere Schenke, sie hieß »Zum Fuchs«. Darin war es leer. Die Schenke hatte nicht den besten Ruf.

Der Wirt reckte den Kopf hinter einem Fass mit sauren Gurken hervor und musterte den Gast. Der Fremde, noch immer im Mantel, stand steif am Schanktisch, ohne eine Bewegung, und schwieg.

»Was soll's sein?«

»Bier«, sagte der Unbekannte. Er hatte eine unangenehme Stimme.

Der Wirt wischte sich die Hände an der Leinenschürze ab und füllte einen abgenutzten Tonkrug.

Der Unbekannte war nicht alt, doch er hatte fast ganz weiße Haare. Unter dem Mantel trug er ein abgewetztes Lederwams, das am Hals und über den Achseln zugebunden war. Als er den Mantel auszog, bemerkten alle, dass er an einem über die Schulter laufenden Gurt ein Schwert trug. Daran war nichts Besonderes, in Wyzima ging fast jedermann bewaffnet, doch niemand trug das Schwert auf dem Rücken wie einen Bogen oder einen Köcher.

Der Unbekannte setzte sich nicht an den Tisch zu den wenigen Gästen, er blieb am Schanktisch stehen und betrachtete den Wirt

durchdringend. Er griff nach dem Krug.

»Ich suche ein Nachtlager.«

»Nichts frei«, knurrte der Wirt, den Blick auf die Stiefel des Gastes gerichtet, die staubig und schmutzig waren. »Versucht's im ›Alten Narakort‹.«

»Mir wäre es hier lieber.«

»Nichts frei.« Der Wirt hatte endlich den Akzent des Fremden erkannt. Es war ein Rivier.

»Ich bezahle«, sagte der Unbekannte leise, als sei er unsicher.

Und da begann die ganze hässliche Sache. Ein pockennarbiger, grobschlächtiger Kerl, der den Fremden seit seiner Ankunft finster gemustert hatte, stand auf und kam zum Schanktisch. Seine beiden Kumpane folgten ihm im Abstand von höchstens zwei Schritt.

»Es ist nichts frei, Halunke, du rivischer Strolch«, knurrte der Pockennarbige und trat dicht an den Unbekannten heran. »Solche wie dich brauchen wir hier in Wyzima nicht. Das ist eine anständige Stadt!«

Der Unbekannte nahm seinen Krug und wich zurück. Er schaute zum Wirt hin, doch der wich seinem Blick aus. Es fiel ihm nicht ein, den Rivier zu verteidigen. Und überhaupt, wer konnte schon einen Rivier leiden?

»Jeder Rivier ist ein Verbrecher«, redete der Pockennarbige weiter und dünstete Bier, Knoblauch und Wut aus. »Hörst du, was ich sage, du Gauner?«

»Er hört's nicht. Hat Dreck in den Ohren«, sagte einer von den beiden anderen, und der Zweite lachte böse auf.

»Bezahl und pack dich!«, knurrte der Narbige.

Erst jetzt sah ihn der Unbekannte an.

»Ich werde erst noch mein Bier austrinken.«

»Wir helfen dir«, zischte der Grobschlächtige. Er schlug dem Rivier den Krug aus der Hand, packte ihn gleichzeitig an der Schulter und krallte die Finger um den schräg über die Brust des Fremden laufenden Gurt. Einer von den beiden hinter ihnen holte mit der

Faust aus. Der Fremde wich zur Seite und brachte den Pockennarbigen aus dem Gleichgewicht. Das Schwert fuhr zischend aus der Scheide und blitzte kurz im Lichte der Öllampen auf. Einen Augenblick lang herrschte Durcheinander. Ein Schrei. Jemand von den übrigen Gästen stürzte zum Ausgang. Krachend fiel ein Stuhl um, mit dumpfem Poltern stürzte Tongeschirr zu Boden. Der Wirt – seine Lippen bebten – blickte auf das schrecklich gespaltene Gesicht des Pockennarbigen, der, die Finger in den Rand des Schanktisches gekrallt, hinabsank, aus dem Blick entschwand, als ginge er unter. Die beiden anderen lagen am Boden, der eine reglos, der Zweite wand sich und zuckte in einer rasch zunehmenden dunklen Lache. In der Luft zitterte in die Ohren schneidend der dünne, hysterische Schrei einer Frau. Der Wirt zuckte zusammen, schnappte nach Luft und begann sich zu übergeben.

Der Unbekannte zog sich zur Wand zurück. Zusammengekrümmt, angespannt, wachsam. Das Schwert hielt er mit beiden Händen und ließ die Spitze in der Luft kreisen. Niemand regte sich. Wie kalter Morast hatte sich das Grauen über die Gesichter gelegt, die Glieder gefesselt, die Kehlen verstopft.

Die Wachen stürmten mit Getöse und Geklirr in die Schenke, sie waren zu dritt. Sie mussten in der Nähe gewesen sein. Sie hielten die mit Riemen umwundenen Knüppel bereit, doch beim Anblick der Leichen griffen sie sofort zu den Schwertern. Der Rivier presste den Rücken gegen die Wand und holte mit der Linken ein Stilett aus dem Stiefelschaft.

»Weg damit!«, brüllte einer der Wächter mit vor Erregung bebender Stimme. »Weg damit, du Mörder! Du kommst mit!«

Ein anderer Wächter warf den Tisch um, der ihn daran hinderte, sich dem Rivier von der Seite zu nähern. »Hol mehr Leute, Treska!«, rief er dem Dritten zu, der sich in der Nähe der Tür hielt.

»Nicht nötig«, sagte der Unbekannte und senkte das Schwert. »Ich komme von selbst mit.«

»Du kommst mit, Hundesohn, aber mit einem Strick um den Hals!«, platzte der Aufgeregte heraus. »Lass das Schwert fallen, sonst hau ich dir den Schädel ein!«

Der Rivier richtete sich auf. Rasch klemmte er das Schwert unter die linke Achsel, mit der Rechten aber, die er den Wachen entgegenstreckte, zeichnete er schnell ein kompliziertes Zeichen in die Luft. Die Nieten blitzten auf, mit denen die bis an die Ellenbogen reichenden Ärmelaufschläge des ledernen Wamses dicht besetzt waren.

Die Wächter zogen sich augenblicklich zurück und hielten die Arme vors Gesicht. Einer von den Gästen sprang auf, ein anderer huschte wieder zur Tür. Die Frau begann erneut zu schreien, wild und furchterregend.

»Ich komme von selbst mit«, wiederholte der Unbekannte mit tönender, metallischer Stimme. »Aber ihr geht voran. Ihr führt mich zum Stadtvogt. Ich kenne den Weg nicht.«

»Ja, Herr«, murmelte ein Wächter mit gesenktem Kopf. Er eilte zur Tür und blickte sich unsicher um. Die beiden anderen folgten ihm hastig. Der Unbekannte ging ihnen nach und steckte dabei das Schwert in die Scheide, das Stilett in den Stiefelschaft. Als sie an den Tischen vorbeikamen, verbargen die Gäste die Gesichter hinter den Tonkrügen.

//

Velerad, der Stadtvogt von Wyzima, kratzte sich am Kinn und überlegte. Er war weder hochnäsiger noch furchtsamer, doch ihm behagte der Gedanke nicht, mit dem Weißhaarigen allein zu bleiben. Schließlich fasste er einen Entschluss.

»Geht raus«, befahl er den Wachen. »Und du setzt dich. Nein, nicht hier. Dort drüben, wenn's recht ist.«

Der Unbekannte setzte sich. Er hatte sowohl das Schwert als auch den schwarzen Mantel abgelegt.

»Ich höre«, sagte Velerad und spielte dabei mit einem schweren Streitkolben, der auf dem Tisch lag. »Ich bin Velerad, der Stadtvogt von Wyzima. Was hast du mir zu sagen, Herr Räuber, ehe du ins Verlies wanderst? Drei Erschlagene, der Versuch, die öffentliche Ordnung zu verletzen, nicht übel, gar nicht übel. Für so was wird man bei uns in Wyzima gepfählt. Aber ich bin ein gerechter Mann, ich höre dich vorher an. Sprich.«

Der Rivier schnürte sein Wams auf und holte eine Rolle weißen Ziegenleders daraus hervor.

»Das schlägt ihr an den Kreuzwegen, in den Schenken an«, sagte er leise. »Ist es wahr, was da steht?«

»Ah«, murmelte Velerad und sah sich die aufs Leder gemalten Runen an. »So ist das also. Dass ich nicht gleich draufgekommen bin. Ja, es ist wahr, die reinste Wahrheit. Mit Unterschrift. Foltest, König, Herr über Temerien, Pontar und Mahakam. Also stimmt es. Aber Bekanntmachung hin und her, Recht bleibt Recht. Ich wache hier in Wyzima über Recht und Ordnung! Ich erlaube keinem, Menschen umzubringen! Hast du kapiert?«

Der Rivier senkte den Kopf, zum Zeichen, dass er verstanden hatte.

Velerad schnaufte wütend: »Ein Hexerzeichen hast du?«

Abermals griff der Unbekannte in sein Wams und zog ein rundes Medaillon an einer silbernen Kette hervor. Auf dem Medaillon war ein

Wolfskopf mit gebleckten Fangzähnen dargestellt.

»Hast du vielleicht einen Namen? Es kann irgendeiner sein, ich frage nicht aus Neugier, sondern nur, um das Gespräch zu erleichtern.«

»Ich heiße Geralt.«

»Meinetwegen Geralt. Aus Rivien, wie ich aus der Aussprache schließe?«

»Aus Rivien.«

»So. Weisst du was, Geralt? Von dem« – Velerad schlug mit der Hand auf die offen daliegende Bekanntmachung –, »von dem lass die Finger. Das ist eine ernste Sache. Das, Bruderherz, ist was anderes, als ein paar Galgenstricke zu erledigen.«

»Ich weiß. Es ist mein Beruf, Stadtvogt. Da steht geschrieben: Dreitausend Orons Belohnung.«

»Dreitausend.« Velerad verzog den Mund. »Und die Prinzessin zur Frau, wie die Leute reden, obwohl der gnädige Herr Foltest davon nichts geschrieben hat.«

»An der Prinzessin bin ich nicht interessiert«, sagte Geralt gelassen. Er saß reglos da, die Hände auf den Knien. »Da steht dreitausend.«

»Was für Zeiten!«, seufzte der Stadtvogt. »Was für lausige Zeiten! Noch vor zwanzig Jahren, wem wäre es da auch nur im Suff eingefallen, dass es solche Berufe geben würde? Hexer! Fahrende Basiliskentöter! Von Haus zu Haus ziehende Vertilger von Drachen und Wassermännern! Geralt? Darf man in deinem Beruf Bier trinken?«

»Gewiss.«

Velerad klatschte in die Hände. »Bier!«, rief er. »Und du, Geralt, rück näher ran. Was soll ich so weit reden.«

Das Bier war kalt und schäumte.

»Lausige Zeiten sind angebrochen«, setzte Velerad seinen Monolog fort, während er nach dem Krug griff. »Alles mögliche Ungeziefer hat sich vermehrt. In Mahakam, in den Bergen, wimmelt

es vor Murmelmenschen. In den Wäldern haben früher höchstens die Wölfe geheult, heute aber – Vampire, Waldteufel, auf Schritt und Tritt ein Werwolf oder sonst ein Viehzeug. In den Dörfern stehlen Nixen und Banshees die Kinder, das geht schon in die Hunderte. Krankheiten, von denen nie jemand gehört hat, die Haare sträuben sich einem. Und zu guter Letzt noch das!« Er schlug auf das Stück Leder auf der Tischplatte. »Kein Wunder, Geralt, dass eure Dienste so gefragt sind.«

»Die königliche Bekanntmachung, Stadtvogt.« Geralt hob den Kopf. »Kennt Ihr Einzelheiten?«

Velerad lehnte sich im Sessel zurück und faltete die Hände vor dem Bauch. »Einzelheiten, sagst du? Kenne ich. Nicht gerade aus erster Hand, aber aus guten Quellen.«

»Genau darum geht es mir.«

»Du hast es dir in den Kopf gesetzt. Wie du willst. Hör zu.« Velerad trank einen Schluck Bier und senkte die Stimme. »Unser gnädiger Herr Foltest hat uns schon als Prinz, zur Zeit des alten Medell, gezeigt, was er kann, und er konnte eine Menge. Wir dachten, dass sich das mit der Zeit geben würde. Stattdessen hat sich Foltest kurz nach seiner Krönung, sofort nach dem Tode des alten Königs, selbst übertroffen. Wir waren alle baff. Kurz und gut, er hat seiner eigenen Schwester Adda ein Kind gemacht. Adda war jünger als er, sie waren immer zusammen, aber niemand hatte einen Argwohn, nun ja, vielleicht die Königin ... Kurzum, ehe wir's uns versehen, hat Adda so einen Bauch, und Foltest beginnt von Heirat zu reden. Mit seiner Schwester, wohlgemerkt. Die Lage war verteuftelt gespannt, denn ausgerechnet da kam Wisimir von Nowigrad auf den Gedanken, Foltest seine Dalka zur Frau zu geben. Er schickte eine Gesandtschaft, und wir mussten uns dem König an Hände und Füße hängen, damit er nicht losrannte und die Gesandten beschimpfte. Es gelang uns; nur gut, denn wenn Wisimir gekränkt worden wäre, hätte er uns die Eingeweide rausgerissen. Danach gelang es – nicht ohne die Hilfe Addas, die ihren Bruder beeinflusste –, dem jungen Burschen eine rasche Heirat auszureden. Na, und dann hat Adda entbunden, zur rechten Zeit, aber wie. Und nun hör zu, denn jetzt

geht's los. Was da geboren wurde, haben nicht viele zu Gesicht bekommen, aber eine Hebamme hat sich durchs Fenster aus dem Turm zu Tode gestürzt, und die andere ist wahnsinnig geworden und es bis heute geblieben. Ich denke daher, dass der Bankert nicht besonders hübsch war. Es war ein Mädchen. Es ist übrigens sofort gestorben, außerdem hat sich wahrscheinlich niemand beeilt, den Nabel abzubinden. Zu ihrem Glück überlebte Adda die Geburt nicht. Und dann, Bruder, hat sich Foltest abermals zum Narren gemacht. Den Bankert hätte man verbrennen oder, was weiß ich, irgendwo in der Einöde begraben müssen, statt ihn in einem Sarkophag in den Gewölben des Schlosses zu bestatten.«

»Jetzt ist es zu spät, darüber zu disputieren.« Geralt hob den Kopf. »Man hätte jedenfalls einen von den *Wissenden* rufen müssen.«

»Meinst du diese Bauernfänger mit den Sternen an den Hüten? Ja doch, die sind zu Dutzenden herbeigeströmt, aber erst danach, als sich herausstellte, was da im Sarkophag lag. Und was nachts draus hervorkriecht. Aber damit hat es nicht gleich begonnen, oh nein. Sieben Jahre lang nach dem Begräbnis war Ruhe. Doch dann eines Nachts, es war Vollmond, Getöse im Schloss, ein Schrei, Durcheinander! Was soll ich groß sagen, du kennst dich da aus, die Bekanntmachung hast du auch gelesen. Der Säugling war im Sarge gewachsen und das tüchtig, und hatte auch ordentlich Zähne bekommen. Mit einem Wort, eine Striege. Schade, dass du die Leichen nicht gesehen hast. Wie ich. Dann würdest du bestimmt einen großen Bogen um Wyzima machen.«

Geralt schwieg.

»Damals«, fuhr Velerad fort, »holte Foltest, wie gesagt, einen ganzen Haufen Zauberer heran. Einer überschrie den anderen, beinahe hätten sie sich mit diesen Stäben geprügelt, die sie so bei sich haben, sicherlich, um die Hunde abzuwehren, wenn man die auf sie hetzt. Und ich denke, das kommt regelmäßig vor. Entschuldige, Geralt, wenn du eine andere Meinung von den Zauberern hast – in deinem Beruf hast du die gewiss. Aber für mich sind das Schmarotzer und Dummköpfe. Ihr Hexer findet bei den Leuten mehr Achtung. Ihr seid wenigstens, wie soll ich sagen, konkret.«

Geralt lächelte, erwiderte aber nichts.

»Also zur Sache.« Der Vogt blickte auf den Krug und schenkte sich und dem Rivier Bier nach. »Manche Ratschläge der Zauberer erwiesen sich als gar nicht so dumm. Einer schlug vor, die Striege mitsamt dem Schloss und dem Sarkophag zu verbrennen, ein anderer riet, ihr mit einem Stemmeisen die Stirn abzuhaue, die Übrigen zogen es vor, ihr Pflöcke aus Espenholz in verschiedene Körperteile zu schlagen, natürlich tagsüber, wenn die Teuflin von den nächtlichen Vergnügungen ermattet im Sarge schläft. Leider fand sich einer, ein Narr mit einem spitzen Hut auf dem kahlen Kopfe, so ein buckliger Eremit, der sich ausdachte, es handle sich um einen Zauber, der sich beheben lasse, und dass aus der Striege wieder Foltests Töchterchen werden könnte, bildhübsch. Man brauche nur eine ganze Nacht lang in der Krypta auszuharren, und das wär's dann schon. Worauf er, stell dir vor, Geralt, was das für ein Dämlack war, nachts ins Schloss ging. Wie man sich denken kann, blieb von ihm nicht viel übrig, gerade mal Hut und Knotenstock. Aber Foltest klammerte sich an diese Idee wie 'ne Klette an den Hundeschwanz. Er verbot alle Versuche, die Striege zu töten, und holte aus allen möglichen Winkeln des Landes Scharlatane nach Wyzima, damit sie die Striege in eine Prinzessin zurückverwandelten. Das war erst eine malerische Gesellschaft! Irgendwelche verrückten Weiber, seltsame Hinkfüße, hässlich, Bruder, und verlaust, dass es einen jammerte. Und munter drauflosgezaubert, größtenteils am gedeckten Tisch. Gewiss, manche haben Foltest oder der Rat schnell entlarvt, ein paar wurden sogar gepfählt, aber zu wenig, zu wenig. Ich hätte sie allesamt aufgehängt. Dass die Striege unterdessen alle naslang jemanden auffraß, ohne sich um die Schwindler und ihre Zaubersprüche zu kümmern, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Auch nicht, dass Foltest nicht mehr im Schloss wohnte. Niemand wohnte mehr dort.«

Velerad hielt inne, trank einen Schluck Bier. Der Hexer schwieg.

»Und so, Geralt, geht das nun schon seit sechs Jahren, denn das Ding ist vor etwa vierzehn Jahren geboren worden. Wir hatten zu jener Zeit ein paar andere Sorgen, denn wir haben uns mit Wisimir

von Nowigrad geschlagen, aber aus anständigen, verständlichen Gründen, es ging uns um eine Versetzung der Grenzpfähle, und das ist was anderes als irgendwelche Töchter oder dynastische Ehen. Foltest fängt übrigens schon an, sich um eine Heirat zu kümmern, und sieht sich die von den Nachbarhöfen geschickten Porträts an, die er früher in den Abort zu werfen pflegte. Tja, aber von Zeit zu Zeit überkommt es ihn wieder, und er schickt reitende Boten los, damit sie neue Zauberer suchen. Und eine Belohnung hat er auch ausgesetzt, dreitausend, woraufhin sich ein paar Wirrköpfe eingefunden haben, fahrende Ritter, sogar ein Hirt, ein in der ganzen Gegend bekannter Kretin, er möge in Frieden ruhen. Der Striege aber geht's gut. Außer dass sie ab und zu jemanden auffrisst. Man kann sich dran gewöhnen. Und die Helden, die sie zu entzaubern versuchen, haben wenigstens den einen Nutzen, dass sich die Bestie an Ort und Stelle sattfrisst und nicht außerhalb des Schlosses umherstreift. Was Foltest angeht, der hat ein neues Schloss, ganz hübsch.«

»Sechs Jahre lang« – Geralt hob den Kopf –, »sechs Jahre lang hat niemand die Sache erledigt?«

»Stimmt.« Velerad sah den Hexer durchdringend an. »Denn gewisse Sachen lassen sich nicht erledigen, und man muss sich damit abfinden. Ich rede von Foltest, unserem gnädigen und geliebten Herrscher, der diese Bekanntmachungen immer noch an den Kreuzwegen anschlagen lässt. Nur dass die Freiwilligen viel weniger geworden sind. Kürzlich gab es allerdings einen, aber der wollte die dreitausend unbedingt im Voraus haben. Also haben wir ihn in einen Sack gesteckt und in den See geworfen.«

»Schwindler gibt es immer.«

»In der Tat. Sogar zu viel davon«, stimmte ihm der Stadtvogt zu, ohne den Blick von dem Hexer zu wenden. »Wenn du also ins Schloss gehst, verlange kein Gold im Voraus. Wenn du überhaupt hingehst.«

»Ich gehe.«

»Gut, das ist deine Sache. Aber denk an meinen Rat. Wenn die Sprache schon auf die Belohnung kommt, da ist neuerdings auch

von dem anderen Teil die Rede, wie gesagt. Die Prinzessin zur Frau. Ich weiß nicht, wer sich das ausgedacht hat, aber wenn die Striege so aussieht, wie es heißt, dann ist das ein verdammt trauriger Witz. Trotzdem haben sich Dummköpfe gefunden, die in vollem Galopp zum Schloss geprescht sind, kaum dass bekannt wurde, da sei eine Gelegenheit, in die königliche Familie einzuheiraten. Genauer gesagt, es waren zwei Schustergesellen. Warum sind Schuster derart dumm, Geralt?«

»Ich weiß nicht. Und was ist mit Hexern, Stadtvogt? Hat es einer versucht?«

»Es waren ein paar da, aber nun ja. Als sie hörten, dass die Striege nicht getötet, sondern entzaubert werden soll, haben sie meistens mit den Schultern gezuckt und sind weggeritten. Darum ist auch mein Respekt vor den Hexern wesentlich gewachsen, Geralt. Ja, und dann kam einer, der war jünger als du, an den Namen erinnere ich mich nicht, falls er ihn überhaupt genannt hat. Der hat es versucht.«

»Und?«

»Die Prinzessin mit den großen Zähnen hat seine Gedärme über eine riesige Entfernung verstreut. Einen halben Pfeilschuss weit.«

Geralt nickte. »Das waren alle?«

»Da war noch einer.«

Velerad schwieg eine Weile. Der Hexer drängte ihn nicht.

»Also«, sagte der Stadtvogt schließlich. »Da war noch einer. Zuerst, als ihm Foltest mit dem Pfahl drohte, wenn er die Striege umbringt oder zum Krüppel macht, lachte er nur und begann seine Sachen zu packen. Aber dann . . .«

Velerad senkte abermals die Stimme, fast bis zum Flüstern, und beugte sich über den Tisch.

»Dann hat er den Auftrag angenommen. Siehst du, Geralt, es gibt hier in Wyzima ein paar vernünftige Leute, sogar in hoher Stellung, denen diese ganze Sache zum Halse raushängt. Es geht das Gerücht, dass diese Leute den Hexer im Stillen beredet haben, dass er sich nicht mit irgendwelchem Brimborium oder Zaubereien abgibt,

sondern die Striege erledigt und dem König sagt, der Zauber habe nicht gewirkt, das Töchterchen sei von der Treppe gefallen, kurzum, es sei ein Betriebsunfall passiert. Der König würde natürlich wütend werden, aber es würde darauf hinauslaufen, dass er keinen einzigen Oron Belohnung zahlt. Also meint mein Hexer, dass wir ohne Bezahlung selber gegen die Striege ziehen könnten. Nun ja, was sollten wir machen ... Wir haben zusammengelegt, gehandelt ... Bloß dass nichts dabei herausgekommen ist.«

Geralt hob die Brauen.

»Nichts, sag ich«, erklärte Velerad. »Der Hexer wollte nicht gleich in der ersten Nacht losgehen. Er schleicht herum, hält Ausschau, durchstreift die Gegend. Schließlich, heißt es, hat er die Striege gesehen, sicherlich in Aktion, denn sie kommt nicht aus der Krypta, bloß um sich die Füße zu vertreten. Er hat sie also gesehen und sich in derselben Nacht davongemacht. Ohne sich zu verabschieden.«

Geralt verzog leicht die Wangen – zu etwas, was wohl ein Lächeln sein sollte.

»Die vernünftigen Leute«, sagte er, »haben dieses Geld sicherlich noch? Hexer nehmen keinen Vorschuss.«

»Hm«, erwiderte Velerad, »sicherlich haben sie's noch.«

»Weiß das Gerücht nicht, wie viel es ist?«

Velerad bleckte die Zähne. »Die einen sagen: achthundert . . .«

Geralt wiegte den Kopf.

»Andere«, murmelte der Stadtvogt, »reden von tausend.«

»Nicht viel, wenn man bedenkt, dass das Gerücht immer übertreibt. Immerhin gibt der König dreitausend.«

»Vergiss die Braut nicht«, spottete Velerad. »Wovon reden wir eigentlich? Es ist doch klar, dass du diese dreitausend nicht kriegst.«

»Wieso soll das klar sein?«

Velerad schlug mit der Hand auf die Tischplatte. »Geralt, verdirb mir meine Vorstellung von den Hexern nicht! Das dauert jetzt schon über sechs Jahre! Die Striege erledigt pro Jahr an die fünfzig Leute, jetzt weniger, weil sich alle vom Schloss fernhalten. Nein, Bruder, ich

glaube an Zauberei, hab's mehr als einmal gesehen, und natürlich glaube ich bis zu einem gewissen Grade an die Fähigkeiten von Magiern und Hexern. Aber das mit der Entzauberung ist Unsinn, den sich ein buckliger und rotnasiger Opa ausgedacht hat, dem das Einsiedlerleben den Verstand geraubt hat, Unsinn, an den niemand glaubt. Außer Foltest. Nein, Geralt! Adda hatte eine Striege zur Welt gebracht, weil sie mit dem eigenen Bruder schlief, das ist die Wahrheit, und da hilft kein Zauber. Die Striege frisst Menschen, wie's eine Striege eben tut, und man muss sie schlicht und einfach töten. Hör mal, vor zwei Jahren sind die Bauern von irgendeinem gottverlassenen Nest bei Mahakam, denen ein Drache die Schafe weggefressen hat, gemeinsam losgezogen, haben ihn mit Balken erschlagen und es nicht einmal für zweckmäßig befunden, sich dessen besonders zu rühmen. Und wir hier in Wyzima warten auf ein Wunder und verriegeln bei jedem Vollmond die Türen oder binden Verbrecher vor den Schlossgebäuden an einen Pfahl, in der Hoffnung, dass sich die Bestie sattfrisst und in den Sarg zurückkehrt.«

»Keine üble Methode«, sagte der Hexer lächelnd. »Ist die Zahl der Verbrechen zurückgegangen?«

»Kein bisschen.«

»Wo geht's zum Schloss, zu dem neuen?«

»Ich begleite dich persönlich. Was wird aus dem Vorschlag der vernünftigen Leute?«

»Stadtvogt«, sagte Geralt. »Wozu die Eile? Es kann ja wirklich zu einem Arbeitsunfall kommen, unabhängig davon, ob ich es will. Dann müssen sich die vernünftigen Leute überlegen, wie sie mich vor dem Zorn des Königs bewahren, und die tausendfünfhundert Oron bereithalten, von denen gerüchtweise die Rede ist.«

»Es sollten tausend sein.«

»Nein, Herr Velerad«, sagte der Hexer entschieden. »Der, dem ihr tausend geben wolltet, ist beim bloßen Anblick der Striege davongelaufen, er hat nicht einmal gefeilscht. Also ist das Risiko für

tausend zu hoch. Ob es nicht höher als anderthalbtausend ist, wird sich zeigen. Natürlich werde ich mich vorher verabschieden.«

Velerad kratzte sich am Kopf. »Geralt? Tausendzweihundert?«

»Nein, Stadtvogt. Das ist keine leichte Arbeit. Der König gibt dreitausend, und ich muss euch sagen, dass Entzaubern manchmal leichter als Umbringen ist. Schließlich hätte irgendeiner von meinen Vorgängern die Striege getötet, wenn es so einfach wäre. Glaubt ihr, sie haben sich auffressen lassen, nur weil sie Angst vor dem König hatten?«

»Gut, Bruder.« Velerad nickte traurig. »Die Abrede steht. Nur vor dem König kein Sterbenswörtchen von einem möglichen Betriebsunfall. Ich rate es dir aufrichtig.«

///

Foltest war feingliedrig und hatte ein schönes, ein zu schönes Gesicht. Er war noch kein vierzig, schätzte der Hexer. Er saß auf einem aus schwarzem Holz geschnitzten Lehnstuhl und streckte die Füße zum Kamin hin, an dem sich zwei Hunde wärmten. Daneben saß auf einer Bank ein älterer, solide gebauter Mann mit Bart. Hinter dem König stand ein zweiter, reich gekleideter, mit stolzem Gesichtsausdruck. Ein Magnat.

»Ein Hexer aus Rivien«, sagte der König nach einem Augenblick der Stille, die nach den einführenden Worten Velerads eingetreten war.

»Ja, Herr.« Geralt neigte den Kopf.

»Wovon hast du so ein graues Haupt? Vom Zaubern? Ich sehe, dass du nicht alt bist. Gut, schon gut. Es war ein Scherz, sag nichts. Ich nehme an, du hast eine gewisse Erfahrung?«

»Ja, Herr.«

»Ich hätte gern etwas darüber gehört.«

Geralt verneigte sich noch tiefer. »Ihr wisst doch, Herr, dass es unsere Regel verbietet, von dem zu sprechen, was wir tun.«

»Eine gute Regel, Herr Hexer, sehr gut. Aber so ohne Einzelheiten, du hattest mit Waldteufeln zu tun?«

»Ja.«

»Mit Vampiren, Waldschraten?«

»Auch.«

Foltest zögerte. »Mit Striegen?«

Geralt hob den Kopf, schaute dem König in die Augen. »Auch.«

Foltest wich seinem Blick aus. »Velerad!«

»Ich höre, gnädiger Herr.«

»Du hast ihn in die Einzelheiten eingeweiht?«

»Ja, gnädiger Herr. Er behauptet, man könne die Prinzessin entzaubern.«

»Das weiß ich schon lange. Auf welche Weise, Herr Hexer? Ach ja, die Regel. Gut. Nur eine kleine Anmerkung. Bei mir hier sind schon ein paar Hexer gewesen. Velerad, du hast es ihm gesagt? Gut. Ich weiß daher, dass eure Spezialität eher die Tötung als die Entzauberung ist. Aber das kommt nicht in Frage. Wenn meiner Tochter auch nur ein Haar gekrümmt wird, ist dein Kopf fällig. So viel dazu. Ostrit und Ihr auch, Herr Segelin, bleibt hier und gebt ihm so viel Information, wie er haben will. Sie fragen immer viel, die Hexer. Gebt ihm was zu essen, und er soll im Schloss wohnen. Dass er sich nicht in den Schenken herumtreibt.«

Der König stand auf, piffte den Hunden und ging zur Tür, wobei er das Stroh auseinanderschob, das den Fußboden bedeckte. An der Tür drehte er sich um.

»Ich denke, Hexer, die Belohnung gehört dir. Vielleicht leg ich noch was drauf, wenn du es gut machst. An dem Gerede von einer Heirat mit der Prinzessin ist natürlich kein wahres Wort. Du glaubst doch nicht etwa, dass ich meine Tochter dem ersten besten Dahergelaufenen gebe?«

»Nein, Herr. Das glaube ich nicht.«

»Gut. Das beweist, dass du vernünftig bist.«

Foltest ging hinaus und schloss hinter sich die Tür.

Velerad und der Magnat, die bisher gestanden hatten, setzten sich sogleich an den Tisch. Der Stadtvogt trank den halb vollen Pokal des Königs aus, warf einen Blick in den Krug und fluchte. Ostrit, der Foltests Sessel einnahm, schaute den Hexer unter gesenkten Brauen hervor an und strich dabei mit der Hand über die geschnitzte Armlehne.

Segelin, der Bärtige, nickte Geralt zu. »Setzt Euch, Herr Hexer, setzt Euch. Gleich kommt das Abendessen. Worüber möchtet Ihr Euch unterhalten? Der Stadtvogt Velerad hat Euch anscheinend schon alles gesagt. Ich kenne ihn und weiß, dass er eher zu viel als zu wenig gesagt hat.«

»Nur ein paar Fragen.«

»Stellt sie.«

»Der Stadtvogt berichtete, dass der König nach dem Auftauchen der Striege viele *Wissende* hat rufen lassen.«

»Ja. Aber nennt sie nicht ›die Striege‹, nennt sie ›die Prinzessin‹. Dann fällt es Euch leichter, in Anwesenheit des Königs derlei Irrtümer zu vermeiden ... und das damit verbundene Ungemach.«

»Gab es unter den *Wissenden* jemand Bekanntes? Eine Berühmtheit?«

»Die gab es damals und auch danach. Ich erinnere mich nicht an die Namen ... Und Ihr, Herr Ostrit?«

»Ich erinnere mich auch nicht«, sagte der Magnat. »Aber ich weiß, dass manche von ihnen Ruhm und Anerkennung genossen. Davon ist viel geredet worden.«

»Waren sie sich einig, dass man den Fluch lösen kann?«

»Einig waren sie sich bei weitem nicht.« Segelin lächelte. »In keiner Sache. Aber diese Behauptung ist gefallen. Es sollte einfach sein, überhaupt keine magischen Fähigkeiten erfordern, und soviel ich verstanden habe, sollte es ausreichen, wenn jemand die Nacht vom Sonnenuntergang bis zum dritten Hahnenschrei im Gewölbe verbrächte, beim Sarkophag.«

»Wirklich ganz einfach . . .«, prustete Velerad.

»Ich würde gern eine Beschreibung der ... Prinzessin hören.«

Velerad sprang auf. »Die Prinzessin sieht aus wie eine Striege!«, platzte er heraus. »Wie die striegigste Striege, von der ich je gehört habe! Ihre königliche Hoheit, der verdamnte Bankert, ist vier Fuß groß, ähnelt einem Bierfass, sie hat ein Maul von einem Ohr bis zum anderen, mit Zähnen wie Stiletten gespickt, rote Guckeln und fuchsrote Zotteln! Ich wundere mich, dass wir noch nicht angefangen haben, ihre Miniatur an die befreundeten Höfe zu verschicken! Die Prinzessin, verrecken soll sie, ist schon vierzehn Jahre alt, Zeit, dran zu denken, dass man sie irgendeinem Prinzen zur Frau gibt!«

»Zügler dich, Stadtvogt«, sagte Ostrit stirnrunzelnd und schielte zur Tür.

Segelin lächelte leise. »Die Beschreibung war zwar sehr bildhaft, aber ziemlich genau, und darum ging es Euch doch, Herr Hexer, nicht wahr? Velerad hat vergessen zu erwähnen, dass sich die Prinzessin mit unglaublicher Geschwindigkeit bewegt und viel stärker ist, als man bei ihrer Größe und Figur annehmen könnte. Aber dass sie vierzehn Jahre alt ist, stimmt. Soweit es von Bedeutung ist.«

»Ist es«, sagte der Hexer. »Kommen die Überfälle auf Menschen nur bei Vollmond vor?«

»Ja«, antwortete Segelin. »Wenn sie außerhalb des alten Schlosses angreift. Im Schloss sind die Menschen unabhängig von der Mondphase immer umgekommen. Aber sie kommt nur bei Vollmond heraus, und auch das nicht jedes Mal.«

»Hat sie wenigstens einmal bei Tage angegriffen?«

»Nein. Bei Tage nicht.«

»Sie frisst die Opfer immer auf?«

Velerad spuckte in hohem Bogen aufs Stroh. »Verdammt, Geralt, gleich gibt's das Abendessen. Puh! Sie frisst sie auf, knabbert sie an, lässt sie liegen, ganz verschieden, sicherlich je nach Laune. Einem hat sie bloß den Kopf abgebissen, etliche hat sie ausgeweidet, und manche hat sie ganz aufgefressen, bis auf die Knochen, kann man sagen. Das Hurenkind!«

»Sieh dich vor, Velerad«, zischte Ostrit. »Über die Striege kannst du reden, was du willst, aber von Adda sollst du in meiner Gegenwart nicht schlecht sprechen, denn vorm König wagst du es auch nicht!«

»Hat es jemanden gegeben, den sie angefallen hat und der es überlebte?«, fragte der Hexer und tat so, als beachte er den Ausbruch des Magnaten nicht.

Segelin und Ostrit blickten einander an.

»Ja«, sagte der Bärtige. »Ganz zu Beginn, vor sechs Jahren, hat sie sich auf zwei Soldaten gestürzt, die bei der Krypta auf Wache standen. Einer konnte fliehen.«

»Und später«, warf Velerad ein, »der Müller, den sie vor der Stadt angefallen hat. erinnert Ihr Euch?«

IV

Der Müller wurde am anderen Tag spätabends in die Kammer über der Wachstube gebracht, wo der Hexer einquartiert worden war. Ihn begleitete ein Soldat in einem Mantel mit Kapuze.

Die Unterredung brachte weiter keine Ergebnisse. Der Müller war bestürzt, er faselte, stotterte. Vielsagender waren für den Hexer seine Narben: Die Striege hatte ein beeindruckend breites Maul und tatsächlich scharfe Zähne, darunter sehr lange obere Eckzähne – und zwar vier, auf jeder Seite zwei. Die Krallen waren gewiss schärfer als bei einer Wildkatze, allerdings weniger gebogen. Nur darum war es dem Müller übrigens gelungen, sich loszureißen.

Nachdem er die Untersuchung beendet hatte, entließ Geralt ihn und den Soldaten mit einem Kopfnicken. Der Soldat schob den Mann zur Tür hinaus und schlug die Kapuze zurück. Es war Foltest höchstpersönlich.

»Bleib sitzen, steh nicht auf«, sagte der König. »Ich bin inoffiziell hier. Bist du mit der Befragung zufrieden? Ich hörte, dass du heute Vormittag im alten Schloss warst.«

»Ja, Herr.«

»Wann gehst du an die Arbeit?«

»In vier Tagen ist Vollmond. Nach dem Vollmond.«

»Du willst sie dir vorher selbst ansehen?«

»Das ist nicht nötig. Aber wenn die ... Prinzessin ... satt ist, wird sie nicht so beweglich sein.«

»Die Striege, Meister, die Striege. Wir wollen uns nicht mit Diplomatie aufhalten. Zur Prinzessin wird sie erst noch. Deswegen bin ich übrigens gekommen. Sag mir, inoffiziell, kurz und klar: Wird sie's oder wird sie's nicht? Aber versteck dich nicht hinter irgendwelchen Regeln.«

Geralt rieb sich die Stirn. »Ich bestätige, Herr König, dass der Zauber gelöst werden kann. Und wenn ich mich nicht irre, dann

tatsächlich, indem man eine Nacht im Schloss verbringt. Der dritte Hahnenschrei löst den Bann, wenn er die Striege außerhalb des Sarkophags überrascht. So wird mit Striegen üblicherweise verfahren.«

»So einfach?«

»Es ist nicht einfach. Erstens muss man diese Nacht überleben. Es kann auch Abweichungen von der Norm geben. Zum Beispiel nicht eine Nacht, sondern drei. Hintereinander. Manche Fälle sind auch ... nun ja ... hoffnungslos.«

»Ja«, sagte Foltest widerwillig. »Von manchen höre ich das andauernd. Das Ungeheuer töten, denn es ist ein unheilbarer Fall. Meister, ich bin sicher, dass man schon mit dir gesprochen hat. Was? Dass du die Menschenfresserin ohne Zeremonien erledigst, gleich zu Beginn, und nachher sagst, dass es nicht anders ging. Der König zahlt nicht, wir zahlen. Eine sehr praktische Methode. Und billig. Denn der König lässt den Hexer köpfen oder aufhängen, und das Gold bleibt in der Kasse.«

»Der König wird den Hexer auf jeden Fall köpfen lassen?« Geralt verzog das Gesicht.

Foltest schaute dem Rivier lange in die Augen.

»Der König weiß nicht«, sagte er schließlich. »Aber der Hexer muss jedenfalls mit dieser Möglichkeit rechnen.«

Nun war es Geralt, der eine Weile schwieg.

»Ich habe vor, zu tun, was ich kann« sagte er schließlich. »Aber wenn es schiefgeht, werde ich mein Leben verteidigen. Ihr, Herr, müsst auch mit dieser Möglichkeit rechnen.«

Foltest stand auf. »Du verstehst mich nicht. Darum geht es nicht. Es ist klar, dass du sie umbringst, wenn's hart auf hart kommt, ob es mir passt oder nicht. Denn sonst bringt sie dich um, gewiss und unwiderruflich. Ich mache das nicht öffentlich, aber ich würde keinen bestrafen, der sie in Notwehr tötet. Doch ich lasse nicht zu, dass man sie ohne einen Rettungsversuch umbringt. Es ist schon versucht worden, das alte Schloss anzuzünden; sie haben mit Pfeil und Bogen auf sie geschossen, haben Fallgruben gegraben,

Schlingen und Fangstricke ausgelegt, bis ich ein paar aufgehängt habe. Aber darum geht es nicht. Hör zu, Meister!«

»Ich höre.«

»Nach dem dritten Hahnenschrei wird es keine Striege mehr geben, wenn ich richtig verstanden habe. Und stattdessen?«

»Wenn alles gut geht, ein vierzehnjähriges Mädchen.«

»Mit roten Augen? Und Zähnen wie ein Krokodil?«

»Eine gewöhnliche Vierzehnjährige. Allerdings . . .«

»Nun?«

»Nur körperlich.«

»Na also. Da haben wir die Bescherung. Und geistig? Jeden Tag einen Eimer Blut zum Frühstück? Ein halbes Kind?«

»Nein. Geistig ... Schwer zu sagen ... Ich denke, auf dem Niveau, was weiß ich, eines drei-, vierjährigen Kindes. Sie wird lange Zeit sorgsame Betreuung brauchen.«

»Das ist klar. Meister?«

»Ich höre.«

»Kann das bei ihr wiederkommen? Später?«

Der Hexer schwieg.

»Aha«, sagte der König. »Also doch. Und was dann?«

»Wenn sie nach einer langen, mehrtägigen Ohnmacht sterben sollte, muss der Körper verbrannt werden. Und das schleunigst.«

Foltests Miene verdüsterte sich.

»Ich glaube aber nicht«, fuhr Geralt fort, »dass es dazu kommt. Zur Sicherheit werde ich Euch, Herr, ein paar Hinweise geben, wie man die Gefahr vermindern kann.«

»Jetzt schon? Ist es dazu nicht zu früh, Meister? Und wenn . . .«

»Jetzt schon«, fiel ihm der Rivier ins Wort. »Es kann alles Mögliche geschehen, Herr König. Kann sein, Ihr findet morgens in der Krypta die entzauberte Prinzessin und meine Leiche.«

»Wirklich? Trotz meiner Erlaubnis, das eigene Leben zu schützen? An der dir, wie mir scheint, nicht einmal allzu viel gelegen ist?«

»Das ist eine ernste Sache, Herr König. Das Risiko ist hoch. Darum hört: Die Prinzessin muss am Halse ständig einen Saphir tragen, am besten einen Inklus, an einem silbernen Kettchen.«

»Was ist ein Inklus?«

»Ein Saphir mit einem im Stein eingeschlossenen Luftbläschen. Außerdem müssen in dem Zimmer, wo sie schläft, von Zeit zu Zeit Wacholder-, Besenstrauch- und Haselzweige im Kamin verbrannt werden.«

Foltest überlegte. »Danke für die Ratschläge, Meister. Ich werde mich daran halten, wenn ... Und jetzt hör mir gut zu. Wenn du feststellst, dass es ein hoffnungsloser Fall ist, tötest du sie. Wenn du den Zauber löst, das Mädchen aber nicht ... gesund ist, wenn du auch nur den Schatten eines Zweifels hast, ob es dir vollends gelungen ist, tötest du sie auch. Hab keine Angst, dir droht nichts. Ich werde dich vor den Leuten anschreien, dich aus dem Schloss und der Stadt jagen, weiter nichts. Eine Belohnung gebe ich dir dann natürlich nicht. Vielleicht kannst du was herausschlagen, du weißt schon, bei wem.«

Sie schwiegen eine ganze Weile.

»Geralt.« Zum ersten Mal sprach Foltest den Hexer mit Namen an.

»Ich höre.«

»Was ist dran an dem Gerede, dass das Kind so und nicht anders geworden ist, weil Adda meine Schwester war?«

»Nicht viel. Einen Zauber muss jemand bewirken, kein Fluch legt sich von selbst auf jemanden. Aber ich denke, Eure Verbindung mit der Schwester war der Grund dafür, dass der Fluch ausgesprochen wurde, also auch für die Folgen.«

»Das habe ich mir gedacht. Das haben manche von den *Wissenden* auch gesagt, allerdings nicht alle. Geralt? Woher kommen solche Dinge? Zauberei, Magie?«

»Ich weiß es nicht, König. Die *Wissenden* befassen sich mit der Erforschung der Ursachen solcher Erscheinungen. Für uns Hexer genügt es, zu wissen, dass ein gebündelter Wille solche

Erscheinungen bewirken kann. Und das Wissen, wie man sie bekämpft.«

»Sie tötet?«

»Oft. Dafür werden wir übrigens meistens bezahlt. Die wenigsten wollen, dass ein Zauber gelöst wird, König. In der Regel wollen sich die Leute einfach vor der Gefahrschützen. Und wenn das Ungeheuer noch Menschen auf dem Gewissen hat, kommt das Motiv der Rache hinzu.«

Der König stand auf, ging ein paar Schritt durchs Zimmer und blieb vor dem Schwert des Hexers stehen, das an der Wand hing.

»Damit?«, fragte er, ohne Geralt anzublicken.

»Nein. Das ist für Menschen.«

»Davon habe ich gehört. Weißt du was, Geralt? Ich komme mit dir in die Krypta.«

»Ausgeschlossen.«

Foltest wandte sich um, seine Augen funkelten. »Weißt du, Zauberer, dass ich sie nie gesehen habe? Weder nach der Geburt, noch ... später. Ich hatte Angst. Vielleicht werde ich sie niemals sehen, nicht wahr? Ich habe das Recht, wenigstens zu wissen, wie du sie ermorden wirst.«

»Ich wiederhole, es ist ausgeschlossen. Es wäre der sichere Tod. Auch für mich. Wenn ich meine Aufmerksamkeit, meinen Willen erschaffen lasse ... Nein, König.«

Foltest wandte sich ab, eilte zur Tür. Einen Augenblick lang glaubte Geralt, er würde wortlos hinausgehen, ohne Abschiedsgeste, doch der König blieb stehen, sah ihn an.

»Du erweckst Vertrauen«, sagte er. »Obwohl ich weiß, was für ein Frächtchen du bist. Man hat mir erzählt, was in der Schenke vorgefallen ist. Ich bin sicher, du hast diese Strauchdiebe nur umgebracht, um Aufmerksamkeit zu erregen, um die Leute zu beeindrucken, vor allem mich. Für mich besteht kein Zweifel, dass du sie hättest überwinden können, ohne sie zu töten. Ich fürchte, ich werde nie erfahren, ob du vorhast, meine Tochter zu retten oder

auch sie umzubringen. Aber ich nehme es in Kauf. Ich muss es in Kauf nehmen. Weißt du, warum?«

Geralt antwortete nicht.

»Weil ich glaube«, sagte der König, »weil ich glaube, dass sie leidet. Nicht wahr?«

Der Hexer fixierte den König durchdringend. Er nickte nicht, senkte nicht den Kopf, machte nicht die geringste Geste, doch Foltest wusste es. Er kannte die Antwort.

V

Zum letzten Mal blickte Geralt durchs Fenster des Schlosses hinaus. Die Dämmerung brach rasch herein. Jenseits des Sees glommen unsterblich die Lichter von Wyzima. Rings um die Schlossgebäude lag Ödland – ein Streifen Niemandsland, mit dem sich die Stadt im Laufe von sechs Jahren von dem gefährlichen Ort abgegrenzt hatte, ohne mehr zurückzulassen als ein paar Ruinen, durchgefaultes Gebälk und den Rest einer Palisade mit Scharten, die zu zerlegen und mitzunehmen sich offensichtlich nicht gelohnt hatte. Weiter weg, nämlich an den genau gegenüberliegenden Rand der Stadt, hatte der König selbst seine Residenz verlegt – die hohe und massige Silhouette seines neuen Schlosses zeichnete sich in der Ferne schwarz gegen einen Himmel ab, der sich blutrot färbte.

Der Hexer kehrte zu dem staubigen Tisch in einem der leeren, ausgeplünderten Zimmer zurück, wo er sich ohne Eile, ruhig, sorgfältig vorbereitete. Er wusste, dass er viel Zeit hatte. Die Striege würde die Krypta nicht vor Mitternacht verlassen.

Vor sich auf dem Tisch hatte er ein in Leder geschlagenes Kästchen. Er öffnete es. Drinnen standen in mit trockenem Gras ausgefüllten Abteilungen dicht an dicht Fläschchen von dunklem Glas. Der Hexer nahm drei heraus.

Vom Boden hob er ein längliches Bündel auf, das grob in Schafsfelle gehüllt und mit einem Riemen umwickelt war. Er packte es aus und holte ein Schwert hervor, das einenverzierten Griff hatte und in einer schwarz glänzenden, mit Reihen von Runenzeichen und Symbolen bedeckten Scheide steckte. Er entblößte die Schneide, die in reinem, spiegelgleichem Glanz auffunkelte. Die Klinge war von purem Silber.

Geralt murmelte einen Spruch, trank nacheinander den Inhalt zweier Fläschchen aus und legte bei jedem Schluck die linke Hand auf die Schwertklinge. Dann hüllte er sich dicht in seinen schwarzen

Mantel und setzte sich. Auf den Fußboden. Im Zimmer gab es keinen einzigen Stuhl. Wie übrigens im ganzen Schloss.

Er saß reglos da, mit geschlossenen Augen. Sein Atem, anfangs gleichmäßig, ging plötzlich schneller, krampfhaft, unruhig. Und dann hörte er ganz auf. Die Mixtur, mit deren Hilfe der Hexer alle Organe des Körpers vollständig unter Kontrolle hielt, bestand hauptsächlich aus Weißer Nieswurz, Stechapfel, Weißdorn und Wolfsmilch. Ihre übrigen Bestandteile hatten in keiner Menschengesprache einen Namen. Für jemanden, der nicht wie Geralt von Kind auf daran gewöhnt war, wäre es ein tödliches Gift gewesen.

Der Hexer wandte jäh den Kopf. Sein Gehör, jetzt über jedes Maß hinaus geschärft, erfasste mit Leichtigkeit das leise Rascheln von Schritten auf dem grasüberwucherten Schlosshof. Das konnte nicht die Striege sein. Es war zu hell. Geralt warf sich das Schwert auf den Rücken, versteckte sein Bündel in der Feuerstelle des geborstenen Kamins und lief still wie eine Fledermaus über die Treppe.

Auf dem Hof war es noch hell genug, dass der Ankömmling das Gesicht des Hexers sehen konnte. Der Mann – es war Ostrit – schreckte zurück, eine unwillkürliche Grimasse von Verblüffung und Abscheu verzerrte seinen Mund. Der Hexer lächelte schief – er wusste, wie er aussah. Wenn man eine Mixtur aus Tollkirschen, Eisenhut und Augenrost trinkt, nimmt das Gesicht die Farbe von Kreide an, und die Pupillen verdrängen die ganze Iris. Doch die Mixtur erlaubt es, in tiefster Finsternis zu sehen, und darum ging es Geralt.

Ostrit hatte sich rasch wieder unter Kontrolle. »Du siehst aus, als ob du schon eine Leiche wärst, Zauberer«, sagte er. »Sicherlich vor Angst. Fürchte dich nicht. Ich bringe dir Trost.«

Der Hexer antwortete nicht.

»Hörst du nicht, was ich sage, rivischer Quacksalber? Du bist gerettet. Und reich.« Ostrit wog in der Hand ein wohlgefülltes Säckchen und warf es Geralt vor die Füße. »Tausend Orons. Nimm sie, steig aufs Pferd und verschwinde von hier!«

Der Rivier schwieg noch immer.

»Glitz mich nicht so an!« Ostrit hob die Stimme. »Und stiehl mir nicht die Zeit. Ich habe nicht vor, bis Mitternacht hier herumzustehen. Verstehst du nicht? Ich möchte nicht, dass du den Zauber löst. Nein, denk nicht, dass du es erraten hast. Ich halte es nicht mit Velerad und Segelin. Ich will nicht, dass du sie tötest. Du sollst einfach verschwinden. Alles soll bleiben, wie es ist.«

Der Hexer regte sich nicht. Er wollte nicht, dass der Magnat herausfand, wie schnell er sich jetzt bewegte und reagierte. Es wurde rasch dunkel, und das war insofern günstig, als selbst das Halbdunkel der Dämmerung für seine geweiteten Pupillen zu grell war.

»Und warum, Herr, soll alles bleiben, wie es ist?«, fragte er, bemüht, die einzelnen Wörter langsam auszusprechen.

»Das« – Ostrit hob stolz den Kopf – »hat dich verdammt wenig zu kümmern.«

»Und wenn ich es schon weiß?«

»Interessant.«

»Es wird leichter sein, Foltest zu entthronen, wenn die Striege den Leuten noch länger zur Last fällt? Wenn sowohl die Magnaten als auch das Volk den Wahnsinn des Königs ein für alle Mal satthaben? Ich bin auf dem Weg hierher durch Redanien, durch Nowigrad geritten. Dort ist viel davon die Rede, dass manche in Wyzima König Wisimir als Retter und wahren Monarchen im Auge haben. Mich aber, Herr Ostrit, gehen weder die Politik noch die Thronfolge noch Palastrevolutionen etwas an. Ich bin hier, um eine Arbeit zu erledigen. Habt Ihr noch nie von Pflichtgefühl und gewöhnlichem Anstand gehört? Von einem Berufsethos?«

»Überleg dir, mit wem du redest, du Strolch!«, schrie Ostrit wütend und legte die Hand an den Schwertgriff. »Mir reicht's, ich bin's nicht gewohnt, mit sonstwem zu diskutieren! Seht ihn euch an, Ethos, Regeln, Moral?! Und wer sagt das? Ein Schlägetot, der, kaum angekommen, schon Menschen umgebracht hat? Der vor Foltest gekatzbuckelt, hinter seinem Rücken aber mit Velerad wie ein

Söldling gefeilscht hat? Und du wagst es, den Kopf hoch zu tragen, du Wicht? Den *Wissenden* zu mimen? Den Magier? Den Zauberer? Du elender Hexer! Pack dich, ehe ich dir mit der Klinge das Maul stopfe!«

Der Hexer zuckte nicht einmal, er blieb ruhig stehen.

»Ihr solltet lieber selbst hier weggehen, Herr Ostrit«, sagte er. »Es wird dunkel.«

Ostrit trat einen Schritt zurück, zog blitzschnell das Schwert. »Du hast es so gewollt, Zauberer. Ich werde dich töten. Deine Tricks helfen dir nicht. Ich habe einen Schildkrötenstein bei mir.«

Geralt lächelte. Der Glaube an die Kraft eines Schildkrötensteins war ebenso verbreitet wie falsch. Doch der Hexer dachte nicht daran, seine Kräfte auf Zaubersprüche zu verschwenden, und erst recht nicht, die Silberklinge durch eine Begegnung mit Ostrits Wanst zu beflecken. Er tauchte unter der wirbelnden Schneide hinweg und schlug dem Magnaten mit dem Unterarm, mit den silbernen Niete der Manschette gegen die Schläfe.

VI

Ostrit kam rasch wieder zur Besinnung und ließ den Blick durch völlige Dunkelheit schweifen. Er bemerkte, dass er gefesselt war. Geralt, der neben ihm stand, sah er nicht. Doch er erfasste, wo er sich befand, und heulte auf, anhaltend und grell.

»Sei still«, sagte der Hexer. »Du ziehst sie sonst vor der Zeit an.«

»Du verfluchter Mörder! Wo bist du? Bind mich sofort los, du Mistkerl! Dafür wirst du hängen, Hundesohn!«

»Sei still.«

Ostrit atmete schwer. »Du wirfst mich ihr zum Fraß vor! Gefesselt?«, fragte er schon leiser und fügte fast flüsternd ein übles Schimpfwort hinzu.

»Nein«, sagte der Hexer. »Ich lass dich frei. Aber nicht jetzt.«

»Du Schurke«, zischte Ostrit. »Um die Striege abzulenken?«

»Ja.«

Ostrit verstummte, hörte auf, sich in den Fesseln hin und her zu werfen, und lag still.

»Hexer?«

»Ja.«

»Es ist wahr, dass ich Foltest stürzen wollte. Nicht nur ich. Aber nur ich wollte seinen Tod, ich wollte, dass er unter Qualen stirbt, dass er wahnsinnig wird, bei lebendigem Leibe verfault. Weißt du, warum?«

Geralt schwieg.

»Ich habe Adda geliebt. Die Schwester des Königs. Die Geliebte des Königs. Die Hure des Königs. Ich habe sie geliebt ... Hexer, bist du hier?«

»Ja.«

»Ich weiß, was du denkst. Aber so war es nicht. Glaub mir, ich habe keinen Fluch ausgesprochen. Ich verstehe nichts von Zauberei. Nur einmal habe ich im Zorn gesagt ... Nur einmal. Hexer? Hörst du?«

»Ja.«

»Es war seine Mutter, die alte Königin. Gewiss war sie es. Sie konnte nicht mit ansehen, wie er und Adda ... Ich war das nicht. Ich habe nur einmal, weißt du, versucht, sie umzustimmen, aber Adda ... Hexer! Es kam über mich, und ich habe gesagt ... Hexer? War ich es? Ich?«

»Das spielt jetzt keine Rolle mehr.«

»Hexer? Ist Mitternacht nahe?«

»Ja.«

»Lass mich eher frei. Gib mir mehr Zeit.«

»Nein.«

Ostrit hörte nicht das Schurren, mit dem der Deckel des Sarkophags weggeschoben wurde, wohl aber der Hexer. Er beugte sich herab und schnitt mit dem Stilett die Fesseln des Magnaten durch. Ostrit wartete keine Worte ab, er fuhr hoch, schwankte mit starr gewordenen Gliedern, lief los. Seine Sicht hatte sich schon so weit der Dunkelheit angepasst, dass er den Weg sah, der aus dem großen Saal nach draußen führte.

Krachend sprang die Platte aus ihrem Lager, die den Eingang zur Krypta versperrte. Geralt, sorgsam hinter dem Treppengeländer verborgen, erblickte die Missgestalt der Striege, die behände, schnell und zielsicher dem sich entfernenden Tappen von Ostrits Stiefeln nachjagte. Die Striege machte nicht das geringste Geräusch.

Ein ungeheuerlicher, durchdringender, wahnsinniger Schrei zerriss die Nacht, ließ die Mauern erzittern und dauerte an, höher und tiefer vibrierend. Der Hexer konnte die Entfernung nicht genau abschätzen – sein verfeinertes Gehör täuschte ihn –, doch er wusste, dass die Striege Ostrit schnell erwischte hatte. Zu schnell.

Er ging in die Mitte des Saales und blieb am Eingang zur Krypta stehen. Er warf den Mantel ab. Er bewegte die Schultern, um den Sitz des Schwertes zu korrigieren. Er zog die Handschuhe hoch. Er hatte noch einen Augenblick Zeit. Er wusste, dass die Striege, obwohl sie vom letzten Vollmond her noch satt war, Ostrits Leiche

nicht so bald verlassen würde. Herz und Eingeweide waren für sie ein wertvoller Nahrungsvorrat für die lange Zeit, die sie in Starre zubrachte.

Der Hexer wartete. Bis zum Morgengrauen blieben, wie er ausrechnete, noch etwa drei Stunden. Das Krähen eines Hahnes konnte ihn nur täuschen. In der Umgegend dürfte es übrigens keine Hähne geben.

Er hörte etwas. Sie kam langsam näher, schlurfte übers Parkett. Und dann sah er sie.

Die Beschreibung war exakt gewesen. Der unangemessen große Kopf, der auf einem kurzen Halse saß, war von einer wirren, wehenden Wolke rötlicher Haare umgeben. Die Augen glühten im Finstern wie zwei Karfunkel. Die Striege stand reglos, den Blick auf Geralt geheftet. Plötzlich riss sie den Rachen auf – als wolle sie sich der Reihen weißer, spitzer Zähne rühmen; dann klappte sie die Kiefer zu, mit einem Geräusch, das an das Zuschlagen einer Truhe erinnerte. Und sofort sprang sie, aus dem Stand, ohne Anlauf, und streckte dem Hexer die blutigen Krallen entgegen.

Geralt sprang zur Seite, wirbelte in einer blitzschnellen Pirouette herum, die Striege prallte von ihm ab, wirbelte ebenfalls herum und zerriss die Luft mit den Krallen. Sie kam nicht aus dem Gleichgewicht, griff erneut an, sofort, aus der Bewegung, und diesmal schlugen ihre Zähne schon vor Geralts Brust aufeinander. Der Rivier sprang zur anderen Seite, wechselte in einer schwirrenden Pirouette dreimal die Richtung, um die Striege zu verwirren. Im Wegspringen schlug er ihr mit den silbernen Ringen, mit denen die Oberseite der Handschuhe über den Knöcheln besetzt war, kräftig, wenngleich ohne auszuholen, gegen die Seite des Kopfes.

Die Striege heulte fürchterlich auf und erfüllte das Schloss mit einem rollenden Echo, fiel zu Boden, erstarrte und begann zu heulen, dumpf, böseartig und wütend.

Der Hexer lächelte boshaft. Der erste Versuch war wie erwartet geglückt. Auf die Striege wie auf die meisten durch Zauberei zum Leben erweckten Ungeheuer wirkte Silber tödlich. Er hatte also eine

Chance: Das Untier war wie die anderen, und das konnte eine erfolgreiche Entzauberung gewährleisten, während ihm das silberne Schwert als letztes Mittel das Leben sichern mochte.

Die Striege beeilte sich nicht mit dem nächsten Angriff. Diesmal kam sie langsam näher, mit gebleckten Hauern und widerwärtig triefendem Speichel. Geralt wich zurück, beschrieb einen Halbkreis, verlangsamte und beschleunigte seine Bewegungen, um die Striege aus dem Konzept zu bringen, ihr die Anspannung zum Sprung zu erschweren. Im Gehen wickelte der Hexer eine lange, dünne, kräftige Kette mit einem Gewicht am Ende ab. Die Kette war aus Silber.

In dem Augenblick, als die Striege sich spannte und lossprang, piff die Kette durch die Luft und schlang sich augenblicklich um Schultern, Hals und Kopf der Striege. Die Striege stürzte im Sprung zu Boden und stieß ein ohrenbetäubendes Kreischen aus. Sie wälzte sich am Boden und heulte grauenhaft, sei es vor Wut oder wegen des brennenden Schmerzes, den ihr das verhasste Metall verursachte. Geralt war zufrieden – hätte er die Striege töten wollen, so wäre das in diesem Moment nicht besonders schwer gewesen. Doch der Hexer zog das Schwert nicht. Bisher hatte nichts im Verhalten der Striege Grund zu der Annahme gegeben, dies könnte ein unheilbarer Fall sein. Geralt zog sich auf eine passende Entfernung zurück und atmete, ohne den Blick von der am Boden zuckenden Gestalt zu wenden, tief durch und sammelte sich.

Die Kette riss, ein Regen silberner Glieder sprühte nach allen Seiten und klirrte auf dem Stein. Die vor Wut geblendete Striege stürzte heulend zum Angriff vor. Geralt wartete ruhig und zeichnete mit der erhobenen Rechten vor sich das Zeichen Aard.

Die Striege wurde wie von einem Hammer getroffen ein paar Schritte zurückgeschleudert, hielt sich aber auf den Beinen, streckte die Klauen aus und entblößte die Fangzähne. Ihre Haare sträubten sich und wogten, als ob sie gegen einen starken Wind ginge. Mit Mühe, schleppend, Schritt für Schritt, kam sie langsam näher. Doch sie kam näher.

Geralt wurde unruhig. Er hatte nicht erwartet, dass ein derart einfaches *Zeichen* die Striege vollends lähmen würde, aber auch nicht, dass die Bestie den Widerstand so leicht überwinden könnte. Er konnte das *Zeichen* nicht allzu lange aufrechterhalten, denn das kostete zu viel Kraft, und die Striege hatte nur noch zehn Schritte zurückzulegen. Ruckartig löste er das *Zeichen* auf und sprang beiseite. Wie erwartet, schnellte die überraschte Striege vor, verlor das Gleichgewicht, überschlug sich, glitt auf dem Parkett aus und stürzte die Stufen hinab, durch den im Fußboden gähnenden Eingang zur Krypta. Von unten her erklang ihr wahnsinniges Geheul.

Um Zeit zu gewinnen, sprang Geralt auf die Treppe, die zur Galerie hinaufführte. Er hatte noch nicht einmal den halben Weg zurückgelegt, als die Striege aus der Krypta hervorstürzte und wie eine riesige schwarze Spinne voranstürmte. Der Hexer wartete, bis sie ihm auf die Treppe nachgerannt war, dann schwang er sich übers Geländer und sprang hinab. Die Striege machte auf der Treppe kehrt, stieß sich ab und stürzte sich mit einem unglaublichen, über zehn Meter weiten Sprung auf ihn. Von seinen Pirouetten ließ sie sich nicht mehr so leicht verwirren – zweimal erreichten ihre Krallen das Lederwams des Riviers. Doch ein erneuter, verzweifelt kräftiger Hieb mit den silbernen Ringen warf die Striege zurück, ließ sie wanken. Geralt, der fühlte, wie sich in ihm die Wut ansammelte, nahm Schwung, bog den Rumpf nach hinten und stieß die Bestie mit einem kräftigen Tritt in die Seite zu Boden.

Das Brüllen, das sie ausstieß, war lauter als je zuvor. Sogar der Putz rieselte von der Decke.

Die Striege stürzte los, vor unbändiger Wut und Mordlust zitternd. Geralt wartete. Er hatte schon das Schwert gezogen, beschrieb damit Kreise in der Luft, ging um die Striege herum und achtete darauf, dass die Bewegungen des Schwertes nicht mit Rhythmus und Tempo seiner Schritte übereinstimmten. Die Striege sprang nicht, sie näherte sich langsam, den Blick an die hellen Streifen der Klinge geheftet.

Geralt blieb unvermittelt stehen, erstarrte mit erhobenem Schwert. Aus dem Konzept gebracht, stand auch die Striege still. Der Hexer

beschrieb mit der Schwertspitze langsame Halbkreise, tat einen Schritt auf die Striege zu. Dann noch einen. Und dann sprang er und ließ dabei das Schwert überm Kopf wirbeln.

Die Striege bleckte die Zähne und wich im Zickzack zurück. Geralt kam wieder in ihre Nähe, die Klinge huschte in seiner Hand hin und her. In die Augen des Hexers war ein boshafte Funkeln getreten, zwischen seinen zusammengebissenen Zähnen drang ein heiseres Gebrüll hervor. Wieder wich die Striege zurück vor der Macht des konzentrierten Hasses, vor der Wut und Übermacht des Menschen, die in Wellen auf sie einschlugen, ihr in Hirn und Innereien drangen. Bis zum Schmerz von der ihr bisher unbekannten Empfindung getroffen, stieß sie einen schütterten, dünnen Schrei aus, machte auf der Stelle kehrt und begann eine wahnsinnige Flucht durchs finstere Gewirr der Schlosskorridore.

Geralt, von einem Schauer überkommen, blieb inmitten des Saales stehen. Allein. Es hatte lange gedauert, dachte er, bis dieser Tanz am Rande des Abgrunds, dieses irrsinnige, makabre Kampfballett zum erwarteten Ergebnis geführt hatte, ihm erlaubte, die seelische Einheit mit dem Gegner zu erlangen, zu den Vorräten gebündelten Willens vorzudringen, von dem die Striege erfüllt war. Eines bösen, krankhaften Willens, durch dessen Macht die Striege entstanden war. Der Hexer erbebt bei der Erinnerung an den Augenblick, als er diese Ladung Bosheit in sich aufgenommen hatte, um sie wie ein Spiegel auf das Ungeheuer zurückzuwerfen. Noch nie war ihm solch ein Zusammenspiel von Hass und Bluttausch begegnet, nicht einmal bei den Basilisken, die in dieser Hinsicht den übelsten Ruf hatten.

Umso besser, dachte er, während er auf den Eingang zur Krypta zuing, der schwarz wie eine riesige Pfütze auf dem Fußboden lag. Umso besser, umso stärker der Schlag, den die Striege selbst erhalten hat. Das würde ihm etwas mehr Zeit für das weitere Vorgehen verschaffen, ehe die Bestie sich von dem Schock erholte. Der Hexer zweifelte, dass er zu einer weiteren solchen Anstrengung imstande wäre. Die Wirkung der Elixiere ließ nach, aber das Morgengrauen war noch fern. Die Striege durfte es vor dem Morgen

nicht zurück in die Krypta schaffen, sonst war die ganze bisherige Arbeit vergebens.

Er ging die Treppe hinab. Die Krypta war nicht groß, sie enthielt drei steinerne Sarkophage. Bei dem am nächsten zum Eingang gelegenen war der Deckel halb beiseitegeschoben. Geralt holte das dritte Fläschchen aus dem Wams, trank seinen Inhalt rasch aus, stieg in den Sarg und verschwand darin. Wie erwartet, war es ein Doppelgrab – für Mutter und Tochter.

Er zog den Deckel erst zu, als er von oben her wieder das Gebrüll der Striege hörte. Er legte sich neben dem mumifizierten Leichnam Addas auf den Rücken, auf den Deckel zeichnete er von innen das Zeichen Yrden. Auf die Brust legte er das Schwert und stellte dazu eine kleine, mit phosphoreszierendem Sand gefüllte Sanduhr. Er kreuzte die Arme. Er hörte die Schreie der Striege nicht mehr, die das Schloss erschütterten. Er hörte überhaupt nichts mehr, denn Einbeere und Schöllkraut begannen zu wirken.

VII

Als Geralt die Augen öffnete, war der Sand in der Uhr schon restlos durchgelaufen, was bedeutete, dass seine Lethargie sogar länger als nötig gedauert hatte. Er lauschte – er hörte nichts. Sein Denken funktionierte schon wieder normal.

Er nahm das Schwert in die Hand, streckte die Hand nach dem Sarkophagdeckel aus und murmelte einen Spruch, worauf er den Deckel leicht, ein paar Zoll weit, anhob.

Er schob die Platte weiter zurück, setzte sich auf, hielt die Waffe bereit und streckte den Kopf über den Sargrand. In der Krypta war es dunkel, doch der Hexer wusste, dass draußen der Morgen dämmerte. Er schlug Feuer und zündete ein Lämpchen an, hob es hoch, dass es auf der Wand der Krypta seltsame Schatten warf.

Leer.

Er stieg aus dem Sarkophag, taub, starr, durchfroren. Und da sah er sie. Sie lag neben dem Sarg ausgestreckt, nackt, bewusstlos.

Sie war ziemlich hässlich. Schmächtig, mit kleinen spitzen Brüsten, schmutzig. Die Haare – rotblond – reichten ihr fast bis zur Taille. Er stellte das Lämpchen auf den Deckel und kniete neben ihr hin, beugte sich hinab. Sie hatte bleiche Lippen, über einem Wangenknochen einen großen Bluterguss von seinem Schlag. Geralt zog einen Handschuh aus, legte das Schwert beiseite und zog ohne weitere Umstände ihre Oberlippe hoch. Sie hatte normale Zähne. Er griff nach ihrer Hand, die in ihrem wirren Haar verkrallt war. Noch ehe er sie erreicht hatte, bemerkte er die offenen Augen. Zu spät.

Sie fuhr ihm mit den Krallen über den Hals, drang tief ein, das Blut spritzte ihr ins Gesicht. Sie heulte auf und schlug mit der anderen Hand nach den Augen. Er warf sich auf sie, packte sie an beiden Handgelenken, drückte sie zu Boden. Sie schnappte mit den Zähnen – die schon zu kurz waren – vor seinem Gesicht. Er schlug ihr seine Stirn ins Gesicht, drückte sie kräftiger nieder. Sie hatte nicht mehr so

viel Kraft wie zuvor, sie wand sich nur unter ihm, heulte, spuckte Blut aus – sein Blut –, das ihr über die Lippen strömte. Er verlor sein Blut rasch. Ihm blieb keine Zeit. Der Hexer beugte sich vor und biss sie knapp unterm Ohr kräftig in den Hals, schlug die Zähne in sie und drückte zu, bis das un menschliche Geheul einem dünnen, verzweifelten Schrei wich und dann ersticktem Schluchzen – dem Weinen eines gekränkten vierzehnjährigen Mädchens.

Er ließ sie los, als sie sich nicht mehr regte, richtete sich auf Knien auf, zerrte aus einer Tasche am Ärmel ein Stück Tuch, presste es sich an den Hals. Er tastete nach dem neben ihm liegenden Schwert, legte dem bewusstlosen Mädchen die Schneide an die Kehle, beugte sich über ihre Hand. Die Nägel waren hässlich, abgebrochen, blutig – doch normal. Völlig normal.

Mit Mühe stand der Hexer auf. Durch den Eingang der Krypta strömte schon das klebrig-feuchte Grau des Morgens herein. Er eilte zur Treppe, stockte aber, setzte sich schwer auf den Fußboden. Durch das durchnässte Stück Tuch hindurch rann ihm das Blut über die Hände, in den Ärmel hinein. Er schlug den Mantel auf, zerriss sein Hemd, zerschnitt, zerfetzte es zu Lappen, wand sie sich um den Hals und wusste, dass er nicht viel Zeit hatte, dass er gleich ohnmächtig werden würde ...

Er schaffte es. Und wurde ohnmächtig.

In Wyzima, jenseits des Sees, krächte mit in der feuchten Kühle gesträubtem Gefieder heiser zum dritten Mal ein Hahn.

VIII

Er erblickte die geweißten Wände und die Balkendecke der Kammer über der Wachstube. Er bewegte den Kopf und verzog vor Schmerz das Gesicht, stöhnte. Sein Hals war verbunden, dick, gründlich, fachmännisch.

»Bleib liegen, Zauberer«, sagte Velerad. »Bleib liegen, beweg dich nicht.«

»Mein ... Schwert . . .«

»Ja, ja. Am wichtigsten ist natürlich dein silbernes Hexerschwert. Es ist da, keine Angst. Das Schwert und auch das Köfferchen. Und

dreitausend Orons. Ja, ja, sag nichts. Ich bin hier der alte Trottel und du der weise Hexer. Foltest sagt das seit zwei Tagen immer wieder.«

»Zwei . . .«

»Nun ja, zwei. Den Hals hat sie dir ordentlich aufgefetzt, es war alles zu sehen, was du da drinhast. Du hast eine Menge Blut verloren. Zum Glück sind wir gleich nach dem dritten Hahnenschrei zum alten Schloss geprescht. In Wyzima hat in der Nacht niemand geschlafen. Es ging nicht. Ihr habt da einen fürchterlichen Krach gemacht. Mein Gerede fällt dir nicht zur Last?«

»Die Prin . . . zessin?«

»Einfach 'ne Prinzessin. Dünn ist sie. Und dumm wie nur sonst eine. Sie weint andauernd. Und macht ins Bett. Aber Foltest sagt, das ändert sich noch. Ich denke, nicht zum Schlechten, was, Geralt?«

Der Hexer schloss die Augen.

»Gut, ich geh schon.« Velerad stand auf. »Ruh dich aus. Geralt? Ehe ich gehe, sag, warum hast du sie totbeißen wollen? He? Geralt?«

Der Hexer schlief.

Stille.

Die Stimme der Vernunft 2

/

Geralt.«

Aus dem Schlaf gerissen, warf er den Kopf herum. Die Sonne stand schon hoch, trieb blendend goldene Flecken durchs Laubwerk der Fensteröffnungen, durchdrang die Hütte mit Lichtfühlern. Der Hexer schirmte die Augen mit der Hand ab – eine unnötige, instinktive Geste, die er nie ablegen konnte: Es genügte ja, die Pupillen zu winzigen Pünktchen zu verengen.

»Es ist spät«, sagte Nenneke und öffnete das Fenster. »Ihr habt verschlafen. Iola, verschwinde. Du bist gar nicht mehr hier.«

Das Mädchen fuhr hoch, beugte sich aus dem Bett und nahm den Umhang vom Boden. Auf der Schulter, an der Stelle, wo eben noch ihre Lippen gewesen waren, spürte Geralt ein Fleckchen gerinnender Spucke.

»Warte . . .«, sagte er unsicher. Sie sah ihn an, wandte rasch den Kopf ab.

Sie hatte sich verändert. An ihr war nichts mehr von der Nixe, nichts von der leuchtenden, nach Kamille duftenden Erscheinung, die sie im Morgengrauen gewesen war. Ihre Augen waren blau, nicht schwarz. Und sie hatte Sommersprossen – auf der Nase, über der Brust, auf den Schultern. Es waren durchaus hübsche Sommersprossen, sie passten zu ihrem Teint und den rotblonden Haaren. Doch er hatte sie zuvor nicht gesehen, im Morgengrauen, als sie sein Traum gewesen war. Mit Scham und Verdruss stellte er fest, dass das, was er für sie empfand, Bedauern war, Bedauern, dass sie nicht sein Traumbild geblieben war. Und dass er sich dieses Bedauern niemals verzeihen würde.

»Warte«, wiederholte er. »Iola ... Ich wollte . . .«

»Sag nichts zu ihr, Geralt«, sagte Nenneke. »Sie wird dir sowieso nicht antworten. Verschwinde, Iola. Beeil dich, Kind.«

In den Umhang gehüllt, tappte das Mädchen mit bloßen Füßen zur Tür, bedrückt, errötet, unansehnlich. Nichts an ihr erinnerte mehr an ...

Yennefer.

»Nenneke«, sagte er und griff nach dem Hemd. »Ich hoffe, du hast nichts dagegen ... Du wirst sie doch nicht bestrafen?«

»Dummerchen«, prustete die Priesterin und trat ans Bett. »Du hast vergessen, wo du bist. Das ist keine Einsiedelei und kein Kloster. Es ist das Heiligtum der Melitele. Unsere Göttin verbietet den Priesterinnen ... nichts. Fast nichts.«

»Du hast mir verboten, mit ihr zu reden.«

»Ich habe es nicht verboten, sondern dich auf die Zwecklosigkeit hingewiesen. Lola schweigt.«

»Was?«

»Sie schweigt, weil sie so ein Gelübde abgelegt hat. Das ist eine Art der Entsagung, durch die ... Ach, was soll ich es dir erklären, du verstehst es ja doch nicht, du wirst nicht einmal versuchen, es zu verstehen. Ich kenne deine Ansichten über Religion. Nein, zieh dich noch nicht an. Ich will nachsehen, wie dein Hals heilt.«

Sie setzte sich auf den Bettrand und wickelte geschickt die Leinenbinden ab, die den Hals des Hexers in einer dicken Schicht umschlangen. Vor Schmerz verzog er den Mund.

Sofort nach seiner Ankunft in Ellander hatte Nenneke die hässlich groben Nähte von Pechdraht, mit dem man ihn in Wyzima genäht hatte, entfernt, hatte die Wunde geöffnet und neu versorgt. Die Folgen waren offensichtlich – im Heiligtum war er fast gesund eingetroffen, vielleicht ein wenig steif. Jetzt hingegen war er wieder krank und hatte Schmerzen. Doch er widersetzte sich nicht. Er kannte die Priesterin schon jahrelang, er wusste, wie gewaltig ihre Heilkenntnisse waren und über welche reichhaltige und vielseitige Apotheke sie verfügte. Eine Behandlung im Heiligtum der Melitele konnte ihm nur zum Nutzen gereichen.

Nenneke rieb die Wundränder ein, reinigte sie und begann zu schimpfen. Er kannte es schon auswendig, sie hatte gleich am

ersten Tag damit begonnen und vergaß nie, ihn aufzuziehen, wann immer sie das Andenken an die Krallen der Prinzessin aus Wyzima erblickte.

»So was Ungeheuerliches! Sich von einer gewöhnlichen Striege derart zerfleischen zu lassen! Muskeln, Sehnen, um ein Haar hätte es die Halsschlagader erwischt! Bei der Großen Melitele, Geralt, was ist mit dir los? Was ist geschehen, dass du sie so nahe herangelassen hast? Was wolltest du mit ihr machen? Sie bumsen?«

Er antwortete nicht, lächelte nur sacht.

»Grins nicht so dumm.« Die Priesterin stand auf, nahm von der Kommode eine Tasche mit Verbandszeug. Trotz ihrer Leibesfülle und der niedrigen Statur bewegte sie sich geschickt und anmutig. »An dem, was passiert ist, ist nichts komisch. Deine Reflexe lassen nach, Geralt.«

»Du übertreibst.«

»Ich übertreibe gar nicht.« Nenneke strich einen grünen Brei auf die Wunde, der durchdringenden Eukalyptusgeruch verströmte. »Du durftest dich nicht verwunden lassen, hast es aber getan, und das sehr schwer. Sogar verhängnisvoll. Sogar bei deinem unglaublichen Regenerationsvermögen wirst du mehrere Monate brauchen, bis der Hals wieder vollends beweglich ist. Ich warne dich, miss deine Kräfte in der Zeit nicht mit einem beweglichen Gegner.«

»Danke für die Warnung. Gib mir vielleicht noch einen Rat: Wovon soll ich in der Zeit leben? Ein paar Fräuleins zusammenrufen, einen Wagen kaufen und ein fahrendes Freudenhaus aufmachen?«

Nenneke zuckte mit den Achseln, während sie ihm mit raschen, sicheren Bewegungen den Hals verband. »Soll ich dir Ratschläge und Lebensweisheiten geben? Bin ich vielleicht deine Mutter? So, fertig. Du kannst dich anziehen. Im Refektorium erwartet dich ein Frühstück. Beeil dich, sonst wirst du selbst für dich kochen. Ich habe nicht vor, die Mädchen bis zum Mittag in der Küche zu lassen.«

»Wo finde ich dich später? Im Allerheiligsten?«

»Nein.« Nenneke stand auf. »Nicht im Allerheiligsten. Du bist hier ein gern gesehener Gast, Hexer, aber lauf mir nicht ins Allerheiligste nach. Geh essen. Wenn es an der Zeit ist, werde ich dich selbst finden.«

»Gut.«

//

Geralt ging zum vierten Mal die kleine Pappelallee entlang, die vom Tor zu den Wohngebäuden und in Richtung des in einen zerklüfteten Fels gehauenen Blocks von Allerheiligstem und Haupttempel führte. Nach kurzem Nachdenken verzichtete er darauf, unters Dach zurückzukehren, bog zu den Gärten und Wirtschaftsgebäuden ab. Ein gutes Dutzend Priesterinnen in grauen Arbeitskitteln war dort fleißig dabei, die Beete zu jäten und das Geflügel in den Hühnerställen zu füttern. Die meisten von ihnen waren jung oder sehr jung, fast noch Kinder. Einige grüßten ihn im Vorbeigehen mit einem Kopfnicken oder einem Lächeln. Er erwiderte die Grüße, erkannte aber keine von ihnen. Obwohl er oft im Heiligtum war, ein-, mitunter auch zweimal pro Jahr, traf er nie auf mehr als drei, vier bekannte Gesichter. Die Mädchen kamen und gingen – als Seherinnen in andere Tempel, als Hebammen und auf Frauen- und Kinderkrankheiten spezialisierte Heilerinnen, als fahrende Druidinnen, Lehrerinnen oder Gouvernanten. Doch nie fehlte es an neuen, die von überallher kamen, selbst aus den abgelegensten Gegenden. Das Heiligtum der Melitele in Ellander war bekannt und genoss verdienten Ruhm.

Der Kult der Göttin Melitele war einer der ältesten und seinerzeit einer der verbreitetsten, und seine Anfänge reichten in unvordenkliche, noch vormenschliche Zeiten zurück. Fast jede vormenschliche Rasse und jeder urtümliche, noch nomadische Menschenstamm verehrte eine Ernte- und Fruchtbarkeitsgöttin, die Beschützerin der Ackerbauern und Gärtner, die Schutzherrin von Liebe und Ehe. Die meisten von diesen Kulturen hatten sich vereinigt und waren im Kult der Melitele zusammengefloßen.

Die Zeit, die mit anderen Religionen und Kulturen ziemlich erbarmungslos verfahren war, die sie in vergessenen, kaum besuchten, im Häusermeer der Städte verlorenen kleinen Heiligtümern und Tempeln zurückgelassen hatte, zeigte sich der Melitele gnädig. Der Melitele fehlte es weiterhin weder an Gläubigen

noch an Gönnern. Die Gelehrten, die dieses Phänomen analysierten, griffen zur Erklärung für die Beliebtheit der Göttin meistens auf die Urkulte der Großen Mutter zurück, der Mutter Natur, verwiesen auf die Zusammenhänge mit dem Zyklus der Natur, mit der Wiedergeburt des Lebens und anderen mit großen Worten benannten Erscheinungen. Geralts Freund, der Troubadour Rittersporn, der gern als Spezialist in allen möglichen Sparten galt, suchte einfachere Erklärungen. Der Kult der Melitele, erklärte er, sei ein typischer Frauenkult. Melitele sei ja die Schutzherrin von Fruchtbarkeit und Geburt, die Beschützerin der Wöchnerinnen. Und bei der Geburt müsse eine Frau schreien. Außer dem üblichen Geschrei mit den üblichen leeren Versprechungen, sich nie wieder irgend so einem lausigen Kerl hinzugeben, müsse eine Frau bei der Geburt irgendeine Gottheit zu Hilfe rufen, und die Melitele sei dafür wie geschaffen. Und da die Frauen seit eh und je Kinder zur Welt brächten und es auch weiterhin tun würden, führte der Dichter aus, brauche sich die Göttin Melitele um ihre Beliebtheit keine Sorgen zu machen.

»Geralt.«

»Da bist du ja, Nenneke. Ich habe nach dir Ausschau gehalten.«

»Nach mir?« Die Priesterin musterte ihn spöttisch. »Nicht nach lola?«

»Nach lola auch«, gab er zu. »Hast du was dagegen?«

»Im Augenblick ja. Ich will nicht, dass du ihr im Weg stehst und sie ablenkst. Sie muss sich vorbereiten und beten, wenn bei dieser Trance etwas herauskommen soll.«

»Ich hab dir schon gesagt«, erwiderte er kühl, »dass ich keine Trance will. Ich glaube nicht, dass so eine Trance mir irgendetwas nützt.«

»Ich hingegen« – Nenneke verzog leicht das Gesicht – »glaube nicht, dass so eine Trance dir irgendetwas schadet.«

»Ich kann nicht hypnotisiert werden, ich bin immun dagegen. Ich habe Angst um lola. Für ein Medium kann diese Anstrengung zu groß sein.«

»Iola ist weder ein Medium noch eine geistesranke Wahrsagerin. Dieses Kind erfreut sich der besonderen Gunst der Göttin. Mach bitte kein dummes Gesicht. Wie gesagt, deine Ansichten über Religion sind mir bekannt, das hat mich nie besonders gestört und wird mich gewiss auch in Zukunft nicht stören. Ich bin keine Fanatikerin. Es ist dein gutes Recht, zu glauben, dass wir von der Natur und der in ihr verborgenen Kraft beherrscht werden. Du darfst der Ansicht sein, dass die Götter, darunter meine Melitele, nur Verkörperungen dieser Kraft sind, für die Einfältigen erfunden, damit sie sie besser verstehen, damit sie ihre Existenz akzeptieren. Dir zufolge ist diese Kraft blind. Mir aber, Geralt, erlaubt der Glaube, von der Natur zu erwarten, was meine Göttin verkörpert: Ordnung, Recht, das Gute. Und Hoffnung.«

»Ich weiß.«

»Wenn du es weißt, wieso hast du dann etwas gegen eine Trance? Wovor hast du Angst? Dass ich dich vor einer Statue den Boden küssen und heilige Lieder singen lasse? Geralt, wir werden einfach eine Weile zusammen dasitzen, du, Iola und ich. Und sehen, ob die Fähigkeiten dieses Mädchens es erlauben, in dem Knäuel von Kräften zu lesen, das dich umgibt. Vielleicht erfahren wir etwas, was zu wissen gut wäre. Und vielleicht erfahren wir nichts. Vielleicht wollen sich die Kräfte der Vorsehung, die dich einhüllen, uns nicht offenbaren, vielleicht bleiben sie verborgen und unverständlich. Ich weiß es nicht. Aber warum sollten wir es nicht versuchen?«

»Weil es keinen Sinn hat. Mich umgibt kein Knäuel der Vorsehung. Und selbst wenn, wozu zum Teufel darin herumwühlen?«

»Geralt, du bist krank.«

»Verwundet, wolltest du sagen.«

»Ich weiß, was ich sagen wollte. Etwas ist mit dir nicht in Ordnung, ich spüre das. Schließlich kannte ich dich schon, als du noch, hm, so klein warst; damals reichtest du mir bis zum Gürtel. Und jetzt fühle ich, dass du in irgendeinem verdammten Strudel kreist, ganz und gar verstrickt bist, in einer Schlinge steckst, die sich langsam zuzieht. Ich will wissen, was los ist. Ich selbst kann es nicht herausfinden, ich muss mich auf Iolas Talent stützen.«

»Willst du nicht zu tief vordringen? Wozu diese Metaphysik? Wenn du willst, vertraue ich mich dir an. Ich vertreibe dir die Abende mit Erzählungen über die Ereignisse der letzten Jahre, eins immer seltsamer als die anderen. Besorg ein Fässchen Bier, damit mir die Kehle nicht austrocknet, und wir können meinetwegen gleich heute anfangen. Ich fürchte nur, ich werde dich langweilen, denn da sind keine Schlingen oder Knäuel zu finden. Nur so gewöhnliche Hexergeschichten.«

»Ich will dir gern zuhören. Aber nochmals, eine Trance würde nicht schaden.«

»Meinst du nicht« – er lächelte –, »dass mein Unglaube an den Sinn solch einer Trance ihren Zweck von vornherein zunichtemachen würde?«

»Nein, das meine ich nicht. Und weißt du, warum?«

»Nein.«

Nenneke neigte den Kopf, blickte ihm in die Augen, ein seltsames Lächeln auf den bleichen Lippen. »Weil das der erste mir bekannte Beweis dafür wäre, dass Unglaube irgendetwas bewirken kann.«

Ein Körnchen Wahrheit

/

Die schwarzen Pünktchen vor dem hellen, von Nebelstreifen gezeichneten Himmel bewegten sich und erregten die Aufmerksamkeit des Hexers. Es waren viele. Die Vögel beschrieben langsame, ruhige Kreise, dann stießen sie plötzlich nieder und stiegen sofort flügelschlagend wieder empor.

Der Hexer beobachtete die Vögel lange Zeit, schätzte die Entfernung ab und die Zeit, die er zu ihrer Überwindung brauchen würde, berücksichtigte dabei das Gelände, die Dichte des Waldes, Tiefe und Verlauf der Schlucht, die er unterwegs vermutete. Plötzlich warf er den Mantel zurück, schnallte den Riemen, der ihm schräg über die Brust lief, zwei Löcher enger. Knauf und Griff des über den Rücken geworfenen Schwertes ragten über die rechte Schulter.

»Wir legen noch ein Stück Weg zu, Plötze«, sagte er. »Wir verlassen den Weg. Die Vögelchen, glaube ich, kreisen da nicht ohne Grund.«

Die Stute antwortete natürlich nicht, trabte aber los, gehorchte der Stimme, an die sie gewöhnt war.

»Wer weiß, vielleicht ist es ein toter Elch«, sagte Geralt. »Vielleicht ist es auch kein Elch. Wer weiß?«

Die Schlucht war wirklich dort, wo er sie vermutet hatte – in einem bestimmten Augenblick sah der Hexer von oben auf die Kronen der Bäume herab, die den Erdspalt dicht ausfüllten. Die Hänge der Schlucht fielen aber sacht ab, und der Grund war trocken, ohne Schlehen, ohne faulende Baumstämme. Er überwand die Schlucht mühelos. Auf der anderen Seite befand sich ein Birkendickicht, dahinter eine große Lichtung, Heidekraut und Windbruch, der ineinander verwobene Äste und Wurzeln wie Fühler emporreckte.

Die Vögel, vom Erscheinen des Reiters aufgescheucht, stiegen höher auf, begannen wild, scharf, heiser zu krächzen.

Den ersten Leichnam erblickte Geralt sofort – das Weiß eines hirschledernen Wamses und das matte Blau eines Kleides stachen deutlich von den vergilbten Büscheln des Riedgrases ab. Die andere Leiche sah er nicht, doch er wusste, wo sie lag – ihren Ort verriet die Gegenwart der drei Wölfe, die auf den Hinterläufen saßen und den Reiter ruhig betrachteten. Die Stute des Hexers schnaubte. Wie auf Kommando trotteten die Wölfe lautlos und ohne Eile in den Wald, wobei sie eine Zeitlang dem Ankömmling ihre dreieckigen Köpfe zuwandten. Geralt sprang vom Pferd.

Der Frau in dem Wams und dem blauen Kleid fehlten das Gesicht, die Kehle und der größte Teil des linken Schenkels. Der Hexer ging an ihr vorbei, ohne sich zu bücken.

Der Mann lag mit dem Gesicht zur Erde. Geralt drehte den Körper nicht um, er wusste, dass sich auch hier Wölfe und Vögel gütlich getan hatten. Es war zudem nicht nötig, sich den Leichnam genauer anzusehen – über Schulter- und Rückenpartie des wollenen Wamses zog sich ein schwarzes, verzweigtes Muster von getrocknetem Blut. Es war offensichtlich, dass der Mann an einem Hieb in den Hals gestorben war und die Wölfe den Körper erst später massakriert hatten.

Am breiten Gürtel trug der Mann neben dem kurzen Jagdmesser in der hölzernen Scheide einen Lederbeutel. Der Hexer riss ihn ab und warf nacheinander ein Feuerzeug, ein Stück Kreide, Siegelwachs, eine Handvoll Silbermünzen, ein Klapprasiermesser mit Knochengriff, ein Hasenohr, einen Ring mit drei Schlüsseln und ein Amulett mit einem Phallussymbol ins Gras. Zwei auf Leinen geschriebene Briefe waren von Regen und Tau durchnässt, die Runen zerlaufen, verwischt. Der dritte, auf Pergament, hatte ebenfalls unter der Nässe gelitten, war aber leserlich. Es war ein Kreditbrief, von einer Zwergenbank in Murivel auf einen Kaufmann namens Rulle Asper oder Aspen ausgestellt. Die Kreditsumme war nicht hoch.

Geralt beugte sich hinab und hob die rechte Hand des Mannes an. Wie erwartet, trug der Kupferring, der in den angeschwollenen und blau angelaufenen Finger einschnitt, das Zeichen der Plattnerzunft –

einen stilisierten Helm mit Visier, zwei gekreuzte Schwerter und darunter die eingravierte Rune A.

Der Hexer kehrte zum Leichnam der Frau zurück. Als er den Körper herumwälzte, stach ihn etwas in den Finger. Es war eine ans Kleid geheftete Rose. Die Blume war verwelkt, hatte aber nicht die Farbe verloren – die Blätter waren dunkelblau, fast vom Purpurblau des Granatbaums. Geralt sah eine solche Rose zum ersten Mal in seinem Leben. Er drehte den Körper vollends um und zuckte zusammen.

Auf der bloßliegenden, zerstörten Kehle der Frau waren deutlich die Spuren von Zähnen zu sehen. Nicht von Wölfen.

Der Hexer zog sich vorsichtig zum Pferd zurück. Ohne den Blick vom Waldrand zu wenden, sprang er in den Sattel. Zweimal umkreiste er die Lichtung, musterte herabgeneigt aufmerksam den Boden und sah sich um.

»So, Plötze«, sagte er leise und hielt das Pferd an. »Der Fall ist klar, wenn auch nicht völlig. Der Plattner und die Frau sind von der anderen Seite des Waldes geritten gekommen. Zweifellos waren sie von Murivel unterwegs nach Hause, denn niemand trägt längere Zeit uneingelöste Kreditbriefe bei sich. Warum sie hier entlang und nicht auf der Straße geritten sind, ist unbekannt. Aber sie sind Seite an Seite über die Lichtung geritten. Und dann sind beide, ich weiß nicht, warum, abgestiegen oder vom Pferd gefallen. Der Plattner war sofort tot. Die Frau lief weg, fiel dann hin und kam auch um, und jenes Ding, das keine Spuren hinterlassen hat, zerrte sie mit den Zähnen an der Kehle über den Boden. Das war vor zwei oder drei Tagen. Die Pferde sind weggelaufen, wir werden sie nicht suchen.«

Die Stute antwortete natürlich nicht, sie schnaubte unruhig, denn sie kannte den Ton der Stimme.

»Das Ding, das die beiden umgebracht hat, war weder ein Werwolf noch ein Waldschrat. Weder der eine noch der andere hätte so viel für die Aasfresser übriggelassen. Wenn es hier Sümpfe gäbe, würde ich sagen, es war eine Kikimora oder ein Vipper. Aber hier gibt es keine Sümpfe.«

Zurückgeneigt schob der Hexer die Decke etwas zurück, die die Flanken des Pferdes bedeckte und das an den Satteltaschen befestigte andere Schwert mit der blitzenden verzierten Klinge und dem schwarzen gekerbten Griff verbarg.

»So, Plötze. Wir setzen den Weg fort. Wir müssen herausfinden, warum der Plattner und die Frau durch den Wald geritten sind statt auf der Straße. Wenn wir derlei Ereignissen gleichgültig aus dem Wege gehen, werden wir nicht einmal den Hafer für dich verdienen, nicht wahr, Plötze?«

Die Stute setzte sich gehorsam in Bewegung, durch den Windbruch, und stieg dabei vorsichtig über aufragende Äste.

»Obwohl es kein Werwolf ist, wollen wir nichts riskieren«, fuhr der Hexer fort, nahm aus einer Satteltasche ein getrocknetes Sträußchen Eisenhut und hängte es neben die Gebissstange. Die Stute schnaubte. Geralt band das Wams am Halse etwas auf und holte das Medaillon mit dem aufgerissenen Wolfsrachen hervor. Das Medaillon wippte an seiner silbernen Kette im Schrittrhythmus des Pferdes und blitzte in den Sonnenstrahlen wie Quecksilber auf.

II

Die roten Schindeln auf dem Kegeldach des Turms erblickte er zuerst vom Gipfel einer Anhöhe aus, auf die er geraten war, als er einen Bogen des kaum überblickbaren Pfades abschnitt. Der von Haselsträuchern bewachsene, von trockenem Astwerk versperrte und von einem dicken Teppich gelber Blätter bedeckte Hang war zum Reiten nicht besonders sicher. Der Hexer kehrte um, ritt vorsichtig wieder hinab und kehrte auf den Pfad zurück. Er ritt langsam, zügelte ab und zu das Pferd und hielt vom Sattel herab gebeugt nach Spuren Ausschau.

Die Stute zuckte mit dem Kopf, begann wild zu schnauben, auf dem Pfad hin und her zu tänzeln und wirbelte eine Wolke dürrer Blätter hoch. Geralt schlang den linken Arm um den Hals des Pferdes und fuhr mit der zum Zeichen Aksji geformten Hand über die Stirn seines Reittiers, wobei er eine Beschwörung flüsterte.

»Ist es so schlimm?«, murmelte er und blickte sich um, ohne das Zeichen zu lösen. »So schlimm? Ruhig, Plötze, ruhig.«

Der Zauber wirkte rasch, doch die mit der Ferse angespornte Stute ging schleppend, stumpf, unnatürlich; sie hatte den elastischen Gangrhythmus verloren. Der Hexer sprang geschickt ab, ging zu Fuß weiter und führte das Pferd am Zügel. Er hatte eine Mauer bemerkt.

Zwischen der Mauer und dem Wald gab es keinen Abstand, keine sichtliche Lücke. Das Laub von jungem Baumwuchs und Wacholderbüschen mischte sich mit dem von Efeu und wildem Wein, die die steinerne Wand überzogen. Geralt hob den Kopf. Im selben Augenblick spürte er, wie sich ein unsichtbares kleines weiches Etwas an seinem Halse festsaugte, dass sich die Haare sträubten, und zu kriechen begann. Er wusste, was das war.

Jemand beobachtete ihn.

Langsam, mit fließenden Bewegungen wandte er sich um. Die Stute schnaubte, die Muskeln an ihrem Halse erzitterten, bewegten sich unter der Haut.

Auf dem Hang der Anhöhe, von der er vor einem Moment gekommen war, stand reglos ein Mädchen, eine Hand gegen einen Erlenstamm gestützt. Ihr weißes Schleppkleid kontrastierte mit dem schimmernden Schwarz des aufgelösten Haares, das ihr auf die Schultern fiel. Geralt schien es, dass sie lächelte, doch er war sich nicht sicher – sie war zu weit entfernt.

»Sei begrüßt«, sagte er und hob eine Hand zu einer freundschaftlichen Geste. Er ging einen Schritt auf das Mädchen zu. Sie verfolgte mit einer leichten Kopfdrehung seine Bewegung. Ihr Gesicht war bleich, die Augen schwarz und groß. Das Lächeln – wenn es eins war – verschwand von ihrem Gesicht wie weggewischt. Geralt tat noch einen Schritt. Die Blätter begannen zu rascheln. Das Mädchen lief wie ein Reh über den Hang, huschte zwischen dem Gewirr des Windbruchs hindurch; sie war nur noch ein weißer Fleck, als sie in den Tiefen des Waldes verschwand. Das lange Kleid schien ihre Bewegungsfreiheit nicht im Mindesten einzuschränken.

Die Stute des Hexers begann mit hochgerissenem Kopf krampfhaft zu schnauben. Geralt, der immer noch zum Wald hin blickte, beruhigte sie instinktiv mit dem *Zeichen*. Er zog das Pferd am Zügel mit sich und ging langsam weiter die Mauer entlang, bis zum Gürtel in Klettensträuchern versinkend.

Das Tor, solide, eisenbeschlagen und auf rostigen Angeln, war mit einem großen Türklopfer aus Messing versehen. Nachdem er einen Augenblick gezögert hatte, streckte Geralt die Hand aus und berührte den grünsponbedeckten Ring. Sofort sprang er zurück, denn augenblicklich ging das Tor auf, wobei es quietschte, knirschte, Grasbüschel und Steine beiseiteschob. Dahinter war niemand – der Hexer sah nur den leeren Gutshof, der sich verwahrlost und grasüberwachsen zeigte. Er trat ein und zog das Pferd hinter sich her. Die von dem *Zeichen* betäubte Stute widersetzte sich nicht, setzte die Hufe aber steif und unsicher.

Von drei Seiten umgaben den Hof Mauern und die Reste von Holzgerüsten, die vierte Seite bildete die Vorderfront eines Schlösschens, von Flecken herabgefallenen Putzes, schmutzigen Regenstreifen und Efeugirlanden wie von einem bunten Ausschlag bedeckt. Die Fensterläden, von denen die Farbe abblätterte, waren geschlossen. Die Tür auch.

Geralt warf Plötzes Zügel über einen Pfosten am Tor und ging langsam einen Kiesweg entlang auf das Schlösschen zu, vorbei an der niedrigen Schale eines kleinen Springbrunnens voller Laub und Unrat. In der Mitte des Brunnens prangte auf einem Phantasiesockel ein aus weißem Stein gehauener Delphin, der den bröckligen Schwanz emporreckte.

Neben dem Brunnen wuchs auf etwas, was vor sehr langer Zeit ein Beet gewesen sein mochte, ein Rosengestrüpp. Von allen anderen Rosenbüschen, die Geralt zu Gesicht bekommen hatte, unterschied es sich nur durch die Farbe der Blüten. Die Blüten waren indigofarben, mit einem leichten Purpurton an den Enden mancher Blütenblätter. Der Hexer berührte eine, brachte das Gesicht näher heran, schnupperte. Die Blüten hatten den für Rosen üblichen Geruch, nur etwas intensiver.

Die Tür des Schlösschens – und mit ihr alle Fensterläden – schlug krachend auf. Geralt riss den Kopf hoch. Auf dem Weg kam, den Kies aufwirbelnd, geradewegs auf ihn zu ein Ungeheuer gerannt.

Die rechte Hand des Hexers fuhr blitzschnell hinauf über seine rechte Schulter, und gleichzeitig riss die linke kräftig an dem über die Brust laufenden Gurt, so dass ihm der Schwertgriff von selbst in die Hand sprang. Die Klinge glitt zischend aus der Scheide, beschrieb einen kurzen funkelnden Halbkreis und erstarrte, auf das angreifende Biest gerichtet. Angesichts des Schwertes verlangsamte das Ungeheuer seinen Lauf, blieb stehen. Der Kies wurde nach allen Seiten geschleudert. Der Hexer zuckte nicht einmal.

Das Ungeheuer war von Menschengestalt, in vernachlässigte, aber gute Sachen gekleidet, denen es nicht an geschmackvollen, wenngleich ganz funktionslosen Verzierungen fehlte. Die Menschengestalt reichte jedoch nicht höher als bis zum angeschmutzten Rockkragen – denn darüber erhob sich ein gewaltiger, wie bei einem Bären zottig behaarter Kopf mit riesigen Ohren, einem Paar wilder Glotzaugen und einer furchterregenden Schnauze voller krummer Hauer, in der wie eine Flamme eine rote Zunge zuckte.

»Hinfort, sterblicher Mensch!«, brüllte das Ungeheuer und fuchtelte mit den Pfoten, ohne sich indes von der Stelle zu rühren. »Sonst fress ich dich! Ich reiße dich in Stücke!«

Der Hexer regte sich nicht, senkte nicht das Schwert.

»Bist du taub? Hinfort!«, donnerte das Geschöpf, worauf es einen Laut ausstieß, der halbwegs zwischen dem Quieten eines Wildschweins und dem Röhren eines Hirsches lag. Die Läden an allen Fenstern begannen zu klappern und zu poltern, dass Putz und Ziegelstückchen von den Decken fielen.

»Verschwinde, solange du heil bist!«, heulte das Ungeheuer auf, aber mit hörbar weniger Überzeugung. »Denn sonst . . .«

»Was sonst?«, fiel ihm Geralt ins Wort.

Das Ungeheuer schnaubte mächtig und verzog das monströse Gesicht. »Sieh an, wie mutig«, sagte es gelassen, bleckte die Hauer

und rollte mit den Augen. »Sei so freundlich und nimm dieses Eisen weg. Vielleicht ist dir noch nicht aufgegangen, dass du dich auf dem Hofe meines eigenen Hauses befindest? Und ist es vielleicht dort, wo du herkommst, üblich, den Hausherrn auf seinem eigenen Hofe mit dem Schwert zu bedrohen?«

»Ist es«, bestätigte Geralt. »Aber nur einen Hausherrn, der Gäste mit Gebrüll begrüßt und verspricht, sie in Stücke zu reißen.«

»Verdammt noch mal!«, ereiferte sich das Ungeheuer. »Das fehlte noch, dass so ein Dahergelaufener wie du mich beleidigt. Ein schöner Gast! Dringt in den Hof ein, bricht fremde Blumen ab, spielt sich auf und denkt, dass man ihm gleich Brot und Salz bringt. Pfui!«

Das Geschöpf spuckte aus, holte geräuschvoll Luft und schloss das Maul. Die unteren Hauer blieben draußen und gaben ihm das Aussehen eines Ebers.

»Und weiter?«, fragte der Hexer nach einer Weile und senkte das Schwert. »Wollen wir so stehen bleiben?«

»Was schlägst denn du vor? Dass wir uns hinlegen?«, schnaubte das Ungeheuer. »Steck das Eisen weg, sag ich.«

Der Hexer schob die Waffe geschickt in die Scheide auf dem Rücken und strich, ohne die Hand zu senken, über den seine Schulter überragenden Schwertknauf.

»Mir wäre es lieb«, sagte er, »wenn du keine allzu raschen Bewegungen machen würdest. Dieses Schwert kann man ziehen, und das schneller, als du denkst.«

»Hab ich gesehen«, knurrte das Ungeheuer. »Sonst wärst du längst jenseits des Tores, mit dem Abdruck meines Stiefels auf dem Hintern. Was willst du? Wo kommst du her?«

»Ich habe mich verirrt«, log der Hexer.

»Du hast dich verirrt«, wiederholte das Ungeheuer und verzog die Schnauze zu einer drohenden Grimasse. »Dann irre jetzt wieder raus. Aus dem Tor, heißt das. Richte das linke Ohr auf die Sonne aus und halt die Richtung, und gleich bist du wieder auf der Straße. Na, worauf wartest du?«

»Gibt es hier Wasser?«, fragte Geralt ruhig. »Das Pferd ist durstig. Und ich auch, wenn es dir nichts ausmacht.«

Das Ungeheuer trat von einem Fuß auf den anderen, kratzte sich am Ohr. »Also hör mal, du«, sagte es. »Hast du wirklich keine Angst vor mir?«

»Sollte ich denn?«

Das Ungeheuer sah sich um, grunzte und zog mit weit ausholender Bewegung die Pluderhose hoch.

»Ach, verdammt, was soll's. Ein Gast. Es findet sich nicht alle Tage einer, der bei meinem Anblick nicht wegläuft oder in Ohnmacht fällt. Na gut. Wenn du ein müder, aber anständiger Wanderer bist, bitte ich dich herein. Bist du aber ein Räuber oder ein Verbrecher, dann warne ich dich: Dieses Haus führt meine Befehle aus. In diesen Mauern gebiete ich!«

Es hob die behaarte Pfote. Abermals klapperten alle Fensterläden gegen die Mauern, und in der steinernen Kehle des Delphins begann etwas zu blubbern.

»Bitte sehr«, wiederholte das Ungeheuer.

Geralt regte sich nicht und betrachtete ihn abschätzend. »Du wohnst allein?«

»Was geht denn dich an, mit wem ich wohne?«, sprach das Wesen zornig und riss den Rachen auf, um dann laut zu rülpfen. »Aha, ich verstehe. Du willst sicherlich wissen, ob ich hier vierzig Burschen habe, die mir an Schönheit gleichkommen. Habe ich nicht. Also was ist, verdammt, nimmst du eine aufrichtige Einladung an? Wenn nicht, dann ist das Tor dort, genau hinter deinem Hintern.«

Geralt verneigte sich steif. »Ich nehme die Einladung an«, erklärte er förmlich. »Ich werde das Gastrecht achten.«

»Mein Haus ist dein Haus«, erwiderte das Ungeheuer ebenfalls förmlich, wenn auch beiläufig. »Hier entlang, Gast. Und das Pferd kannst du dort zum Brunnen bringen.«

Auch im Innern verlangte das Schlösschen nach einer grundlegenden Renovierung, allerdings war es hier einigermaßen sauber und ordentlich. Die Möbel stammten zweifellos aus der Hand

guter Tischler, wenn das auch schon sehr lange her war. In der Luft hing ein scharfer Staubgeruch. Es war dunkel.

»Licht!«, knurrte das Ungeheuer, und sogleich flammte eine in eine eiserne Halterung geklemmte Fackel auf und verströmte Licht und Ruß.

»Nicht übel«, sagte der Hexer.

Das Ungeheuer lachte auf. »Das ist alles? Wirklich, ich sehe, dass man dich nicht mit dem ersten Besten zum Staunen bringen kann. Ich habe dir gesagt, dass dieses Haus meine Befehle ausführt. Hier entlang bitte. Vorsicht, die Treppe ist steil. Licht!«

Auf der Treppe wandte sich das Ungeheuer um. »Irgendwas baumelt dir da am Halse, Gast! Was ist das?«

»Schau's dir an.«

Das Geschöpf nahm das Medaillon in die Pfote, hob es ans Auge, dass sich die Kette um Geralts Hals leicht spannte. »Einen unschönen Gesichtsausdruck hat dieses Tier. Was ist das?«

»Ein Zunftabzeichen.«

»Aha, du befasst dich sicherlich mit der Herstellung von Maulkörben. Hierher bitte. Licht!«

Die Mitte des großen Zimmers, das keinerlei Fenster besaß, nahm ein gewaltiger eichener Tisch ein. Er war völlig leer, abgesehen von einem großen Leuchter aus grün verfärbtem Messing, an dem Girlanden erstarrten Wachses hingen. Auf einen weiteren Befehl des Ungeheuers gingen die Kerzen an, begannen zu flackern und erhellten das Innere etwas.

Eine der Zimmerwände war mit Waffen behängt – hier hingen Kompositionen aus runden Schilden, gekreuzten Partisanen, Speießen und Gläfen, schweren Panzerstechern und Äxten. Die Hälfte der angrenzenden Wand nahm die Feuerstelle eines riesigen Kamins ein, über dem Reihen von Porträts hingen, deren Farben verblasst waren und sich ablösten. Die Wand gegenüber dem Eingang war voller Jagdtrophäen – die Schaufeln von Elchen und ausladende Hirschgeweihe warfen lange Schatten auf die zähnefletschenden Köpfe von Wildschweinen, Bären und Luchsen

und auf die zerfaserten und ausgefranst Schwingen ausgestopfter Adler und Falken. Den Ehrenplatz in der Mitte nahm der braun gewordene, lädierte Kopf eines Felsdrachen ein, aus dem Stopfwerg hervorquoll. Geralt trat näher heran.

»Den hat mein Opa erlegt«, sagte das Ungeheuer und schob einen riesigen Klotz ins Feuer. »Es war der Letzte in der Gegend, der sich erlegen ließ. Setz dich, Gast. Du bist hungrig, wie ich annehme?«

»Das will ich nicht bestreiten, Hausherr.«

Das Ungeheuer setzte sich zu Tisch, senkte den Kopf, verschränkte die haarigen Pfoten überm Bauch, murmelte eine Weile etwas und ließ dabei die riesigen Daumen kreisen, worauf es zurückhaltend aufbrüllte und mit der Pfote auf den Tisch schlug. Schüsseln und Teller klirrten zinnern und silbern, Pokale erklangen kristallen. Es roch nach Braten, Knoblauch, Majoran, Muskatnuss. Geralt zeigte keine Verwunderung.

»So.« Das Ungeheuer rieb sich die Pfoten. »Das ist besser als Dienerschaft, nicht wahr? Bedien dich, Gast. Hier ist die Poularde, hier Schinken vom Wildschwein, hier Pastete von ... Ich weiß nicht wovon. Von irgendwas. Hier haben wir Haselhühner. Nein, verdammt, es sind Rebhühner. Ich hab die Sprüche verwechselt. Iss, iss. Es ist ordentliches, richtiges Essen, hab keine Angst.«

»Ich habe keine Angst.« Geralt riss die Poularde in zwei Teile.

»Ich hab vergessen«, schnaubte das Ungeheuer, »dass du nicht zu den Ängstlichen gehörst. Bei der Gelegenheit, wie heißt du?«

»Geralt. Und du, Hausherr?«

»Nivellen. Aber hier in der Gegend nennen sie mich die Missgeburt oder den Hauerzahn. Und sie benutzen mich als Kinderschreck.« Das Ungeheuer kippte sich den Inhalt eines riesigen Pokals in den Schlund, worauf es die Finger in der Pastete versenkte und rund die Hälfte mit einem Griff aus der Schüssel riss.

»Als Kinderschreck«, wiederholte Geralt mit vollem Munde. »Sicherlich ohne Grund?«

»Völlig. Auf dein Wohl, Geralt!«

»Und auf deins, Nivellen.«

»Wie ist der Wein? Hast du bemerkt, dass er aus Weinbeeren ist und nicht aus Äpfeln? Aber wenn er dir nicht schmeckt, zaubere ich anderen.«

»Danke, dieser ist nicht übel. Die Zauberkräfte sind dir angeboren?«

»Nein. Ich verfüge über sie, seitdem mir das da gewachsen ist. Die Fresse meine ich. Ich weiß selber nicht, wieso, aber das Haus erfüllt meine Wünsche. Keine großen; ich kann Essen zaubern, etwas zum Trinken, Kleidung, saubere Bettwäsche, heißes Wasser, Seife. Jedes Weib schafft das ohne Zauberei. Ich kann Fenster und Türen öffnen. Feuer machen. Nichts Großes.«

»Immerhin was. Und diese ... wie du sagst, Fresse – hast du die schon lange?« »Seit zwölf Jahren.«

»Wie ist das gekommen?«

»Was geht's dich an? Schenk dir noch ein.«

»Gern. Nichts geht es mich an, ich frage aus Neugier.«

»Ein verständlicher und annehmbarer Grund.« Das Ungeheuer lachte laut. »Aber ich akzeptiere ihn nicht. Nicht deine Sache, und fertig. Um deine Neugier aber wenigstens teilweise zu befriedigen, zeige ich dir, wie ich vorher ausgesehen habe. Schau dahin, zu den Porträts. Der Erste vom Kamin gerechnet, das ist mein Papa. Der Zweite ist weiß der Teufel wer. Und der Dritte bin ich. Siehst du?«

Unter Ruß und Spinnweben schaute von dem Porträt mit wässrigem Blick ein unbestimmbarer kleiner Dickwanst mit aufgedunsenem, traurigem und pickligem Gehervor.Geralt, wohlvertraut mit der unter Porträtmalern verbreiteten Neigung, den Kunden zu schmeicheln, nickte mit betrübter Miene.

»Siehst du?«, wiederholte Nivellen und bleckte die Hauer.

»Ich sehe.«

»Wer bist du?«

»Ich verstehe nicht.«

»Du verstehst nicht?« Das Ungeheuer hob den Kopf, seine Augen blitzten wie bei einer Katze. »Wo mein Porträt hängt, Gast, reicht

das Kerzenlicht nicht hin. Ich sehe es, aber ich bin kein Mensch. Wenigstens im Augenblick nicht. Um das Porträt zu betrachten, würde ein Mensch aufstehen, näher herangehen, gewiss müsste er auch einen Leuchter mitnehmen. Du hast das nicht getan. Die Schlussfolgerung ist einfach. Aber ich frage ohne Drumherum: Bist du ein Mensch?»

Geralt senkte den Blick nicht. »Wenn du die Frage so stellst«, antwortete er schließlich, »dann nicht ganz.«

»Aha. Ich bin doch wohl nicht taktlos, wenn ich mich erkundige, was du dann bist?«

»Ein Hexer.«

»Aha«, wiederholte Nivellen nach einer Weile. »Wenn ich mich recht erinnere, verdienen sich Hexer ihren Lebensunterhalt auf ganz eigene Art. Sie bringen gegen Bezahlung allerlei Ungeheuer um.«

»Du erinnerst dich recht.«

Wieder trat Stille ein. Die Flämmchen der Kerzen flackerten, ließen dünne Feuerspitzen emporzucken, funkelten auf dem geschliffenen Kristall der Pokale, auf den vom Leuchter herabbrinnenden Wachskaskaden. Nivellen saß reglos da und bewegte die riesigen Ohren.

»Nehmen wir an«, sagte er endlich, »dass du das Schwert ziehen kannst, ehe ich bis zu dir gesprungen bin. Nehmen wir an, dass du es sogar schaffst, mir einen Hieb zu versetzen. Bei meiner Masse hält mich das nicht auf, ich reiße dich durch die bloße Trägheit von den Füßen. Und dann entscheiden schon die Zähne. Was meinst du, Hexer, wer von uns beiden hat die besseren Chancen, wenn es ans Durchbeißen der Kehlen geht?«

Geralt hielt mit dem Daumen den Zinndeckel einer Karaffe zurück, schenkte sich Wein ein, nahm einen Schluck, lehnte sich im Sessel zurück. Er lächelte das Ungeheuer an, doch es war ein ausnehmend widerwärtiges Lächeln.

»Tjaaa«, sagte Nivellen langsam und bohrte eine Krallen in ein Eckchen Pastete. »Ich muss zugeben, dass du auf eine Frage antworten kannst, ohne viel Worte zu machen. Ich bin neugierig, wie

du wohl mit der nächsten zurechtkommen wirst, die ich dir stelle. Wer hat dich für mich bezahlt?«

»Niemand. Ich bin zufällig hier.«

»Du lügst nicht etwa?«

»Ich pflege nicht zu lügen.«

»Und was pflegst du zu tun? Ich habe von Hexern gehört. Gemerkt habe ich mir, dass Hexer kleine Kinder stehlen, die sie dann mit Zauberkräutern füttern. Die das überleben, werden dann selber Hexer, Zauberer mit unmenschlichen Fähigkeiten. Man unterrichtet sie im Töten, merzt alle ihre menschlichen Gefühle und Regungen aus. Man macht Ungeheuer aus ihnen, die andere Ungeheuer umbringen sollen. Ich habe gehört, es sei höchste Zeit, dass jemand anfinge, Jagd auf Hexer zu machen. Denn Ungeheuer gäbe es immer weniger, Hexer aber immer mehr. Iss ein Rebhuhn, ehe sie ganz kalt werden.«

Nivellen nahm ein Rebhuhn aus der Schüssel, stopfte es sich als Ganzes ins Maul und zerbiss es wie ein Stück Zucker, dass die zwischen seinen Zähnen zermahlenen Knochen knackten.

»Warum sagst du nichts?«, fragte er undeutlich, während er heftig schluckte. »Was ist Wahres dran an dem, was man über euch redet?«

»Fast nichts.«

»Und was ist gelogen?«

»Dass es immer weniger Ungeheuer gibt.«

»Stimmt: Es gibt 'ne Menge.« Nivellen bleckte die Hauer. »Eins sitzt gerade vor dir und überlegt, ob es gut war, dich einzuladen. Dieses Zunftabzeichen von dir hat mir gleich nicht gefallen, Gast.«

»Du bist überhaupt kein Ungeheuer, Nivellen«, sagte der Hexer trocken.

»Oh verdammt, das ist neu. Was bin ich also deiner Meinung nach? Moosbeerengelee? Ein Keil Wildgänse, der an einem trüben Novembormorgen nach Süden fliegt? Nein? Vielleicht die Tugend, die die vollbusige Müllerstochter bei der Quelle verloren hat? Also,

Geralt, sag mir, was ich bin. Siehst du nicht, dass ich vor Neugier zittere?«

»Du bist kein Ungeheuer. Sonst könntest du dieses Silbertablett nicht berühren. Und mein Medaillon hättest du erst recht nicht in die Hand genommen.«

»Ha!«, brüllte Nivellen so laut, dass die Kerzenflammen für einen Augenblick waagerecht standen. »Heut ist ohne Zweifel ein Tag, da große, schreckliche Geheimnisse enthüllt werden! Gleich werde ich erfahren, dass mir diese Ohren gewachsen sind, weil ich als Kind keine Haferflocken mochte!«

»Nein, Nivellen«, sagte Geralt ruhig. »Es ist infolge einer Verwünschung geschehen. Ich bin sicher, dass du weißt, wer dich verwünscht hat.«

»Und wenn ich's weiß, was dann?«

»Eine Verwünschung kann man aufheben. In vielen Fällen.«

»Du als Hexer kannst natürlich Verwünschungen aufheben. In vielen Fällen?«

»Kann ich. Soll ich es versuchen?«

»Nein. Sollst du nicht.«

Das Ungeheuer öffnete den Rachen und ließ die rote Zunge heraushängen, die zwei Spannen lang war. »Dir hat's die Sprache verschlagen, was?«

»Stimmt«, gab Geralt zu.

Das Ungeheuer kicherte und machte sich im Sessel breit. »Ich wusste, dass es dir die Sprache verschlagen würde«, sagte es. »Schenk dir noch etwas ein, setz dich bequem hin. Ich erzähle dir die ganze Geschichte. Hexer oder nicht, du machst 'nen guten Eindruck, und ich hab Lust zum Plaudern. Schenk dir ein.«

»Da ist nichts mehr drin.«

»Ach, verdammt.« Das Ungeheuer knurrte etwas und schlug abermals mit der Pfote auf den Tisch. Neben den beiden leeren Karaffen erschien wer weiß woher ein ziemlich großer bauchiger

Tonkrug in einem Weidenkorb. Nivellen riss mit den Zähnen das Wachssiegel ab.

»Wie du gewiss bemerkt hast«, begann er, während er einschenkte, »ist die Gegend ziemlich verlassen. Bis zu den nächsten menschlichen Ansiedlungen ist es ein ganzes Ende Weg. Denn weißt du, mein Papa und auch mein Opa haben seinerzeit weder bei den Nachbarn noch bei den Kaufleuten, die die Straße entlangzogen, besondere Zuneigung erworben. Jeder, der sich hierher verirrte, verlor im günstigsten Falle seine Habe, wenn ihn Papa vom Turm aus erblickte. Und ein paar von den nähergelegenen Siedlungen wurden niedergebrannt, weil Papa meinte, der Zins sei säumig gezahlt worden. Es gab kaum jemanden, der meinen Papa mochte. Außer mir natürlich. Ich habe schrecklich geweint, als sie eines Tages auf einem Wagen das brachten, was nach einem Hieb mit einem Bidenhänder von meinem Papa übrig war. Opa war damals schon nicht mehr als Räuber tätig, denn seit dem Tag, als er mit einem eisernen Morgenstern eins über den Schädel gekriegt hatte, stotterte er grauenhaft, sabberte und schaffte es selten rechtzeitig bis zum Abort. Es lief darauf hinaus, dass ich als Erbe die Truppe anführen musste.

Jung war ich damals«, fuhr Nivellen fort, »ein richtiger Milchbart, also haben mich die Burschen von der Truppe um den Finger gewickelt. Ich habe sie, wie du dir denken kannst, im selben Maße geführt, wie ein dickes Ferkel ein Wolfsrudel führen kann. Als bald begannen wir Dinge zu tun, die Papa, wenn er am Leben gewesen wäre, niemals zugelassen hätte. Ich will dir die Einzelheiten ersparen und sofort zur Sache kommen. Eines Tages kamen wir bis nach Gelibol, bei Mirt, und plünderten ein Heiligtum. Zu allem Unglück war da auch eine junge Priesterin.«

»Was war das für ein Heiligtum, Nivellen?«

»Weiß der Teufel. Aber es muss was Ungutes gewesen sein. Auf dem Altar, so viel weiß ich noch, lagen Schädel und Knochen, es brannte ein grünes Feuer, das bestialisch stank. Aber zur Sache. Die Jungs hielten die Priesterin fest und schälten sie aus den Klamotten, und dann sagten sie, ich müsse ein Mann werden. Also wurde ich

ein Mann, ich Dämlack. Während ich das wurde, spuckte mir die Priesterin auf den Mund und sagte was.«

»Was?«

»Dass ich ein Ungeheuer in Menschengestalt bin, dass ich eins in der Gestalt eines Ungeheuers sein würde, irgendwas von Liebe, von Blut, ich weiß nicht mehr. Das Stilett, so ein kleines, trug sie wohl im Haar versteckt. Sie brachte sich um, und dann ... Wir sind dort schleunigst verschwunden, Geralt, ich sag dir, beinahe hätten wir die Pferde zuschanden geritten. Das war ein ungutes Heiligtum.«

»Red weiter.«

»Weiter geschah, was die Priesterin gesagt hatte. Nach ein paar Tagen wache ich früh auf, und die Diener, sobald sie mich sehen, brüllen los und rennen weg. Ich zum Spiegel ... Weißt du, Geralt, ich geriet in Panik, hatte irgendeinen Anfall, ich erinnere mich daran wie durch einen Nebel. Kurzum, es gab Tote. Etliche. Ich benutzte, was mir in die Hand fiel, und war auf einmal sehr stark. Und das Haus half mir, so gut es konnte: Türen zerbarsten, Möbel flogen hinaus, Feuer brach aus. Wer konnte, rannte Hals über Kopf weg, das Tantchen, die Kusine, die Burschen von der Truppe, was sag ich, sogar die Hunde liefen weg, heulend und mit eingekniffenen Schwänzen. Meine Katze Nimmersatt lief weg. Vor Angst traf sogar Tantchens Papagei der Schlag. Als bald war ich allein, brüllte, heulte, tobte, zerschlug, was mir unter die Hände kam, hauptsächlich Spiegel.«

Nivellen machte eine Pause, seufzte, schniefte.

»Als der Anfall vorüberging«, fuhr er nach einer Weile fort, »war es für alles schon zu spät. Ich war allein. Es war niemand mehr da, dem ich erklären konnte, dass sich einzig und allein mein Äußeres verändert hatte, dass ich, wenn auch in schrecklicher Gestalt, doch nur ein dummer Halbwüchsiger war, der in dem leeren Schloss über den Leichen der Diener schluchzte. Dann kam die fürchterliche Angst: Sie würden zurückkehren und mich totschiessen, ehe ich etwas erklären könnte. Doch niemand kehrte zurück.«

Das Ungeheuer verstummte für eine Weile und wischte sich die Nase am Ärmel ab.

»Ich will mich nicht über jene ersten Monate auslassen, Geralt; mich schaudert noch heute, wenn ich daran denke. Ich komme zur Sache. Lange, sehr lange Zeit saß ich mucksmäuschenstill im Schloss, ohne die Nase hinauszustecken. Wenn jemand auftauchte, was selten vorkam, ging ich nicht hinaus, nun ja, ich ließ das Haus ein-, zweimal mit den Fensterläden schlagen oder brüllte durch die Dachrinne, und für gewöhnlich reichte das, damit der Gast eine mächtige Staubwolke hinterließ. So war das bis zu dem Tag, wo ich früh am Morgen aus dem Fenster schaue, und was sehe ich? Irgend so ein Fettwanst schneidet Rosen von Tantchens Beet. Und du musst wissen, dass das nicht sonst was ist, sondern die blauen Rosen von Nasair, deren Setzlinge noch mein Opa mitgebracht hatte. Die Wut überkam mich, ich stürzte auf den Hof. Als der Dicke die Stimme, die er bei meinem Anblick verloren hatte, wiederfand, quiekte er, er wollte nur ein paar Rosen fürs Töchterchen pflücken, ich sollte ihn verschonen, ihm Leben und Gesundheit lassen. Ich war schon drauf und dran, ihn mit einem Fußtritt vors Tor zu befördern, als mir ein Licht aufging. Ich erinnerte mich an die Märchen, die mir seinerzeit Lenchen, meine Amme, erzählt hatte, die alte Vettel. Verdammt, dachte ich, es sieht so aus, als ob hübsche Mädchen Frösche in Prinzen verwandeln, oder auch umgekehrt, also könnte doch ... Es könnte doch an diesem Gerede ein Körnchen Wahrheit sein, eine Chance ... Ich sprang zwei Klafter empor, brüllte los, dass es den wilden Wein von der Mauer riss, und donnerte: ›Tochter oder Leben!‹, etwas Besseres kam mir nicht in den Sinn. Der Kaufmann, denn es war ein Kaufmann, brach in Tränen aus, worauf er mir gestand, dass das Töchterchen acht Jahre alt war. Was, du lachst?«

»Nein.«

»Denn ich wusste nicht, sollte ich über mein beschissenes Schicksal lachen oder weinen. Der Kaufmann tat mir leid, ich konnte nicht mit ansehen, wie er schlotterte, ich bat ihn herein, bewirtete ihn, bei der Abreise schüttete ich ihm Gold und Edelsteine ins Säckel. Du musst wissen, dass in den Gewölben eine Menge von

dem Zeug lag, noch aus Papas Zeit, ich wusste nicht recht, was ich damit anfangen sollte, also konnte ich mir die Geste erlauben. Der Kaufmann begann zu strahlen, dankte, bis er sich ganz besabbert hatte. Er muss irgendwo mit seinem Abenteuer geprahlt haben, denn es vergingen keine zwei Monate, und ein anderer Kaufmann traf ein. Er hatte einen reichlich bemessenen Geldsack bei sich. Und eine Tochter. Auch reichlich bemessen.«

Nivellen zog die Beine unterm Tisch vor, dehnte sich, dass der Sessel in den Fugen krachte.

»Eins zwei drei war ich mit dem Kaufmann einig«, fuhr er fort. »Wir vereinbarten, dass er sie mir für ein Jahr dalassen würde. Ich musste ihm helfen, den Sack aufs Maultier zu heben, allein hätte er ihn nicht von der Stelle gekriegt.«

»Und das Mädchen?«

»Eine Zeitlang bekam sie bei meinem Anblick Krämpfe, sie war überzeugt, ich würde sie schließlich doch auffressen. Aber nach einem Monat aßen wir schon am selben Tisch, plauderten und unternahmen lange Spaziergänge. Aber obwohl sie lieb und erstaunlich gescheit war, verdrehte sich mir die Zunge, wenn ich mit ihr sprach. Weißt du, Geralt, ich war immer schüchtern bei Mädchen, hab mich immer zum Gespött gemacht, sogar bei den Viehmägden, die Mist an den Beinen hatten und mit denen die Burschen von der Truppe anstellten, was immer sie wollten. Sogar die hielten mich zum Narren. Was sollte da, dachte ich mir, erst mit so einer Fresse sein. Ich konnte mich nicht einmal überwinden, ihr auch nur andeutungsweise zu sagen, warum ich für ein Jahr ihres Lebens so teuer bezahlt hatte. Das Jahr zog dahin wie der Gestank hinterm Landsturm, und schließlich erschien der Kaufmann und nahm sie mit. Ich aber schloss mich resigniert im Hause ein und reagierte etliche Monate lang auf keinerlei Gäste mit Töchtern, die hier auftauchten. Aber nach einem Jahr in Gesellschaft war mir klar geworden, wie schwer es ist, wenn man niemanden zum Reden hat.« Das Ungeheuer machte ein Geräusch, das ein Seufzen sein sollte, aber wie Schluckauf klang.

»Die Nächste«, fuhr es nach einer Weile fort, »hieß Fenne. Sie war klein, flink und zwitscherte, ein richtiger Zaunkönig. Sie hatte überhaupt keine Angst vor mir. Eines Tages, es war genau der Jahrestag meiner Einweihung, haben wir uns beide mit Met betrunken und ... oho. Gleich danach bin ich aus dem Bett und zum Spiegel gesprungen. Ich gestehe, ich war enttäuscht und niedergeschlagen. Die Fresse war dieselbe wie eh und je, höchstens der Ausdruck ein bisschen dümmer. Und da heißt es, in den Märchen liege die Weisheit des Volkes! Einen Scheißdreck ist so eine Weisheit wert, Geralt. Na ja, Fenne hat sich gleich Mühe gegeben, dass ich meine Sorgen vergesse. Das war ein lustiges Mädchen, sag ich dir. Weißt du, was sie sich ausgedacht hat? Wir haben zu zweit ungebetene Gäste erschreckt. Stell dir vor: Da kommt so einer auf den Hof, schaut sich um, und da stürze ich mit Gebrüll auf ihn los, auf allen vieren, und Fenne sitzt splitterfasernackt auf meinen Schultern und bläst auf Opas Jagdhorn!«

Nivellen schüttete sich aus vor Lachen und ließ die weißen Hauer blitzen.

»Fenne«, fuhr er fort, »blieb ein ganzes Jahr bei mir, dann kehrte sie mit einer großen Mitgift zu ihrer Familie zurück. Sie hatte vor, einen gewissen Schankwirt zu heiraten, einen Witwer.«

»Erzähl weiter, Nivellen. Das ist spannend.«

»Meinst du?«, sagte das Ungeheuer und kratzte sich geräuschvoll zwischen den Ohren. »Na gut. Die Nächste, Primula, war die Tochter eines verarmten Ritters. Als er hier ankam, hatte der Ritter ein klapperdürres Pferd, einen verrosteten Panzer und unglaublich viele Schulden. Er war widerwärtig, sag ich dir, Geralt, wie ein Abortkübel, und verströmte ringsum einen ähnlichen Geruch. Primula, dafür würde ich die Hand ins Feuer legen, muss gezeugt worden sein, als er im Felde war, denn sie war durchaus hübsch. Auch bei ihr habe ich keine Furcht erregt, übrigens kein Wunder, denn im Vergleich zu ihrem Alten konnte ich als ganz ansehnlich gelten. Wie sich zeigte, hatte sie kein schlechtes Temperament, und ich, nachdem ich Selbstvertrauen gefasst hatte, stellte mein Licht auch nicht unter den

Scheffel. Schon nach zwei Wochen hatte ich mit Primula ein sehr inniges Verhältnis, wobei sie es liebte, mich an den Ohren zu packen und zu schreien: »Friss mich, Tier!«, »Reiß mich auf, Bestie!« und dergleichen Blödsinn. In den Pausen lief ich zum Spiegel, und stell dir vor, Geralt, ich schaute mit wachsender Unruhe hinein. Ich hatte immer weniger Sehnsucht nach der alten, nicht so ausgeprägten Gestalt. Weißt du, Geralt, zuvor war ich plump, jetzt war ich ein Mordskerl. Vorher war ich immer kränklich, ich hustete, und die Nase lief mir; jetzt war bei mir alles in Ordnung. Und die Zähne? Du würdest nicht glauben, was für schlechte Zähne ich hatte! Jetzt dagegen? Ich kann ein Stuhlbein durchbeißen. Soll ich ein Stuhlbein durchbeißen?«

»Nein. Nicht nötig.«

»Ist vielleicht auch besser so. Dem Fräulein hat's Spaß gemacht, wie ich mich produziert hab, und im Hause sind schrecklich wenig heile Stühle übrig.« Nivellen gähnte, wobei sich seine Zunge zu einer Röhre rollte.

»Ich bin müde vom Reden, Geralt. Kurz: Danach gab es noch zwei, Ilka und Venimira. Alles lief wieder so ab, geradezu langweilig. Zuerst eine Mischung aus Angst und Vorbehalten, dann eine Spur Sympathie, von kleinen, aber teuren Souvenirs verstärkt, dann »beiß mich, friss mich auf«, dann die Rückkehr des Papas, gefühlvolle Verabschiedung und eine noch viel fühlbarere Abnahme des Schatzes. Ich habe beschlossen, längere Pausen einzulegen, in denen ich allein bleibe. Dass ein Mädchenkuss meine Gestalt verändert, glaube ich natürlich längst nicht mehr. Und ich habe mich damit abgefunden. Mehr noch, ich bin zu dem Schluss gelangt, dass es gut ist, so wie es ist, und auch nicht anders werden soll.«

»Nicht, Nivellen?«

»Dass du's nur weißt. Ich hab dir gesagt, zu dieser Gestalt gehört eine eiserne Gesundheit, das zum einen. Zweitens: Dass ich anders bin, wirkt auf die Mädchen wie ein Aphrodisiakum. Lach nicht! Ich bin mehr als sicher, dass ich mich als Mensch ganz schön abstrampeln müsste, um beispielsweise an so eine Venimira heranzukommen, die ein sehr schönes Mädchen war. Ich denke, so einen wie den auf

dem Porträt hätte sie keines Blickes gewürdigt. Und drittens: Sicherheit. Papa hatte Feinde, ein paar haben überlebt. Diejenigen, die die Truppe unter meiner erbärmlichen Führung ins Jenseits geschickt hat, hatten Verwandte. In den Kellern liegt Gold. Wäre nicht die Angst, die ich verbreite, würde jemand es holen kommen. Und wenn es die Bauern mit Dreschflegeln wären.«

»Du scheinst dir völlig sicher zu sein«, sagte Geralt und drehte den leeren Pokal in der Hand, »dass du in deiner gegenwärtigen Gestalt niemanden gegen dich aufgebracht hast. Keinen Vater, keine Tochter. Keinen Verwandten oder Verlobten der Tochter. Was, Nivellen?«

»Gib Ruhe, Geralt«, entrüstete sich das Ungeheuer. »Wovon redest du? Die Väter konnten vor Freude nicht an sich halten, ich sag dir doch, ich war überaus großzügig. Und die Töchter? Du hast nicht gesehen, wie sie hier eintrafen, in abgerissenen Kleidchen, die Hände vom Waschen ausgelaugt, ganz krumm vom Tragen der Zuber. Primula hatte noch nach zwei Wochen bei mir auf Rücken und Hintern Striemen vom Riemen, mit dem sie ihr ritterlicher Papa verprügelt hatte. Bei mir dagegen liefen sie wie Prinzessinnen herum, in die Hand nahmen sie höchstens einen Fächer, sie wussten nicht einmal, wo hier die Küche ist. Ich habe sie ausstaffiert und mit Klunkern behängt. Auf Bestellung habe ich heißes Wasser für die Blechwanne gezaubert, die Papa seinerzeit für Mama in Assengard geraubt hat. Kannst du dir das vorstellen? Eine Blechwanne! Kaum ein Graf, was sage ich, kaum ein Herrscher besitzt eine Blechwanne. Für sie war das ein Haus wie im Märchen, Geralt. Und was das Bett betrifft ... Verdammt, Tugend ist heutzutage seltener als ein Felsdrache. Ich habe keine Einzige gezwungen, Geralt.«

»Und doch hast du geglaubt, jemand hätte mich für dich bezahlt. Wer hätte das sein können?«

»Ein Schweinehund, der den Rest meines Kellers haben will und keine Töchter mehr hat«, erklärte Nivellen mit Nachdruck. »Die Gier der Menschen kennt keine Grenzen.«

»Und sonst niemand?«

»Und sonst niemand.«

Sie schwiegen beide, den Blick auf die unruhig flackernden Kerzenflammen geheftet.

»Nivellen«, sagte der Hexer plötzlich. »Bist du jetzt allein?«

»Hexer«, antwortete das Ungeheuer nach einem kurzen Zögern, »mir scheint, dass ich dich jetzt eigentlich mit unanständigen Worten bedenken, am Kragen packen und die Treppe hinabwerfen müsste. Weißt du, warum? Weil du mich wie einen Halbidioten behandelst. Ich sehe doch von Anfang an, wie du die Ohren spitzt, nach der Tür schielst. Du weißt genau, dass ich nicht allein lebe. Habe ich recht?«

»Ja. Entschuldige.«

»Zum Teufel mit deiner Entschuldigung. Hast du sie gesehen?«

»Ja. Im Walde, beim Tor. Ist das der Grund, dass die Kaufleute mit den Töchtern seit einiger Zeit hier mit leeren Händen weggehen?«

»Das hast du also auch gewusst? Ja, es ist der Grund.«

»Darf ich fragen . . .«

»Nein. Du darfst nicht.«

Wieder Schweigen.

»Nun ja, wie du willst«, sagte der Hexer schließlich und stand auf. »Danke für die Gastfreundschaft, Hausherr. Für mich ist es Zeit.«

»Richtig.« Nivellen stand gleichfalls auf. »Aus bestimmten Gründen kann ich dir kein Nachtlager im Schloss anbieten, und in diesen Wäldern zu übernachten, empfehle ich auch nicht. Seit die Gegend menschenleer geworden ist, ist es hier nachts gefährlich. Du musst vor der Dämmerung wieder auf der Straße sein.«

»Ich werde daran denken, Nivellen. Bist du sicher, dass du meine Hilfe nicht brauchst?«

Das Ungeheuer sah ihn schief an. »Und du bist sicher, dass du mir helfen könntest? Du würdest es fertigbringen, mich davon zu befreien?«

»Ich habe nicht nur an solche Hilfe gedacht.«

»Du hast meine Frage nicht beantwortet. Obwohl, du hast es wohl doch getan. Du brächtest es nicht fertig.«

Geralt blickte ihm in die Augen. »Ihr habt damals Pech gehabt«, sagte er. »Unter allen Heiligtümern in Gelibol und dem Nimnar-Tale habt ihr euch ausgerechnet den Tempel von Coram Agh Ter ausgesucht, dem Löwenköpfigen Spinnengott. Um einen von einer Priesterin des Coram Agh Ter ausgesprochenen Fluch zu lösen, braucht es Wissen und Fähigkeiten, die ich nicht besitze.«

»Und wer besitzt sie?«

»Es interessiert dich also doch? Du hast gesagt, es sei gut so, wie es ist.«

»Wie es ist, ja. Aber nicht, wie es vielleicht wird. Ich fürchte . . .«

»Was fürchtest du?«

Das Ungeheuer blieb in der Zimmertür stehen, wandte sich um. »Ich habe genug von deinen Fragen, Hexer, die du fortwährend stellst, statt auf meine zu antworten. Offensichtlich muss man dich anders fragen. Hör zu, seit einiger Zeit habe ich widerwärtige Träume. Vielleicht wäre ›ungeheuerliche‹ das bessere Wort. Habe ich Grund zur Furcht? Offen heraus, bitte.«

»Hattest du nach einem solchen Traum, nach dem Erwachen, nie schmutzige Füße? Kiefernadeln im Bett?«

»Nein.«

»Und hattest du . . .«

»Nein. Offen heraus, bitte.«

»Du fürchtest dich zu Recht.«

»Kann man was dagegen tun? Offen heraus, bitte.«

»Nein.«

»Endlich. Gehen wir, ich begleite dich.«

Während Geralt auf dem Hof die Satteltaschen richtete, strich Nivellen der Stute über die Nüstern, tätschelte den Hals. Plötze senkte erfreut den Kopf.

»Die Tiere mögen mich«, sagte das Ungeheuer stolz. »Und ich sie auch. Meine Katze, obwohl sie erst weggelaufen ist, kam später wieder. Lange Zeit war sie das einzige Lebewesen, das mir im Unglück Gesellschaft leistete. Vereena hat auch . . .«

Er stockte, verzog die Schnauze.

Geralt lächelte. »Sie hat auch Katzen gern?«

»Vögel.« Nivellen bleckte die Zähne. »Ich hab mich verraten, verdammt. Ach, was soll's. Das ist nicht wieder so eine Kaufmannstochter, Geralt, und auch nicht wieder ein Versuch, in alten Märchen ein Körnchen Wahrheit zu finden. Es ist ernst. Wir lieben uns. Wenn du jetzt lachst, hau ich dir aufs Maul.«

Geralt lächelte nicht einmal.

»Deine Vereena«, sagte er, »ist wahrscheinlich eine Nixe. Weißt du das?«

»Ich vermute es. Sie ist feingliedrig. Schwarzhaarig. Sie spricht selten, in einer Sprache, die ich nicht kenne. Sie isst keine Menschenspeise. Tagelang verschwindet sie im Walde, dann kommt sie wieder. Ist das typisch?«

»Mehr oder weniger.« Der Hexer zog den Bauchgurt fest. »Du denkst sicherlich, sie würde nicht wiederkommen, wenn du ein Mensch wüdest?«

»Ich bin mir dessen sicher. Du weißt, wie sehr sich Nixen vor Menschen fürchten. Kaum jemand hat eine Nixe aus der Nähe gesehen. Aber ich und Vereena ... Ach, zum Teufel. Mach's gut, Geralt.«

»Mach's gut, Nivellen.«

Der Hexer stukte mit dem Stiefelabsatz gegen die Flanke der Stute, ritt zum Tor. Das Ungeheuer stiefelte neben ihm her.

»Geralt?«

»Ich höre.«

»Ich bin nicht ganz so dumm, wie du denkst. Du bist auf der Spur eines der Kaufleute hergekommen, die neulich hier waren. Ist jemandem was passiert?«

»Ja.«

»Der Letzte war vor drei Tagen bei mir. Mit Tochter, übrigens nicht eine der Hübschesten. Ich habe dem Haus befohlen, alle Türen und Fenster zu schließen, und kein Lebenszeichen von mir gegeben. Sie

sind im Schlosshof herumgeirrt und wieder weggeritten. Das Mädchen hat eine Rose von Tantchens Strauch abgerissen und sich ans Kleid gesteckt. Such sie anderswo. Aber denk dran, die Gegend ist widerwärtig. Ich hab dir gesagt, nachts ist man im Walde nicht besonders sicher. Man hört und sieht hässliche Sachen.«

»Danke, Nivellen. Ich werde an dich denken. Wer weiß, vielleicht finde ich jemanden, der . . .«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Es ist mein Problem, Geralt, mein Leben und meine Strafe. Ich habe gelernt, es zu ertragen, habe mich dran gewöhnt. Wenn es schlimmer wird, werde ich mich auch dran gewöhnen. Und wenn es viel schlimmer wird, dann such niemanden, komm allein her und mach Schluss. Auf Hexerart. Mach's gut, Geralt.«

Nivellen drehte sich um und marschierte zügig zum Schlösschen. Er schaute kein einziges Mal zurück.

///

Die Gegend war verlassen, wild, boshaft und feindselig. Geralt kehrte nicht bis zur Dämmerung auf die Straße zurück, er wollte sich zusätzlichen Weg ersparen, ritt Abkürzungen durchs Dickicht. Die Nacht verbrachte er auf dem kahlen Gipfel einer großen Anhöhe, das Schwert auf den Knien, bei einem kleinen Feuer, in das er immer wieder Büschel von Eisenhut warf. Mitten in der Nacht bemerkte er tief im Tal Feuerschein, hörte irrsinniges Geheul und Singsang, dazu etwas, was nur der Schrei einer gemarterten Frau sein konnte. Er eilte hin, sobald es dämmerte, fand aber nur eine Wiese mit niedergetretenem Gras und verkohlte Knochen inmitten noch warmer Asche. Etwas, was in der Krone einer riesigen Eiche saß, schrie und zischte. Es mochte ein Waldschrat sein, vielleicht auch nur ein gewöhnlicher Luchs. Der Hexer hielt sich nicht damit auf, es herauszufinden.

IV

Gegen Mittag, als er Plötze an einer Quelle tränkte, begann die Stute durchdringend zu wiehern, wich zurück, bleckte die gelben Zähne und kaute auf der Bissstange. Geralt beruhigte sie sofort mit einem *Zeichen* und bemerkte in diesem Augenblick einen regelmäßigen Kreis, den die aus dem Mull hervorragenden Kappen kleiner rötlicher Pilze bildeten .

»Du wirst richtig hysterisch, Plötze«, sagte er. »Das ist doch ein gewöhnlicher Hexenring. Was soll das Getue?«

Die Stute schnaubte und wandte den Kopf zu ihm um. Der Hexer rieb sich die Stirn, runzelte die Brauen, grübelte. Dann war er mit einem Satz im Sattel, wendete das Pferd und ritt schnell zurück, der eigenen Spur nach.

»Die Tiere mögen mich«, murmelte er. »Entschuldige, mein Pferdchen. Es sieht so aus, dass du mehr Verstand hast als ich.«

V

Die Stute spitzte die Ohren, schnaubte, scharrte mit den Hufen, wollte nicht weitergehen. Geralt beruhigte sie nicht mit einem *Zeichen* – er sprang ab, warf dem Pferd die Zügel über den Kopf. Auf dem Rücken trug er schon nicht mehr sein altes Schwert in der Scheide aus Echsenhaut – seinen Platz hatte jetzt die blitzende, schöne Waffe mit dem kreuzförmigen Stichblatt und dem dunklen, gut ausgewogenen Griff eingenommen, an dessen Ende sich ein kugelförmiger Knauf aus weißem Metall befand.

Diesmal öffnete sich das Tor nicht vor ihm. Es stand offen, wie er es gelassen hatte, als er wegritt.

Er hörte Gesang, verstand aber die Worte nicht, konnte nicht einmal die Sprache identifizieren, der sie entstammten. Es war auch nicht nötig – der Hexer kannte, fühlte und verstand das Wesen dieses Gesanges, der leise und durchdringend war und sich als Welle betäubenden, lähmenden Grauens durch die Adern ergoss.

Der Gesang brach plötzlich ab, und da sah er sie.

Sie hatte sich an den Rücken des Delphins in dem ausgetrockneten Brunnen geschmiegt, um den moosbewachsenen Stein die feingliedrigen Arme geschlungen, die so weiß waren, dass sie durchsichtig wirkten. Unter einem Schwall wirren schwarzen Haars hervor funkelten riesige, weit geöffnete anthrazitfarbene Augen, fest auf ihn gerichtet.

Geralt ging mit weichen, elastischen Schritten langsam näher, im Halbkreis von der Mauer her, an den Sträuchern blauer Rosen vorbei. Das mit dem Delphinrücken verschmolzene Geschöpf folgte ihm mit einer Wendung des kleinen Gesichtchens, in dem unbeschreibliche Sehnsucht lag und eine solche Schönheit, dass das Lied noch immer zu hören war – obwohl die kleinen, blassen Lippen zusammengepresst waren und nicht der geringste Laut hervordrang.

Der Hexer blieb in zehn Schritt Entfernung stehen. Das Schwert, langsam aus der schwarzen emaillierten Scheide gezogen, blitzte auf und funkelte über seinem Kopf.

»Das ist Silber«, sagte er. »Diese Klinge ist von Silber.«

Das bleiche Gesichtchen zuckte nicht, die anthrazitfarbenen Augen änderten nicht ihren Ausdruck.

»Du ähnelst so sehr einer Nixe«, fuhr der Hexer ruhig fort, »dass du jeden in die Irre führen könntest. Zumal du ein seltener Vogel bist, Schwarzhaarige. Aber Pferde irren sich nie. Sie erkennen solche wie dich instinktiv. Was bist du? Ich denke, eine Mula oder ein Alp. Ein gewöhnlicher Vampir würde nicht ins Sonnenlicht kommen.«

Die Enden der bleichen Lippen zuckten und krümmten sich leicht nach oben.

»Nivellen hat dich in seiner Gestalt angezogen, nicht wahr? Die Träume, die er erwähnte, hast du hervorgerufen. Ich kann mir denken, was das für Träume waren, und er tut mir leid.«

Das Geschöpf regte sich nicht.

»Du liebst Vögel«, fuhr der Hexer fort, »aber das hindert dich nicht daran, Menschen beiderlei Geschlechts die Kehlen durchzubeißen, was? Wirklich, du und Nivellen! Ein hübsches Paar wärt ihr, das

Ungeheuer und die Vampirin, die Gebieter des Waldschlosses. Ihr würdet im Handumdrehen über die ganze Gegend herrschen. Du, immer durstig nach Blut, und er, dein Beschützer, Mörder auf Bestellung, dein blindes Werkzeug. Doch zuvor musste er ein echtes Ungeheuer werden, kein Mensch in der Maske eines Ungeheuers.«

Die großen schwarzen Augen verengten sich.

»Was ist mit ihm, Schwarzhaarige? Du hast gesungen, also hast du Blut getrunken. Du hast zum letzten Mittel gegriffen, nachdem du dich seines Verstandes nicht bemächtigen konntest. Habe ich recht?«

Das schwarze Köpfchen nickte ein wenig, fast unmerklich, und die Mundwinkel hoben sich noch weiter. Das kleine Gesicht nahm einen gespenstischen Ausdruck an.

»Jetzt hältst du dich gewiss für die Herrin dieses Schlosses?«

Ein Nicken, diesmal deutlicher.

»Bist du eine Mula?«

Eine langsame verneinende Kopfbewegung. Das Zischen, das ertönte, konnte nur von den bleichen, grässlich lächelnden Lippen her kommen, obwohl der Hexer nicht bemerkte, dass sie sich bewegt hätten.

»Ein Alp?«

Verneinung.

Der Hexer wich zurück, fasste den Schwertgriff fester.

»Das heißt, du bist . . .«

Die Mundwinkel glitten höher, immer höher, die Lippen öffneten sich ...

»Eine Bruxa!«, schrie der Hexer und sprang zum Brunnen.

Hinter den bleichen Lippen blitzten spitze weiße Eckzähne auf. Die Vampirin sprang auf, krümmte den Rücken wie ein Leopard und stieß einen Schrei aus.

Die Schallwelle traf den Hexer wie ein Rammbock, raubte ihm den Atem, presste die Rippen zusammen, stach mit Dornen von Schmerz in Ohren und Hirn. Zurückgeschleudert, konnte er noch

beide Handgelenke zum Zeichen des Heliotrops kreuzen. Der Zauber dämpfte erheblich die Wucht, mit der er mit den Schultern gegen die Mauer stieß, doch ihm wurde trotzdem schwarz vor Augen, und der Rest der Luft wurde mit einem Stöhnen aus der Lunge gepresst.

Auf dem Rücken des Delphins, im steinernen Rund des trockenen Brunnens, an der Stelle, wo eben noch das zarte Mädchen im weißen Kleid gesessen hatte, breitete sich der schimmernde Körper einer riesigen schwarzen Fledermaus aus und riss die lange, schmale Schnauze voller Reihen weißer nadelspitzer Zähne auf. Die hautbespannten Flügel öffneten sich, schlugen lautlos, und das Wesen stürzte sich auf Geralt wie ein von der Armbrust geschnellter Bolzen. Geralt, der im Munde den Eisengeschmack von Blut hatte, schrie einen Zauberspruch und streckte dabei eine Hand aus, die Finger zum Zeichen Quen gespreizt. Zischend bog die Fledermaus jäh zur Seite, stieg kichernd empor und stürzte sich sofort wieder senkrecht herab, geradewegs auf die Kehle des Hexers. Geralt sprang beiseite, hieb zu, ohne zu treffen. Fließend, graziös, indem sie einen Flügel zusammenzog, wendete die Fledermaus, umkreiste Geralt und griff wieder an, die zahnbesetzte Schnauze aufgerissen. Geralt wartete und streckte das mit beiden Händen gehaltene Schwert dem Wesen entgegen. Im letzten Augenblick sprang er – nicht zur Seite, sondern vorwärts, und hieb zu, dass die Luft aufheulte. Er traf nicht. Das kam so unerwartet, dass er den Rhythmus verlor und einen Sekundenbruchteil zu spät auswich. Er fühlte, wie ihm die Krallen der Bestie eine Wange aufrissen und der samtschwarze feuchte Flügel ihm gegen den Hals schlug. Er warf sich zur Seite, verlagerte das Körpergewicht auf den rechten Fuß und hieb mit scharfer Bewegung nach hinten, doch abermals verfehlte er das phantastisch wendige Wesen.

Die Fledermaus schlug mit den Flügeln, stieg empor und glitt zum Brunnen hin. In dem Moment, als die gekrümmten Klauen gegen den Stein der Brunnenschale stießen, hatte sich die ungeheure, geiferbedeckte Schnauze schon verwischt, verwandelt, war

verschwunden, obwohl die an ihrer Stelle erschienenen bleichen Lippen die mörderischen Hauer noch immer nicht verbargen.

Die Bruxa heulte durchdringend auf und veränderte die Stimme zu einem makabren Gesang, starrte den Hexer mit hasserfüllten Augen an und schrie erneut.

Die Schallwelle traf ihn so stark, dass sie das *Zeichen* durchbrach. Vor Geralts Augen tanzten schwarze und rote Kreise, in Schläfen und Scheitel hämmerte es. Durch den stechenden Schmerz in den Ohren hindurch begann er Stimmen zu hören, Klagerufe und Stöhnen, Flöten- und Oboentöne, das Heulen des Sturms. Auf seinem Gesicht erstarrte die Haut und gefror. Er sank auf ein Knie, schüttelte den Kopf.

Die schwarze Fledermaus glitt lautlos auf ihn zu und riss im Fluge den gezähnten Rachen auf. Obwohl von der Schockwelle betäubt, reagierte Geralt instinktiv. Er sprang hoch, passte das Tempo seiner Bewegungen blitzschnell der Fluggeschwindigkeit des Monsters an, trat drei Schritte nach vorn, wich zur Seite und wandte sich halb um, und dann folgte gedankenschnell ein beidhändiger Hieb. Die Schneide fand keinen Widerstand. Fast keinen. Er hörte einen gellenden Schrei, doch diesmal war es ein Schmerzensschrei, hervorgerufen von der Berührung mit Silber.

Heulend verwandelte sich die Bruxa auf dem Rücken des Delphins. Auf dem weißen Kleid, ein Stück über der linken Brust, war unter einem Riss, nicht länger als ein kleiner Finger, ein roter Fleck zu sehen. Der Hexer knirschte mit den Zähnen – der Hieb, der die Bestie in zwei Teile hätte spalten müssen, schien nur ein Kratzer zu sein.

»Schrei, Vampirchen«, knurrte er, während er sich das Blut von der Wange wischte. »Heraus damit. Verschwende deine Kraft. Und dann hau ich dir das hübsche Köpfchen ab!«

Du. Wirst zuerst schwach. Zauberer. Ich töte dich.

»Wir werden sehen.«

»Vereena!«

Mit gesenktem Kopf, beide Hände gegen die Pfosten gestützt, schob sich Nivellen durch die Tür des Schlösschens. Er wankte auf den Brunnen zu und fuchtelte dabei unsicher mit den Pfoten. Auf dem Rockkragen waren Blutflecken.

»Vereena!«, brüllte er abermals.

Die Bruxa riss den Kopf zu ihm herum. Geralt hob das Schwert und sprang zu ihr hin, doch die Vampirin war viel schneller. Ein gellender Schrei, und die nächste Schallwoge warf den Hexer zu Boden. Er stürzte auf den Rücken, schurrte durch den Kies des Weges. Die Bruxa krümmte sich, spannte sich zum Sprung, die Hauer in ihrem Mund blitzten auf wie Dolche. Nivellen, die Arme wie ein Bär ausgebreitet, versuchte, sie zu packen, doch sie schrie ihm mitten ins Gesicht, dass er etliche Klafter weit zurückgeschleudert wurde, gegen ein Holzgerüst an der Mauer, das krachend zusammenbrach und ihn unter einem Haufen Holz begrub.

Geralt war schon wieder auf den Beinen, lief im Halbkreis über den Hof und versuchte, die Aufmerksamkeit der Bruxa von Nivellen abzulenken. Die Vampirin sprang mit wehendem Kleid geradewegs auf ihn zu, leicht wie ein Schmetterling, fast ohne die Erde zu berühren. Sie heulte nicht mehr, versuchte nicht mehr, die Gestalt zu wechseln. Der Hexer wusste, dass sie erschöpft war. Doch er wusste auch, dass sie sogar im Zustand der Erschöpfung weiterhin tödlich gefährlich war. Hinter Geralts Rücken rumorte Nivellen unter den Brettern und brüllte.

Geralt sprang nach links, deckte sich mit einem kurzen, verwirrenden Wirbel des Schwertes. Die Bruxa stürzte auf ihn los – weiß und schwarz, mit wehendem Haar, schrecklich. Er hatte sie unterschätzt: Unterwegs schrie sie. Es gelang ihm nicht mehr, ein *Zeichen* zu formen, er wurde zurückgeschleudert, stieß mit dem Rücken gegen die Mauer, der Schmerz in der Wirbelsäule fuhr ihm bis in die Fingerspitzen, lähmte ihm die Schultern, ließ die Beine einknicken. Er fiel auf die Knie. Melodiös heulend sprang ihn die Bruxa an.

»Vereena!«, brüllte Nivellen.

Sie wandte sich um. Und da stieß ihr Nivellen mit Schwung das abgebrochene, spitze Ende einer drei Meter langen Stange zwischen die Brüste. Sie schrie nicht. Sie seufzte nur. Als der Hexer dieses Seufzen hörte, erbebt er.

Sie standen einander gegenüber – Nivellen breitbeinig, die Stange in beiden Händen, das Ende in die Achselhöhle gestemmt. Die Bruxa hing am anderen Ende wie ein aufgespießter Schmetterling und umklammerte ebenfalls das Holz mit beiden Händen.

Die Vampirin stöhnte durchdringend auf und stemmte sich plötzlich kräftig gegen den Pfahl. Gerald sah auf dem weißen Kleid zwischen ihren Schultern einen roten Fleck aufblühen, aus dem mit einem Schwall von Blut, grässlich und unheimlich, die abgebrochene Spitze hervortrat. Nivellen brüllte auf, trat einen Schritt zurück, dann noch einen, dann begann er schnell zurückzuweichen, ohne jedoch die Stange loszulassen, und so zog er die durchbohrte Bruxa hinter sich her. Noch ein Schritt, und er stand mit dem Rücken an der Schlosswand. Das Ende der Stange, das er unter der Achselhöhle hielt, traf knirschend auf die Mauer.

Langsam, gleichsam sorgfältig, streckte die Bruxa die schmalen Hände das Holz entlang aus, beugte die Schultern so weit wie möglich vor, packte fest zu und schob sich weiter auf die Stange. Schon ein Meter des blutigen Holzes ragte aus ihrem Rücken hervor. Ihre Augen standen weit offen, der Kopf war zurückgeworfen. Ihre Seufzer wurden häufiger, rhythmischer und gingen in ein Röcheln über.

Gerald stand auf, konnte sich aber, von dem Anblick gefesselt, noch immer zu keiner Handlung aufraffen. Er vernahm Worte, die dumpf in seinem Schädel dröhnten wie unter dem Gewölbe eines kalten und feuchten Verlieses.

Du gehörst mir. Oder niemandem. Ich liebe dich. Ich liebe.

Der nächste schreckliche, abgerissene, in Blut erstickte Seufzer. Die Bruxa ruckte nach vorn, schob sich weiter die Stange entlang, streckte die Hände aus. Nivellen brüllte verzweifelt auf, versuchte, ohne die Stange loszulassen, die Vampirin möglichst weit von sich wegzudrücken. Vergebens. Sie schob sich noch weiter vor, packte

ihn am Kopfe. Er heulte noch durchdringender auf, warf den zottigen Kopf hin und her. Die Bruxa schob sich auf dem Pfahl vor, neigte den Kopf zu Nivellens Kehle hin. Blendend weiß blitzten die Hauer auf.

Geralt sprang. Er sprang wie eine willenlos losgelassene Stahlfeder. Jede Bewegung, jeder Schritt, die jetzt zu tun waren, lagen ihm in der Natur, waren einstudiert, unausweichlich, automatisch und von tödlicher Sicherheit. Drei rasche Schritte. Der dritte, wie Hunderte solcher Schritte zuvor, endete auf dem linken Fuß mit festem, entschiedenem Auftreten. Eine Wendung des Körpers, ein schwerer, weit ausholender Hieb. Er sah ihre Augen. Nichts konnte sich mehr ändern. Er hörte die Stimme. Nichts. Er schrie, um das Wort zu übertönen, das sie wiederholte. Nichts konnte sich ändern. Ein Hieb.

Er schlug zielsicher zu, wie Hunderte Male zuvor, mit der Mitte der Waffe, und sofort vollführte er im Rhythmus der Bewegung den vierten Schritt und eine halbe Wendung. Die Klinge, zu Ende der Halbwendung schon wieder frei, folgte blitzend seiner Bewegung und zog einen Fächer roter Tropfen hinter sich her. Eine Woge rabenschwarzen Haars breitete sich aus, schwebte durch die Luft, schwebte, schwebte, schwebte ...

Der Kopf fiel in den Kies.

Es gibt immer weniger Ungeheuer?

Und ich? Was bin ich?

Wer schreit da? Die Vögel?

Die Frau in dem Wams und dem blauen Kleid?

Die Rose von Nazair?

Wie still es ist!

Wie leer. Welch eine Leere.

In mir.

Nivellen lag zusammengekrümmt, zitternd und von Krämpfen geschüttelt an der Schlossmauer in den Brennesseln, die Arme um den Kopf geschlungen.

»Steh auf«, sagte der Hexer.

Der junge, gutaussehende, kräftig gebaute Mann mit dem blassen Teint, der bei der Mauer lag, hob den Kopf und sah sich um. Sein Blick war unstet. Er rieb sich die Augen. Er schaute auf seine Hände. Er tastete das Gesicht ab. Er schrie leise auf, steckte den Finger in den Mund, fuhr damit lange über die Zähne hin und her. Wieder fasste er sich heftig ans Gesicht, und noch einmal schrie er, als er die vier blutigen, angeschwollenen Striemen auf den Wangen berührte. Er begann zu schluchzen, dann zu lachen.

»Geralt! Wieso? Wieso ist . . .? Geralt!«

»Steh auf, Nivellen. Steh auf und geh. In den Satteltaschen habe ich Arzneien, die brauchen wir beide.«

»Ich bin nicht mehr ... Nicht mehr? Geralt? Wieso?«

Der Hexer half ihm aufzustehen und versuchte, nicht auf die schlanken, bis zur Durchsichtigkeit weißen Hände zu blicken, die um die Stange zwischen den kleinen, von feuchtem rotem Stoff bedeckten Brüsten gekrampft waren. Abermals schrie Nivellen auf.

»Vereena . . .«

»Schau nicht hin. Lass uns gehen.«

Sie gingen über den Hof, an dem Busch blauer Rosen vorbei, einer auf den anderen gestützt. Nivellen fuhr sich pausenlos mit der freien Hand übers Gesicht.

»Ich kann es nicht glauben, Geralt. Nach so vielen Jahren? Wie ist das möglich?«

»In jedem Märchen steckt ein Körnchen Wahrheit«, sagte der Hexer leise. »Liebe und Blut. Beide haben große Macht. Magier und Gelehrte zerbrechen sich seit Jahren die Köpfe darüber, aber sie haben nichts herausgefunden, außer . . .«

»Was, Geralt?«

»Es muss wahre Liebe sein.«

Die Stimme der Vernunft 3

Ich bin Falwick, der Graf von Moën. Und das ist Ritter Tailles von Dorndal.«

Geralt verneigte sich lässig, den Blick auf die Ritter gerichtet. Beide trugen Rüstungen und karminrote Mäntel mit dem Zeichen der Weißen Rose auf der linken Schulter. Er wunderte sich etwas, denn er wusste, dass es in der Umgebung keine Kommende des Ordens gab.

Nenneke, die scheinbar frei und ohne Vorbehalte lächelte, bemerkte seine Verwunderung.

»Diese edelgeborenen Herren«, sagte sie widerwillig und setzte sich auf ihrem an einen Thron erinnernden Sessel zurecht, »stehen im Dienste des gnädigen Gebieters dieser Ländereien, des Herzogs Hereward.«

»Des Fürsten«, berichtete Tailles, der jüngere der Ritter, mit Nachdruck und sah die Priesterin aus hellen blauen Augen an, in denen Feindseligkeit lag. »Des Fürsten Hereward.«

»Lassen wir die Feinheiten der Bezeichnungen beiseite.« Nenneke lächelte spöttisch. »Zu meiner Zeit pflegte man nur den einen Fürsten zu nennen, in dessen Adern königliches Blut floss, aber heutzutage hat das anscheinend nicht mehr viel zu bedeuten. Widmen wir uns wieder der Vorstellung der Ritter der Weißen Rose und dem Zweck ihres Besuches in meinem bescheidenen Heiligtum. Du musst nämlich wissen, Geralt, dass das Kapitel sich gerade bei Hereward um ein Lehen für den Orden bemüht, deshalb sind viele Rosenritter beim Fürsten in den Dienst getreten. Und nicht wenige von den Hiesigen, wie der hier anwesende Tailles, haben das Gelübde abgelegt und den roten Mantel angenommen, der ihm so gut steht.«

»Es ist mir eine Ehre.« Der Hexer verneigte sich abermals, ebenso lässig wie zuvor.

»Das glaube ich kaum«, sagte die Priesterin kühl. »Sie sind nicht gekommen, um deine Ehrerbietung entgegenzunehmen. Ganz im Gegenteil. Sie sind mit der Forderung gekommen, dass du schleunigst von hier verschwindest. Kurz und gut, sie sind gekommen, um dich zu verjagen. Hältst du das für eine Ehre? Ich nicht. Ich halte das für eine Beleidigung.«

»Wie ich höre, haben sich die edlen Ritter ganz vergebens bemüht.« Geralt zuckte mit den Achseln. »Ich habe nicht vor, mich hier niederzulassen. Ich werde ohne weitere Aufforderungen und Frechheiten hier verschwinden, und das bald.«

»Sofort«, knurrte Tailles. »Unverzüglich. Der Fürst befiehlt . . .«

»Auf dem Gebiet dieses Heiligtums gebe ich die Befehle«, fiel ihm Nenneke mit kalter und gebieterischer Stimme ins Wort. »Für gewöhnlich bemühe ich mich, dass meine Befehle der Politik Herewards nicht allzu sehr widersprechen. Soweit diese Politik logisch und verständlich ist. Im gegebenen Fall ist sie irrational, also werde ich sie nicht ernster nehmen, als sie es verdient. Geralt von Riva ist mein Gast, ihr Herren. Seine Anwesenheit in meinem Heiligtum ist mir lieb. Daher wird Geralt von Riva in meinem Heiligtum bleiben, solange es ihm beliebt.«

»Du hast die Stirn, dich dem Fürsten zu widersetzen, Weib?«, schrie Tailles, worauf er den Mantel über die Schulter zurückwarf und den geriffelten, mit Messing laminierten Brustpanzer in voller Pracht enthüllte. »Du wagst es, die Autorität des Herrschers anzuzweifeln?«

»Leise«, sagte Nenneke und kniff die Augen zusammen. »Senk die Stimme. Überleg dir, was du sprichst und zu wem.«

»Ich weiß, zu wem ich spreche!« Der Ritter stellte einen Fuß vor. Falwick, der Ältere, packte ihn heftig am Ellenbogen, drückte zu, dass der Panzerhandschuh knirschte. Tailles riss sich wütend los. »Denn ich spreche die Worte, die der Wille des Fürsten sind, des Herren dieser Ländereien! Wisse, Weib, dass wir draußen zwölf Soldaten bei uns haben . . .«

Nenneke griff in den Beutel an ihrem Gürtel, holte eine kleine Porzellanbüchse hervor. »Ich weiß wirklich nicht«, sagte sie ruhig, »was geschehen wird, wenn ich dir dieses Gefäß vor den Füßen zerschlage, Tailles. Vielleicht platzt dir die Lunge. Vielleicht wächst dir ein Fell. Vielleicht auch beides, wer weiß? Höchstens die huldreiche Melitele.«

»Wag es nicht, mir mit deinem Zauberkrum zu drohen, Priesterin! Unsere Soldaten . . .«

»Eure Soldaten werden, wenn irgendeiner von ihnen eine Priesterin der Melitele anrührt, an den Akazien entlang der Straße zur Stadt hängen, und das, ehe die Sonne den Horizont berührt. Sie wissen das sehr gut. Und du weißt es auch, Tailles, also hör auf, dich wie ein Flegel aufzuführen. Ich war bei deiner Geburt zugegen, du verschlafene Rotznase, und mir tut deine Mutter leid, aber versuche das Schicksal nicht. Zwing mich nicht, dir Manieren beizubringen!«

»Schon gut, schon gut«, warf der Hexer ein, dem der ganze Vorgang schon etwas leid war. »Es sieht so aus, als ob meine bescheidene Person zum Anlass eines schwerwiegenden Konflikts anwächst, und ich sehe keinen Grund, warum das so sein sollte. Herr Falwick, Ihr kommt mir ausgeglichener als Euer Gefährte vor, mit dem, wie ich sehe, der Überschwang der Jugend durchgeht. Hört, Herr Falwick: Ich versichere, dass ich diese Gegend schnell verlassen werde, in ein paar Tagen. Ich versichere auch, dass ich nicht vorhatte und -habe, hier zu arbeiten, Aufträge und Bestellungen anzunehmen. Ich bin nicht als Hexer hier, sondern nur als Privatperson.«

Graf Falwick sah ihm in die Augen, und sogleich erkannte Geralt seinen Irrtum. Im Blick des Ritters der Weißen Rose lag purer, unerschütterlicher und unverhüllter Hass. Der Hexer erkannte es und war sich sicher, dass nicht Herzog Hereward ihn vertrieb und verfolgte, sondern Falwick und seinesgleichen.

Der Ritter wandte sich zu Nenneke um, verbeugte sich ehrerbietig und begann zu sprechen. Er sprach ruhig und mit Anstand. Er

sprach verständig. Doch Geralt wusste, dass Falwick log wie gedruckt.

»Ehrwürdige Nenneke, ich bitte um Vergebung, aber Fürst Hereward, mein Lehnsherr, wünscht die Anwesenheit des Hexers Geralt von Riva in seinen Ländereien nicht und wird sie nicht dulden. Es spielt keine Rolle, ob Geralt von Riva Jagd auf Ungeheuer macht oder ob er sich für eine Privatperson hält. Der Fürst weiß, dass Geralt von Riva niemals eine Privatperson ist. Der Hexer zieht Ungemach an wie ein Magnet Feilspäne. Die Zauberer sind aufgebracht und schreiben Petitionen, die Druiden drohen sogar . . .«

»Ich sehe keinen Grund, warum Geralt von Riva für den Übermut der hiesigen Zauberer und Druiden verantwortlich gemacht werden sollte«, unterbrach ihn die Priesterin. »Seit wann kümmert sich Hereward um die Ansichten der einen oder der anderen?«

»Schluss mit dieser Diskussion.« Falwick hob den Kopf. »Drücke ich mich denn nicht deutlich genug aus, ehrwürdige Nenneke? Ich sage also so deutlich, wie es deutlicher nicht geht: Weder Fürst Hereward noch das Ordenskapitel wollen den Hexer Geralt von Riva, genannt der Schlächter von Blaviken, auch nur einen Tag länger in Ellander dulden.«

»Das hier ist nicht Ellander!« Die Priesterin richtete sich jäh auf. »Hier ist das Heiligtum der Melitele! Und ich, Nenneke, die Oberpriesterin der Melitele, will die Anwesenheit Eurer Personen, Ihr Herren, auf dem Gebiet des Heiligtums keinen einzigen Augenblick länger dulden!«

»Herr Falwick«, sprach leise der Hexer. »Hört auf die Stimme der Vernunft. Ich will keine Scherereien, und auch Euch, nehme ich an, ist nicht besonders daran gelegen. Ich verlasse diese Gegend in spätestens drei Tagen. Nein, Nenneke, sei still, bitte. Für mich wird es sowieso Zeit aufzubrechen. Drei Tage, Herr Graf. Um mehr bitte ich nicht.«

»Ganz richtig, dass du nicht bittest«, sagte die Priesterin, ehe Falwick reagieren konnte. »Habt ihr gehört, Burschen? Der Hexer bleibt drei Tage hier, denn so ist es sein Wunsch. Und ich, die

Priesterin der Melitele, werde ihm diese drei Tage Gastrecht gewähren, denn so ist es mein Wunsch. Übermittelt das Hereward. Nein, nicht Hereward. Übermittelt es seiner Gemahlin, der edlen Ermelli, und sagt ihr noch, dass sie, wenn sie weiterhin regelmäßig Liebestränke aus meiner Apotheke bekommen will, ihren Herzog lieber beruhigen soll. Sie soll seine Launen und seine Großmannssucht zügeln, die immer mehr nach den Anzeichen einer Verblödung aussehen.«

»Genug!«, schrie Tailles mit dünner Stimme, die ihm ins Falsett abglitt. »Ich gedenke nicht mitanzuhören, wie irgend so eine Quacksalberin meinen Lehnsherrn und seine Gemahlin verunglimpft! Eine derartige Beleidigung lasse ich nicht durchgehen! Hier wird jetzt der Orden der Weißen Rose regieren, es wird Schluss sein mit euren Nestern von Finsternis und Hochmut! Und ich, ein Ritter der Weißen Rose . . .«

»Also hör, Rotznase«, unterbrach ihn Geralt mit einem böartigen Lächeln. »Halt deine vorwitzige Zunge im Zaum. Du sprichst mit einer Frau, der Ehrerbietung gebührt. Erst recht von einem Ritter der Weißen Rose. Um das zu werden, braucht man neuerdings freilich nur tausend Nowigrader Kronen in den Schatz des Kapitels zu zahlen, und so wimmelt es im Orden vor Söhnen von Wucherern und Schneidern, aber ein Rest von Sitte sollte bei euch noch herrschen. Oder irre ich mich?«

Tailles erbleichte und griff sich an die Hüfte.

»Herr Falwick«, sagte Geralt noch immer lächelnd. »Wenn er das Schwert zieht, nehme ich es ihm weg und ziehe dem Hosenscheißer die flache Klinge übern Arsch. Und dann schmeiß ich ihn durch die Türfüllung.«

Tailles zog mit zitternden Händen einen eisernen Handschuh hinterm Gürtel hervor und warf ihn dem Hexer klirrend vor die Füße. »Ich werde die Missachtung des Ordens mit deinem Blute abwaschen, du Wechselbalg! Mann gegen Mann! Komm mit raus auf den Hof!«

»Was fällt dir ein, Söhnchen«, sagte Nenneke ruhig. »Heb das da auf, hier darf man keinen Unrat hinwerfen, dies ist ein Heiligtum.

Falwick, bring den Dummkopf hier weg, sonst geht das übel aus. Du weißt, was du Hereward übermitteln sollst. Übrigens, ich werde ihm persönlich einen Brief schreiben, ihr kommt mir nicht wie vertrauenswürdige Boten vor. Verschwindet. Den Ausgang findet ihr hoffentlich selber?«

Falwick, der den vor Wut schäumenden Tailles mit eisernem Griff festhielt, verneigte sich mit klirrender Rüstung. Dann blickte er dem Hexer in die Augen. Der Hexer lächelte nicht. Falwick warf sich den roten Mantel über die Schultern. »Das war nicht unser letzter Besuch hier, ehrwürdige Nenneke«, sagte er. »Wir kommen wieder.«

»Genau das habe ich befürchtet«, erwiderte Nenneke kalt. »Das Missvergnügen ist ganz meinerseits.«

Das kleinere Übel

I

Wie üblich erregte er zuerst die Aufmerksamkeit der Katzen und der Kinder. Der gestreifte Kater, der auf einem von der Sonne erwärmten Stapel Holz schlief, hob den runden Kopf, legte die Ohren an, fauchte und sprang in die Brennnesseln. Der dreijährige Dragomir, der Sohn des Fischers Trigla, der sich auf der Schwelle der Hütte nach Kräften bemühte, das beschmierte Hemdchen noch mehr zu beschmieren, brüllte los, die tränennassen Augen auf den vorüberreitenden Mann gerichtet.

Der Hexer ritt langsam und versuchte nicht, den Heuwagen zu überholen, der die Gasse versperrte. Hinter ihm trottete, mit einem sich immer wieder spannenden Seil am Sattelbogen festgemacht, mit vorgerecktem Halse ein bepackter Esel. Außer dem üblichen Packsattel schleppte das Langohr auf dem Rücken eine ziemlich große, in eine Decke gewickelte Gestalt. Den grauweißen Rücken des Esels bedeckten schwarze Flecken geronnenen Blutes.

Der Wagen bog endlich in eine Seitengasse ab, hin zum Speicher und zur Anlegestelle, von der es nach Seeluft, Teer und Rinderharn roch. Geralt ritt schneller. Er ignorierte den erstickten Schrei der Gemüsehändlerin, die auf die knochige, krallenbewehrte Pfote starnte, die unter der Decke hervorschaute und im Trott des Esels schaukelte.

Er schaute sich nicht nach der wachsenden Menschenmenge um, die ihm folgte und aufgeregt wogte.

Vorm Hause des Schulzen standen wie üblich viele Wagen. Geralt sprang aus dem Sattel, rückte das Schwert auf dem Rücken zurecht, warf den Zügel über eine hölzerne Brüstung. Die Menge, die ihm gefolgt war, bildete einen Halbkreis um den Esel.

Die Schreie des Schulzen waren schon draußen zu hören.

»Nein, sag ich! Du darfst nicht, verdammt noch mal! Verstehst du nicht, was man dir sagt, du Lump?«

Geralt trat ein. Vor dem Schulzen, der klein, dickbäuchig und vor Wut rot angelaufen war, stand ein Dörfler und hielt eine sich sträubende Gans am Halse.

»Was soll ... Bei allen Göttern! Du bist es, Geralt? Sehe ich richtig?« Und wieder zu dem Bauern: »Nimm das mit, Kerl! Bist du taub geworden?«

»Sie haben gesagt«, faselte der Dörfler und schielte auf die Gans, »dass man dem Herren ein bisschen was geben muss, denn sonst . . .«

»Wer hat das gesagt?«, donnerte der Schulze. »Wer? Soll das heißen, ich nehme Schmiergeld? Ich erlaub's nicht, sag ich! Scher dich weg, sag ich! Grüß dich, Geralt.«

»Grüß dich, Caldemeyn.«

Der Schulze drückte dem Hexer die Hand und schlug ihm mit der anderen auf die Schulter. »Es sind wohl zwei Jahre, dass du nicht hier warst, Geralt. Was? Dass du es auch nirgends eine Weile aushältst. Wo kommst du her? Ach, pfeif drauf, was macht es schon aus. He, jemand soll Bier bringen! Setz dich, Geralt, setz dich. Bei uns geht's drunter und drüber, denn morgen ist Jahrmarkt. Was gibt's bei dir Neues, erzähl!«

»Später. Zuerst sollten wir rausgehen.«

Draußen hatte sich die Menge schon verdoppelt, doch der freie Raum um den Esel war nicht kleiner geworden. Geralt schlug die Decke zurück. Die Menge stöhnte auf und wich zurück. Caldemeyn blieb der Mund offen stehen.

»Bei allen Göttern, Geralt! Was ist das?«

»Eine Kikimora. Gibt's dafür nicht vielleicht eine Belohnung, Herr Schulze?«

Caldemeyn trat von einem Fuß auf den anderen und betrachtete die spinnenhafte, von dürrer Haut umhüllte Gestalt, das glasige Auge mit der senkrechten Pupille, die Nadelzähne in dem blutbefleckten Maul.

»Wo ... Woher . . .«

»Auf dem Damm, an die vier Meilen vorm Städtchen. Im Sumpfland. Caldemeyn, dort müssen Menschen umgekommen sein. Kinder.«

»Ja, es passt zusammen. Aber niemand ... Wer hätte denken können ... He, Leute, nach Hause, an die Arbeit! Hier gibt's nichts zu glotzen! Deck es zu, Geralt. Die Fliegen sammeln sich.«

In der Stube griff sich der Schulze wortlos einen Humpen Bier und trank ihn in einem Zuge aus. Er seufzte tief und schniefte.

»Es gibt keine Belohnung«, sagte er mürrisch. »Niemand ist überhaupt auf den Gedanken gekommen, dass so was im Salzmoor sitzt. Es stimmt, mehrere Leute sind in der Gegend verschwunden, aber ... Es ist kaum jemand auf diesem Damm rumgelaufen. Und wie bist du dort hingeraten? Warum bist du nicht auf der Hauptstraße geritten?«

»Auf den Hauptstraßen habe ich kaum was zu verdienen, Caldemeyn.«

»Ach ja.« Der Schulze unterdrückte mit aufgeblasenen Backen einen Schluckauf. »Und es war so eine ruhige Gegend. Sogar die Wichtel haben den Weibern hier nur ganzselten in die Milch gepisst. Und schau her, da sitzt gleich nebenan irgend so eine Kikimiki. Sieht so aus, als müsste ich dir danken. Denn bezahlen, also bezahlen werd ich dich nicht dafür. Dafür ist nichts vorgesehen.«

»Pech. Ich könnte ein paar Groschen gebrauchen, um über den Winter zu kommen.« Der Hexer nahm einen Schluck aus dem Bierkrug, wischte sich den Schaum von den Lippen. »Ich will nach Yspaden, aber ich weiß nicht, ob ich es schaffe, ehe die Wege zugeschneit sind. Womöglich bleibe ich in einer von den kleinen Städten an der Lutoner Straße hängen.«

»Willst du es dir für länger in Blaviken gemütlich machen?«

»Nein. Ich habe keine Zeit, es mir gemütlich zu machen. Der Winter kommt.«

»Wo wirst du wohnen? Vielleicht bei mir? Eine freie Kammer ist unterm Dach, wozu sollst du dich von den Schankwirten ausnehmen

lassen, diesen Halunken. Wir werden uns unterhalten, du erzählst, was in der weiten Welt los ist.«

»Gern. Aber was wird deine Libussa dazu sagen? Letztes Mal war zu merken, dass sie nicht begeistert von mir ist.«

»In meinem Haus haben die Weiber nichts zu melden. Obwohl, unter uns gesagt, mach in ihrem Beisein nicht, was du letztes Mal beim Abendbrot gemacht hast.«

»Du meinst, dass ich die Gabel nach der Ratte warf?«

»Nein. Ich meine, dass du getroffen hast, obwohl es dunkel war.«

»Ich dachte, das war komisch.«

»War es. Aber tu das nicht, wenn Libussa dabei ist. Und hör mal, diese ... wie heißt sie doch gleich ... Kiki . . .«

»Kikimora.«

»Brauchst du die zu irgendwas?«

»Wozu schon? Wenn es keine Belohnung gibt, kannst du sie auf den Mist werfen.«

»Kein schlechter Gedanke. Heda, Karelka, Borg, Nasstein! Ist da einer?«

Ein Stadtwächter mit einer Partisane über der Schulter kam herein und kratzte dabei mit der Klinge über den Türbalken.

»Nasstein«, sprach Caldemeyn. »Hol dir noch jemanden dazu, nehmt den Esel vorm Haus mitsamt dem Dreckzeug, das da in die Decke gewickelt ist, führt ihn hintern Schweinestall und werft das Ding in die Jauchegrube. Hast du verstanden?«

»Zu Befehl. Aber ... Herr Schulze . . .«

»Was ist?«

»Ehe wir das Ekel hineinwerfen, könnten wir . . .«

»Was?«

»Es Meister Irion zeigen. Womöglich kann er's zu was gebrauchen.«

Caldemeyn schlug sich mit der Hand vor den Kopf. »Nicht dumm, Nasstein. Hör mal, Geralt, vielleicht reicht dir unser Stadtzauberer für das Aas was rüber. Die Fischer bringen ihm allerlei sonderbare

Fische, Kraken, Wattwürmer oder Eulenhaie, so mancher hat dabei verdient. Komm, wir gehen zum Turm.«

»Ihr habt euch einen Zauberer zugelegt? Für ständig oder nur zeitweilig?«

»Für ständig. Meister Irion. Er wohnt seit einem Jahr in Blaviken. Ein mächtiger Magier, man sieht es auf den ersten Blick.«

»Ich glaube kaum, dass ein mächtiger Magier für eine Kikimora was bezahlt.« Geralt verzog das Gesicht. »Soviel ich weiß, kann man sie nicht zur Herstellung von Elixieren gebrauchen. Euer Irion wird mich höchstens zum Gespött machen. Wir Hexer verstehen uns schlecht mit Zauberern.«

»Ich habe nie gehört, dass Meister Irion jemanden zum Gespött gemacht hätte. Dass er bezahlt, kann ich nicht versprechen, aber versuchen kann man es. Im Sumpf könnte es mehr von diesen Kikimoren geben, und was dann? Der Zauberer soll sich das Ding ansehen und im Fall des Falles einen Zauber auf die Sümpfe legen oder so.«

Der Hexer überlegte eine Weile. »Ein Punkt für dich, Caldemeyn. Na gut, riskieren wir eine Begegnung mit Meister Irion. Gehen wir?«

»Gehen wir. Nasstein, jag das Kindervolk weg und nimm das Langohr beim Strick. Wo ist meine Mütze?«

//

Der Turm, aus glatt behauenen Granitblöcken erbaut und zinnengekrönt, präsentierte sich imposant und ragte hoch über die bröckelnden Dachziegel der Häuser und die rissigen Holzschindeln der Hütten.

»Wie ich sehe, hat er ihn renoviert«, bemerkte Geralt. »Mit Zaubersprüchen, oder hat er euch zur Arbeit angestellt?«

»Größtenteils mit Zauberei.«

»Wie ist er so, euer Irion?«

»Anständig. Er hilft den Leuten. Aber menschenscheu und mürrisch. Er kommt fast nie aus dem Turm.«

An der mit einer Intarsienrosette von hellem Holz geschmückten Tür hing ein riesiger Klopfer in Form eines flachen, glotzügigen Fischkopfes, der im zahnbesetzten Maul einen Messingring hielt. Caldemeyn, der offensichtlich mit der Funktion des Mechanismus vertraut war, trat heran, räusperte sich und rezitierte: »Seinen Gruß entbietet der Schulze Caldemeyn, der in einer Angelegenheit zu Meister Irion kommt. Mit ihm entbietet den Gruß der Hexer Geralt von Riva, in derselben Angelegenheit hier.«

Längere Zeit tat sich nichts, endlich bewegte der Fisch die gezähnten Kiefer und stieß ein Dampfwölkchen aus. »Meister Irion empfängt nicht. Geht wieder, ihr guten Leute.«

Caldemeyn trat von einem Fuß auf den anderen und schaute auf Geralt. Der Hexer zuckte mit den Schultern. Nasstein bohrte nachdenklich und ernst in der Nase.

»Meister Irion empfängt nicht«, wiederholte der Türklopfer metallisch. »Geht wieder, ihr guten . . .«

»Ich bin kein guter Mensch«, unterbrach ihn Geralt laut. »Ich bin Hexer. Das da auf dem Esel ist eine Kikimora, die ich sehr nahe vorm Städtchen getötet habe. Es ist die Pflicht eines jeden ortsansässigen Zauberers, für die Sicherheit der Umgebung zu sorgen. Meister Irion braucht mich keines Gesprächs zu würdigen, er

braucht mich nicht zu empfangen, wenn er nicht will. Aber die Kikimora soll er sich ansehen und Schlussfolgerungen ziehen. Nasstein, binde die Kikimora los und wirf sie hier hin, gleich vor die Tür.«

»Geralt«, sagte der Schulze leise. »Du reitest wieder fort, aber ich muss hier . . .«

»Gehen wir, Caldemeyn. Nasstein, nimm den Finger aus der Nase und tu, was ich dich geheißen habe.«

»Sofort«, sagte der Türklopfer mit völlig veränderter Stimme. »Geralt, bist wirklich du es?«

Der Hexer fluchte leise. »Ich bin mit meiner Geduld bald am Ende. Ja, ich bin es wirklich. Und was ist, wenn ich es wirklich bin?«

»Komm näher an die Tür«, sprach der Klopfer und stieß ein Dampfwölkchen aus. »Allein. Ich lasse dich herein.«

»Was wird mit der Kikimora?«

»Zum Teufel mit ihr. Ich will mit dir reden, Geralt. Nur mit dir. Entschuldigt, Schulze.«

»Aber ja, Meister Irion.« Caldemeyn winkte ab. »Mach's gut, Geralt. Wir sehen uns später. Nasstein! In die Jauchegrube mit dem Untier!«

»Zu Befehl.«

Der Hexer trat an die intarsiengeschmückte Tür heran, die sich einen Spalt öffnete, genug, dass er sich durchzwängen konnte, worauf sie sofort zuschlug und ihn in völliger Finsternis ließ.

»He!«, rief er mit unverhohlenem Zorn.

»Gleich«, antwortete eine sonderbar bekannte Stimme.

Der Eindruck war so unerwartet, dass der Hexer zurückwich und haltsuchend die Hand ausstreckte. Er fand keinen Halt.

Ein Garten prangte in weißer und rosa Blütenpracht, es roch nach Regen. Über den Himmel spannte sich ein bunter Regenbogen, der die Baumkronen mit einer fernen, blauen Bergkette verband. Das Häuschen inmitten des Gartens, klein und bescheiden, versank in

Malven. Geralt sah nach unten und stellte fest, dass er bis zur Hüfte in Quendel stand.

»Nun komm schon, Geralt«, meldete sich die Stimme. »Ich bin vorm Haus.«

Er ging unter die Bäume des Gartens. Zur Linken nahm er eine Bewegung wahr, er wandte sich um. Ein blondes Mädchen, völlig nackt, ging zwischen den Beetreihen entlang und trug einen Korb voll Äpfel. Der Hexer gelobte sich feierlich, sich nicht mehr zu wundern.

»Endlich. Sei begrüßt, Hexer.«

»Stregobor!« Geralt wunderte sich.

Der Hexer hatte in seinem Leben gesehen, dass Verbrecher wie Ratsherren aussahen, Ratsherren wie Bettelbrüder, Dirnen wie Prinzessinnen, Prinzessinnen wie trächtige Kühe und Könige wie Verbrecher. Stregobor aber sah immer so aus, wie nach allen Regeln und Vorstellungen ein Zauberer auszusehen hat. Er war groß, dürr, hatte einen krummen Rücken, große graue, buschige Brauen und eine lange Hakennase. Zudem trug er einen langen schwarzen Umhang mit unglaublich weiten Ärmeln, und in der Hand hielt er einen langen Stab mit einem Kristallknäuf. Kein Zauberer, den Geralt kannte, sah aus wie Stregobor. Und das Seltsamste: Stregobor war tatsächlich ein Zauberer.

Auf der von Malven umsäumten Veranda setzten sie sich in Korbsessel an ein Tischchen mit einer Platte von weißem Marmor. Die nackte Blondine mit dem Apfelkorb kam näher, lächelte, machte kehrt und ging hüftschwenkend in den Garten zurück.

»Ist das auch eine Illusion?«, fragte Geralt und schaute ihr nach.

»Ja. Wie alles hier. Aber, mein Lieber, die Illusion ist erstklassig. Die Blumen duften, die Äpfel kannst du essen, eine Biene kann dich stechen, und die« – der Zauberer zeigte auf die Blondine – »kannst du . . .«

»Vielleicht später.«

»Richtig. Was tust du hier, Geralt? Beschäftigst du dich immer noch damit, für Geld Vertreter aussterbender Arten umzubringen? Wie viel

hast du für die Kikimora gekriegt? Wahrscheinlich nichts, sonst wärest du nicht hergekommen. Und da gibt es Leute, die nicht an die Vorsehung glauben. Es sei denn, du hast von mir gewusst. Hast du?«

»Nein. Das ist der letzte Ort, an dem ich mit dir gerechnet hätte. Wenn mich die Erinnerung nicht trügt, hast du früher in Kovir gewohnt, in einem ähnlichen Turm.«

»Seither hat sich viel verändert.«

»Zumindest dein Name. Anscheinend bist du jetzt Meister Irion.«

»So hieß der Schöpfer dieses Turms, er ist vor ungefähr zwölf Jahren gestorben. Ich war der Meinung, ich müsste ihm irgendwie Ehre erweisen, als ich seinen Wohnsitz einnahm. Ich mache hier den Ortszauberer. Die meisten Einwohner leben vom Meer, und wie du weißt, ist meine Spezialität, außer Illusionen, das Wetter. Mal besänftige ich einen Sturm, mal beschwöre ich einen herauf, mal treibe ich mit Westwind die Wittling- und Dorschschwärme näher ans Ufer. Man lebt. Das heißt«, setzte er betrübt hinzu, »man konnte leben.«

»Wieso ›konntest‹? Warum die Namensänderung?«

»Die Vorsehung hat viele Gesichter. Für mich ist sie äußerlich schön und innen hässlich. Sie hat ihre blutigen Krallen nach mir ausgestreckt . . .«

»Du hast dich überhaupt nicht verändert.« Geralt grinste. »Du faselst und machst dabei ein weises und bedeutungsvolles Gesicht. Kannst du nicht normal reden?«

»Kann ich«, seufzte der Schwarzkünstler. »Wenn es dich glücklich macht, kann ich. Es hat mich hierher verschlagen, weil ich auf der Flucht vor einer ungeheuerlichen Kreatur bin, die mich ermorden will. Die Flucht hat nichts genützt, sie hat mich gefunden. Höchstwahrscheinlich wird sie morgen versuchen, mich umzubringen, spätestens übermorgen.«

»Aha«, sprach der Hexer ungerührt. »Jetzt verstehe ich.«

»Wie mir scheint, macht es keinen besonderen Eindruck auf dich, dass mir der Tod droht?«

»Stregobor«, sagte Geralt. »So ist die Welt. Man sieht viel auf Reisen. Zwei Bauern bringen einander wegen der Grenzfurche auf dem Feld um, die anderntags von den Pferden der Gefolgschaften zweier Grafen plattgetrampelt wird, die einer den anderen abmurksen wollen. Die Straßen entlang baumeln an den Bäumen die Erhängten, in den Wäldern schneiden Räuber Kaufleuten die Kehlen durch. In den Städten stößt man auf Schritt und Tritt auf Leichen im Rinnstein. In den Schlössern stechen sie mit Stiletten aufeinander ein, und bei den Gelagen fällt alle naselang jemand unter den Tisch, blau angelaufen vom Gift. Ich hab mich dran gewöhnt. Warum also sollte es Eindruck auf mich machen, wenn jemandem der Tod droht, zumal wenn du es bist?«

»Zumal wenn ich es bin«, wiederholte Stregobor ironisch. »Und ich hab dich für einen Freund gehalten. Ich habe auf deine Hilfe gezählt.«

»Unsere letzte Begegnung«, erklärte Geralt, »fand am Hofe König Idis in Kovir statt. Ich kam, um mir die Belohnung für die Tötung einer Amphisbaene abzuholen, die die Gegend in Angst und Schrecken versetzt hatte. Damals haben du und dein Konfrater Neidhard mich vor allen Leuten einen Scharlatan genannt, eine gedankenlose Mordmaschine und, wenn ich mich recht erinnere, einen Aasfresser. Das Ergebnis war, dass mir Idi nicht nur keinen roten Heller zahlte, sondern mir obendrein zwölf Stunden zum Verlassen von Kovir gab, und weil seine Wasseruhr kaputt war, hätte ich es beinahe nicht geschafft. Und jetzt, sagst du, zählst du auf meine Hilfe. Du sagst, ein Ungeheuer stellt dir nach. Wovor hast du Angst, Stregobor? Wenn es dich anfällt, dann sag ihm, dass du Ungeheuer liebst, dass du sie beschützt und dafür sorgst, dass kein aasfressender Hexer ihre Ruhe stört. Wirklich, wenn das Ungeheuer dich ausweidet und auffrisst, das wäre schwärzester Undank.«

Der Zauberer schwieg, den Kopf abgewandt.

Geralt lächelte. »Blas dich nicht auf wie ein Frosch, Magier. Erzähl, was dich bedroht. Wir werden sehen, was sich machen lässt.«

»Hast du vom Fluch der Schwarzen Sonne gehört?«

»Ja doch, hab ich. Allerdings unter der Bezeichnung ›Manie des Verrückten Eltibald‹. Denn so hieß der Magier, der die Hexenjagd losgetreten hat, in deren Verlauf etliche Dutzend Mädchen aus großen Geschlechtern, sogar königlichen, ermordet oder eingekerkert wurden. Sie waren angeblich von Dämonen besessen, verflucht, gezeichnet von der Schwarzen Sonne, wie ihr in eurem aufgeblasenen Kauderwelsch eine ganz gewöhnliche Sonnenfinsternis genannt habt.«

»Eltibald, der durchaus nicht verrückt war, hat Inschriften auf den Menhiren der Dauken entziffert, auf Grabplatten in den Nekropolen der Woschgoren, er hat die Legenden und Mitteilungen der Murmelmenschen erforscht. Alle sprachen von der Sonnenfinsternis auf eine Weise, die kaum Platz für Zweifel lässt. Die Schwarze Sonne sollte die rasche Wiederkehr Liliths ankündigen, die im Osten unter dem Namen Niya verehrt wird, und die Vernichtung der menschlichen Rasse. Den Weg ebnen sollten ihr ›sechzig Weiber mit goldenen Kronen, die die Flusstäler mit Blut füllen werden‹.«

»Schwachsinn«, sagte der Hexer. »Und außerdem reimt es sich nicht. Alle anständigen Prophezeiungen sind gereimt. Es ist allgemein bekannt, worum es seinerzeit Eltibald und dem Rat der Zauberer ging. Ihr habt das Gefasel eines Irren benutzt, um eure Macht zu festigen. Um Bündnisse zu zerschlagen, Ehen zu verhindern, die Dynastien zu manipulieren, kurzum, kräftiger an den Schnüren zu ziehen, die an den gekrönten Puppen befestigt sind. Und du kommst mir hier mit Prophezeiungen, deren sich jeder Bettler auf dem Jahrmarkt schämen würde.«

»Man kann Vorbehalte gegenüber Eltibalds Theorie haben, gegenüber der Interpretation der Weissagung. Aber man kann nicht die Tatsache leugnen, dass unter den kurz nach der Sonnenfinsternis geborenen Mädchen eine ungeheuerliche Mutation aufgetreten ist.«

»Wieso kann man das nicht leugnen? Ich habe etwas ganz Gegenteiliges gehört.«

»Ich war bei der Sektion von einer von ihnen zugegen«, sagte der Zauberer. »Geralt, was wir da im Schädel und im Rückenmark

gefunden haben, lässt sich nicht genau beschreiben. Eine Art roter Schwamm. Die inneren Organe waren durcheinander, einige fehlten ganz. Alles mit beweglichen kleinen Härchen überzogen, mit bläulich-rosa Fasern. Ein Herz mit sechs Kammern. Zwei davon so gut wie atrophiert, aber trotzdem. Was sagst du dazu?«

»Ich habe Menschen gesehen, die statt Händen Adlerklauen hatten, Menschen mit Wolfszähnen. Menschen mit zusätzlichen Gelenken, zusätzlichen Organen und zusätzlichen Sinnen. Das waren alles die Folgen eures Herumgepfusches mit Magie.«

»Du hast verschiedene Mutationen gesehen, sagst du.« Der Schwarzkünstler hob den Kopf. »Und wie viel davon hast du gemäß deiner Berufung als Hexer für Geld erledigt? Was? Denn man kann Wolfszähne haben und sich damit begnügen, sie den Weibern in den Wirtshäusern zu zeigen, oder man kann zugleich eine Wolfsnatur haben und Kinder anfallen. Und so war es nämlich im Falle der kurz nach der Finsternis geborenen Mädchen; bei ihnen hat man eine geradezu unglaubliche Neigung zu Grausamkeiten festgestellt, zu Aggression, zu mächtigen Wutausbrüchen, und überhaupt ein überschäumendes Temperament.«

»Bei jedem Weib kann man davon was feststellen«, entgegnete Geralt. »Was faselst du mir hier vor? Du fragst, wie viele Mutanten ich umgebracht habe; warum interessiert dich nicht, wie viele ich entzaubert habe, vom Fluch befreit? Ich, der von euch verabscheute Hexer. Und was habt ihr mächtigen Schwarzkünstler getan?«

»Es wurde höhere Magie angewendet. Sowohl unsere als auch die von verschiedenen Priestern, in verschiedenen Heiligtümern. Alle Versuche endeten mit dem Tode der Mädchen.«

»Das spricht gegen euch, nicht gegen die Mädchen. Da haben wir also schon die ersten Leichen. Ich gehe davon aus, dass nur sie seziert wurden?«

»Nicht nur. Schau mich nicht so an, du weißt genau, dass es noch mehr Leichen gegeben hat. Ursprünglich war entschieden worden, sie alle zu eliminieren. Wir haben ... ein reichliches Dutzend beseitigt. Alle wurden seziert. Eine viviseziert.«

»Und ihr Hundesöhne wagt es, die Hexer zu kritisieren? Stregobor, es kommt der Tag, an dem die Leute zur Vernunft kommen und euch an den Kragen gehen.«

»Ich glaube nicht, dass so ein Tag bald kommt«, erklärte der Zauberer geduldig. »Vergiss nicht, dass wir ausschließlich zum Schutze der Menschen gehandelt haben. Die Mutantinnen hätten ganze Landstriche im Blut ersäuft.«

»Das behauptet ihr Magier, die ihr die Nase so hoch tragt, dass sie sogar euren Heiligenschein der Unfehlbarkeit überragt. Wenn schon die Rede davon ist – du wirst doch wohl nicht behaupten, dass ihr euch bei eurer Jagd auf die angeblichen Mutantinnen kein einziges Mal geirrt hättet?«

»Na gut«, sagte Stregobor nach längerem Schweigen. »Ich will offen sein, obwohl ich es im eigenen Interesse nicht sollte. Wir haben uns geirrt, und mehr als einmal. Es war außerordentlich schwer, sie herauszugreifen. Darum haben wir auch aufgehört, sie ... zu beseitigen, und sie stattdessen isoliert.«

»Eure berühmten Türme«, sagte der Hexer abfällig.

»Unsere Türme. Aber das war auch wieder ein Fehler. Wir haben sie unterschätzt, und viele sind uns entwischt. Unter den Prinzen, vor allem den jüngeren, die nicht viel zu tun und noch weniger zu verlieren hatten, kam so eine irrsinnige Mode auf, die gefangenen Schönheiten zu befreien. Zum Glück haben sich die meisten den Hals gebrochen.«

»Soviel ich weiß, sind die Gefangenen in den Türmen bald gestorben. Es heißt, ihr habt dabei nachgeholfen.«

»Lüge. Sie sind aber tatsächlich schnell in Apathie verfallen, haben die Nahrung verweigert ... Auffällig ist, dass sie kurz vor dem Tode hellseherische Fähigkeiten offenbarten. Noch ein Beweis für die Mutation.«

»Von diesen Beweisen ist einer immer unglaubwürdiger als der andere. Hast du nicht noch mehr?«

»Hab ich. Silvena, die Herrin auf Narok, an die wir nie auch nur herangekommen sind, weil sie sehr schnell die Macht übernommen

hat. Jetzt geschehen in dieser Gegend furchtbare Dinge. Violka, die Tochter Evermirs, ist mit Hilfe eines aus ihrem Zopfe geflochtenen Seils geflohen und terrorisiert jetzt das Nördliche Velhad. Berenike von Talgar hat so ein dämlicher Prinz befreit. Jetzt sitzt er geblendet im Kerker, und was man in der Landschaft von Talgar am häufigsten sieht, ist der Galgen. Es gibt noch mehr Beispiele.«

»Gewiss«, erwiderte der Hexer. »In Jarmulak zum Beispiel herrscht der alte Abrad, er hat Skrofeln, aber keinen einzigen Zahn, er ist wohl an die hundert Jahre vor jener Sonnenfinsternis geboren worden, aber er kann nicht einschlafen, wenn nicht jemand vor seinen Augen hingerichtet wird. Er hat sämtliche Verwandten ausgerottet und in, wie du das bezeichnet hast, geradezu unglaublichen Wutanfällen das halbe Land entvölkert. Es gibt auch Anzeichen für aufbrausendes Temperament, in jungen Jahren hat man ihn wohl sogar Abrad den Schürzenjäger genannt. Ach, Stregobor, es wäre schön, wenn man die Grausamkeit von Herrschern mit Mutationen oder Flüchen erklären könnte.«

»Hör zu, Geralt . . .«

»Ich denke gar nicht dran. Du wirst mich von deinen Gründen nicht überzeugen können, erst recht nicht davon, dass Eltibald kein verbrecherischer Irrer war. Kommen wir auf das Ungeheuer zurück, das dich angeblich bedroht. Nach der Einleitung, die du gegeben hast, sollst du wissen, dass mir die Geschichte nicht gefällt. Aber ich will sie mir bis zu Ende anhören.«

»Ohne boshafte Zwischenbemerkungen?«

»Das kann ich nicht versprechen.«

»Je nun« – Stregobor steckte die Hände in die Ärmel seines Umhangs –, »umso länger wird es dauern. Also die Geschichte begann in Creyden, einem kleinen Fürstentum im Norden. Die Gattin Fredefalks, des Fürsten von Creyden, war Aridea, eine kluge, gebildete Frau. Sie hatte viele namhafte Adepten der Schwarzen Kunst in der Familie und hatte, wohl als Erbe, ein ziemlich seltenes und mächtiges Artefakt erworben, einen Spiegel der Nehalennia. Wie du weißt, dienten die Spiegel der Nehalennia größtenteils Propheten und Wahrsagern, denn sie sagten die Zukunft zwar

verworren, aber unfehlbar voraus. Aridea wandte sich recht oft an den Spiegel . . .«

»Mit der üblichen Frage, nehme ich an«, fiel ihm Geralt ins Wort. »»Wer ist die Schönste im ganzen Land?« Soviel ich weiß, gibt es nur zwei Arten von Spiegeln der Nehalennia: starrsinnige und kaputte.«

»Du irrst dich. Aridea interessierte sich mehr für das Schicksal des Landes. Und auf ihre Fragen hin weissagte der Spiegel ihr selbst und vielen Menschen ihres Landes einen schrecklichen Tod von der Hand oder durch die Schuld von Fredefalks Tochter aus erster Ehe. Aridea sorgte dafür, dass die Kunde davon zum Rat gelangte, und der Rat entsandte mich nach Creyden. Ich brauche wohl nicht eigens zu erwähnen, dass Fredefalks Erstgeborene kurz nach der Sonnenfinsternis zur Welt gekommen war. Eine kurze Zeit lang beobachtete ich die Kleine diskret. In der Zeit brachte sie es fertig, einen Kanarienvogel und zwei Welpen zu Tode zu quälen und einer Dienerin mit dem Griff des Kammes ein Auge auszustechen. Mit Hilfe von Zaubersprüchen führte ich ein paar Proben durch, und die meisten davon bestätigten, dass die Kleine eine Mutantin war. Ich wandte mich damit an Aridea, denn für Fredefalk gab es nichts außer seiner Tochter. Aridea, wie gesagt, war eine kluge Frau . . .«

»Klar«, unterbrach ihn Geralt abermals, »und sicherlich konnte sie die Stieftochter nicht besonders leiden. Sie wollte lieber, dass ihre eigenen Kinder den Thron erbten. Den weiteren Verlauf kann ich mir denken. Dass sich auch niemand gefunden hat, der ihr rechtzeitig den Hals umdrehte. Und dir bei der Gelegenheit auch.«

Stregobor seufzte, die Augen gen Himmel gerichtet, wo noch immer bunt und malerisch die Wolke hing. »Ich war dafür, sie nur zu isolieren, doch die Fürstin entschied anders. Sie schickte die Kleine mit einem gedungenen Mörder, einem Jäger, in den Wald. Wir haben ihn später im Gebüsch gefunden. Er hatte keine Hosen an, so dass es nicht schwer war, den Hergang zu rekonstruieren. Sie hatte ihm die Nadel einer Brosche ins Hirn gestoßen, durchs Ohr, wahrscheinlich, als seine Aufmerksamkeit von etwas ganz anderem gefesselt war.«

»Wenn du denkst, dass er mir leidtut«, murmelte Geralt, »dann irrst du dich.«

»Wir haben eine Treibjagd veranstaltet«, fuhr Stregobor fort, »doch von der Kleinen war keine Spur zu finden. Ich meinerseits musste Creyden schleunigst verlassen, denn Fredefalk begann, etwas zu ahnen. Erst vier Jahre später erhielt ich eine Nachricht von Aridea. Sie hatte die Kleine aufgespürt, sie lebte in Mahakam mit sieben Gnomen, die sie davon überzeugt hatte, dass man besser Kaufleute überfiel, als sich im Bergwerk eine Staublunge zu holen. Sie wurde allgemein die Würgerin genannt, denn wie der gleichnamige Vogel liebte sie es, die Gefangenen lebendig auf spitze Pfähle zu speißen. Aridea stellte mehrmals Mörder an, doch keiner kehrte zurück. Später war es dann schwierig, noch welche zu finden, denn die Kleine war schon ziemlich berühmt. Mit dem Schwert hatte sie so umzugehen gelernt, dass kaum ein Mann ihr die Stirn bieten konnte. Ich wurde insgeheim nach Creyden gerufen, nur um bei der Ankunft festzustellen, dass jemand Aridea vergiftet hatte. Man nahm allgemein an, es sei Fredefalk selbst gewesen, der sich eine jüngere und knackigere Mesalliance ausgeguckt hatte. Ich glaube aber, es war Renfri.«

»Renfri?«

»So hieß sie. Wie gesagt, sie hat Aridea vergiftet. Fürst Fredefalk kam kurz darauf bei einem sonderbaren Jagdunfall ums Leben, und Arideas ältester Sohn verschwand spurlos. Das muss auch das Werk der Kleinen gewesen sein. Ich sage ›der Kleinen‹, aber damals war sie schon siebzehn. Und sie war nicht schlecht gewachsen.

Damals«, fuhr der Zauberer nach einer kurzen Pause fort, »waren sie und ihre Gnomen schon der Schrecken ganz Mahakams. Nur dass sie sich eines schönen Tages stritten, ich weiß nicht, ob über die Beute oder über die Reihenfolge der Nächte in der Woche, jedenfalls gingen sie mit Messern aufeinander los. Die sieben Gnomen überlebten die Messerstecherei nicht. Nur die Würgerin überlebte. Sie allein. Doch damals war ich schon in der Gegend. Wir trafen aufeinander: Sie erkannte mich augenblicklich und wusste über die Rolle Bescheid, die ich seinerzeit in Creyden gespielt hatte.

Ich sag dir, Geralt, ich konnte gerade noch rechtzeitig einen Spruch sagen, und die Hände zitterten mir, wer weiß wie, als sie sich wie eine Wildkatze mit dem Schwert auf mich stürzte. Ich verpackte sie in einem hübschen Klumpen Bergkristall, sechs mal zehn Ellen. Als sie in Lethargie verfallen war, warf ich den Klumpen in ein Gnomenbergwerk und schüttete den Schacht zu.«

»Pfuscharbeit«, bemerkte Geralt. »Dieser Zauber ließ sich lösen. Konntest du sie nicht einäschern? Ihr kennt doch so viele nette Zaubersprüche.«

»Ich nicht. Das ist nicht mein Gebiet. Aber du hast recht, ich habe gepfuscht. So ein dämlicher Prinz fand sie und gab eine Menge Geld für einen Gegenzauber aus. Er entzauberte sie und führte sie im Triumph nach Hause, in irgendein heruntergekommenes Königreich im Osten. Sein Vater, ein alter Räuber, bewies mehr Verstand. Er verabreichte dem Sohn eine Tracht Prügel und schickte sich an, die Würgerin nach den Schätzen zu befragen, die sie zusammen mit den Gnomen angehäuft und vorsorglich versteckt hatte. Sein Fehler bestand darin, dass ihm, als sie nackt auf der Folterbank ausgestreckt lag, sein ältester Sohn assistierte. Irgendwie ergab es sich, dass schon tags darauf dieser älteste Sohn, verwaist und ohne Verwandtschaft, in jenem Königreich herrschte und die Würgerin die Würde der ersten Favoritin innehatte.«

»Also ist sie nicht hässlich.«

»Geschmackssache. Favoritin war sie nicht lange, bis zur ersten Palastrevolte, wenn man es hochtrabend so nennen will, denn jener Palast erinnerte eher an einen Viehstall. Als bald zeigte sich, dass sie mich nicht vergessen hatte. In Kovir unternahm sie drei Meuchelmord-Versuche gegen mich. Ich beschloss, nichts zu riskieren und in Pontar abzuwarten. Wieder fand sie mich. Diesmal floh ich nach Angren, doch auch dort machte sie mich ausfindig. Ich weiß nicht, wie sie das anstellt, meine Spur verwische ich gut. Es muss eine Folge ihrer Mutation sein.«

»Was hat dich davon abgehalten, sie abermals in einen Kristall zu verwünschen? Gewissensbisse?«

»Nein. Dergleichen hatte ich nicht. Es zeigte sich aber, dass sie gegen Magie resistent geworden war.«

»Das ist unmöglich.«

»Doch. Man braucht nur ein geeignetes Artefakt oder eine Aura zu haben. Andererseits kann es wiederum mit ihrer Mutation zusammenhängen, die sich weiterentwickelt. Ich floh aus Angren und verbarg mich hier im Seebogen, in Blaviken. Ein Jahr lang hatte ich Ruhe, doch jetzt hat sie mich abermals aufgespürt.«

»Woher weißt du das? Ist sie schon in der Stadt?«

»Ja. Ich habe sie im Kristall gesehen.« Der Zauberer hob seinen Stab. »Sie ist nicht allein, sie führt eine Bande an, das beweist, dass sie eine große Sache vorhat. Geralt, ich kann nirgends mehr hinfliehen, ich weiß keinen Ort, wo ich mich verbergen könnte. So. Dass du ausgerechnet in diesem Augenblick hier eingetroffen bist, kann kein Zufall sein. Das ist die Vorsehung.«

Der Hexer hob die Brauen. »Was meinst du damit?«

»Das ist doch wohl klar. Du wirst sie töten.«

»Ich bin kein gedungener Mörder, Stregobor.«

»Richtig, ein Mörder bist du nicht.«

»Für Geld töte ich Ungeheuer. Bestien, die die Menschen bedrohen. Scheusale, die von deinesgleichen mit Zaubersprüchen und Flüchen heraufbeschworen werden. Keine Menschen.«

»Sie ist kein Mensch. Sie ist ja wirklich ein Ungeheuer, eine Mutantin, ein verfluchter Wechselbalg. Du hast eine Kikimora hergebracht. Die Würgerin ist schlimmer als eine Kikimora. Die Kikimora tötet aus Hunger, die Würgerin aber zum Vergnügen. Töte sie, und ich zahle dir jede Summe, die du verlangst. In vernünftigen Grenzen, versteht sich.«

»Ich habe dir schon gesagt, ich halte die Geschichte von der Mutation und vom Fluch der Lilith für Schwachsinn. Das Mädchen hat Gründe, mit dir abzurechnen, ich werde mich da nicht einmischen. Wende dich an den Schulzen, an die Stadtwache. Du

bist der Stadtzauberer, du stehst unter dem Schutze des Stadtrechts.«

»Ich pfeife auf das Recht, auf den Schulzen und seine Hilfe!«, explodierte Stregobor. »Ich brauche keinen Schutz, ich will, dass du sie tötest! In diesen Turm kommt niemand, ich bin hier völlig sicher. Aber was nützt mir das, ich habe nicht vor, bis ans Ende meiner Tage hier zu sitzen. Die Würgerin wird nicht aufgeben, solange ich lebe, das weiß ich. Soll ich in diesem Turm sitzen und auf den Tod warten?«

»Die Mädchen haben es getan. Weißt du was, Magier? Du hättest die Jagd auf die Kinder anderen, mächtigeren Zauberern überlassen, die Konsequenzen voraussehen sollen.«

»Ich bitte dich, Geralt.«

»Nein, Stregobor.«

Der Schwarzkünstler schwieg. Die unechte Sonne am unechten Himmel hatte sich nicht bewegt, doch der Hexer wusste, dass in Blaviken schon der Abend dämmerte. Er hatte Hunger.

»Geralt«, sagte Stregobor, »als wir Eltibald zuhörten, hatten viele von uns Zweifel. Doch wir beschlossen, das kleinere Übel zu wählen. Jetzt bitte ich dich, dich ebenso zu entscheiden.«

»Übel ist Übel, Stregobor«, sagte der Hexer ernsthaft und stand auf. »Kleiner, größer, dazwischen, es ist alles eins, die Proportionen sind relativ und die Grenzen verwischt. Ich bin kein heiligmäßiger Einsiedler, ich habe im Leben nicht nur Gutes getan. Aber wenn ich zwischen dem einen und dem anderen Übel wählen soll, dann wähle ich lieber gar nicht. Es ist Zeit für mich. Bis morgen.«

»Vielleicht«, sagte der Zauberer. »Wenn du rechtzeitig kommst.«

III

Im »Goldenen Hof«, dem angesehensten Gasthaus des Städtchens, war es voll und laut. Die Gäste, Einheimische und Zugereiste, waren größtenteils mit Tätigkeiten beschäftigt, wie sie für Nationen oder Berufe typisch sind. Gesetzte Kaufleute stritten sich mit Zwergen über Warenpreise und Kreditzinsen. Weniger gesetzte Kaufleute kniffen die Mädchen, die Bier und Kohl mit Erbsen servierten, in den Po. Die Stadttrottel markierten die gut Informierten. Die Dirnen versuchten, den Männern mit Geld zu gefallen und gleichzeitig denen ohne Geld die Lust zu nehmen. Fuhrleute und Fischer tranken, als ob am nächsten Tage der Anbau von Hopfen verboten würde. Die Matrosen sangen ein Lied, das die Meereswellen rühmte, die Kühnheit der Kapitäne und die Vorzüge der Sirenen, Letztere malerisch und detailliert.

»Streng dein Gedächtnis an, Setnik«, sagte Caldemeyn zum Schankwirt und lehnte sich über die Theke, um durch das Stimmengewirr gehört zu werden. »Sechs Burschen und ein Mädels, in schwarzem Leder mit Silberbeschlagen, Nowigrader Mode. Ich habe sie an der Zollschanke gesehen. Sind sie bei dir abgestiegen oder im ›Thunfisch‹?«

Der Wirt runzelte die gewölbte Stirn und wischte einen Humpen an der gestreiften Schürze ab. »Hier, Schulze«, erklärte er schließlich. »Haben gesagt, sie kommen zum Jahrmarkt, aber alle mit Schwertern, sogar das Mädchen. In schwarzem Leder, wie Ihr sagt.«

»Gut.« Der Schulze nickte. »Wo sind sie jetzt? Ich sehe sie hier nicht.«

»Im kleineren Alkoven. Haben mit Gold bezahlt.«

»Ich gehe allein«, sagte Geralt. »Es hat keinen Sinn, ihnen allen gegenüber daraus einen amtlichen Vorgang zu machen, jedenfalls vorerst. Ich bringe das Mädchen her.«

»Ist vielleicht besser so. Aber pass auf, ich will hier keinen Zwischenfall.«

»Ich passe auf.«

Das Lied der Matrosen, nach der zunehmenden Sättigung mit schmutzigen Ausdrücken zu schließen, näherte sich dem großen Finale. Geralt schob die Portiere ein Stück beiseite, die den Zugang zum Alkoven verdeckte und vor Schmutz steif und klebrig war.

Am Tisch im Alkoven saßen sechs Männer. Das Mädchen, das er hier vermutet hatte, war nicht dabei.

»Was ist?«, blaffte der, der ihn zuerst bemerkte, ein Kahlkopf, dessen Gesicht von einer Narbe verunstaltet wurde, die über die linke Braue, den Nasenrücken und die rechte Wange lief.

»Ich will mit der Würgerin reden.«

Vom Tisch erhoben sich zwei übereinstimmende Gestalten mit völlig gleichen reglosen Gesichtern, hellem, bis auf die Schultern reichendem Haar, in gleichermaßen engen Anzügen aus schwarzem Leder, auf dem silberne Beschläge glänzten. Mit gleichartigen Bewegungen hoben die Zwillinge zwei gleichartige Schwerter von der Bank auf.

»Ruhig, Vyr. Setz dich, Nimir«, sagte der Mann mit der Narbe, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt. »Mit wem willst du also reden, Bruder? Wer ist die Würgerin?«

»Du weißt genau, wen ich meine.«

»Was ist das für einer?«, fragte ein halbnackter, schweißtriefender Kraftprotz mit auf der Brust gekreuzten Gurten und Unterarmschützern aus Ringen. »Kennst du ihn, Nohorn?«

»Nein«, sagte der Mann mit der Narbe.

»Das ist irgend so ein Albino«, kicherte ein feingliedriger dunkelhaariger Mann, der neben Nohorn saß. Die feinen Gesichtszüge, die großen schwarzen Augen und die spitz zulaufenden Ohren verrieten ihn untrüglich als Elfenmischling. »Ein Albino, ein Mutant, eine Laune der Natur. Dass so einer in die Schenken unter anständige Leute gehen darf!«

»Ich habe ihn schon irgendwo gesehen«, sagte ein untersetzter, sonnenverbrannter Kerl mit zum Zopf geflochtenem Haar und musterte Geralt böse aus zusammengekniffenen Augen.

»Es ist egal, wo du ihn gesehen hast, Tavik«, sagte Nohorn. »Also hör zu, Bruder. Civril hat dich eben schrecklich beleidigt. Willst du ihn nicht herausfordern? Heute Abend ist es so langweilig.«

»Nein«, sagte der Hexer ruhig.

»Und wenn ich dir die Fischsuppe hier übern Kopf schütte, forderst du mich dann heraus?«, dröhnte der Halbnackte.

»Gib Ruhe, Fünfzehn«, sagte Nohorn. »Er hat nein gesagt, dann also nicht. Vorläufig. Also, Bruder, sag, was du zu sagen hast, und pack dich. Du hast die Gelegenheit, dich selbst zu packen. Wenn du die nicht nutzt, packt dich das Gesinde weg.«

»Dir habe ich nichts zu sagen. Ich will mit der Würgerin reden. Mit Renfri.«

»Habt ihr gehört, Jungs?« Nohorn ließ den Blick über seine Kumpane schweifen. »Er will mit Renfri reden. Und darf man erfahren, Bruder, zu welchem Zweck?«

»Darf man nicht.«

Nohorn hob den Kopf und sah die Zwillinge an. Die traten einen Schritt vor, so dass die silbernen Spangen an ihren hohen Stiefeln klirrten.

»Ich weiß«, sagte plötzlich der mit dem Zopf. »Ich weiß, wo ich ihn gesehen habe!«

»Warum sagst du's dann nicht, Tavik?«

»Vorm Hause des Schulzen. Er hat irgend so einen Drachen zum Verkaufen mitgebracht, so eine Kreuzung von Spinne und Krokodil. Die Leute haben gesagt, er ist ein Hexer.«

»Was ist das, ein Hexer?«, fragte der Halbnackte namens Fünfzehn. »Hä? Civril?«

»Ein käuflicher Zauberer«, sagte der Halbelf. »Ein Gaukler für ein paar Silberlinge. Ich sag doch, eine Laune der Natur. Eine Beleidigung der menschlichen und göttlichen Gesetze. Solche gehören verbrannt.«

»Wir mögen keine Zauberer.« Tavik knirschte mit den Zähnen, den Blick aus den zusammengekniffenen Augen noch immer an Geralt

geheftet. »Irgendwie habe ich den Eindruck, dass wir in diesem Nest mehr zu tun kriegen werden, als wir dachten. Es gibt hier mehr als einen von denen, und man weiß, dass sie zusammenhalten.«

»Gleich und gleich gesellt sich gern.« Der Mischling lächelte boshaft. »Dass die Erde solche überhaupt trägt. Wer bringt euch Wundertiere zur Welt?«

»Mehr Toleranz, wenn ich bitten darf«, sagte Geralt ruhig. »Wie ich sehe, muss deine Mutter oft genug allein durch den Wald gegangen sein, dass du Grund hättest, dich um die eigne Herkunft zu kümmern.«

»Mag sein«, erwiderte der Halbelf, noch immer lächelnd. »Aber ich habe meine Mutter wenigstens gekannt. Das kannst du als Hexer von dir nicht sagen.«

Geralt wurde etwas bleicher und presste die Lippen zusammen. Nohorn, dem das nicht entging, lachte laut. »Na, Bruder, so eine Beleidigung kannst du nicht durchgehen lassen. Was du da auf dem Buckel hast, sieht wie ein Schwert aus. Also was ist? Gehst du mit Civril raus? Heute Abend ist es so langweilig.«

Der Hexer reagierte nicht.

»Elender Feigling«, knurrte Tavik.

»Was hat er von Civrils Mutter gesagt?«, fuhr Nohorn monoton fort, das Kinn auf die gefalteten Hände gestützt. »Irgendwas ganz Abscheuliches, soviel ich verstanden habe. Dass sie sich rumgetrieben hätte oder so. He, Fünfzehn, gehört es sich, mit anzuhören, wie so ein Dahergelaufener die Mutter eines Kumpels beleidigt? Die Mutter, verdammt noch mal, ist heilig!«

Fünfzehn stand bereitwillig auf, schnallte das Schwert ab und warf es auf den Tisch. Er reckte die Brust, rückte die mit silbernen Nietten besetzten Armmanschetten zurecht, spuckte aus und trat einen Schritt vor.

»Falls du es noch nicht gemerkt hast«, sagte Nohorn, »Fünfzehn fordert dich gerade zum Faustkampf heraus. Ich habe ja gesagt, dass dich das Gesinde forträumen wird. Macht Platz.«

Fünfzehn kam näher, die Fäuste erhoben. Geralt legte die Hand an den Schwertgriff. »Sieh dich vor«, sagte er. »Noch ein Schritt, und du kannst deinen Arm auf dem Fußboden suchen.«

Nohorn und Tavik sprangen auf und griffen nach den Schwertern. Die schweigsamen Zwillinge zogen ihre mit gleichförmigen Bewegungen. Fünfzehn wich zurück. Nur Civril regte sich nicht.

»Was geht hier vor, zum Teufel? Kann man euch keinen Augenblick allein lassen?«

Geralt wandte sich sehr langsam um und blickte in Augen von der Farbe des Meerwassers.

Sie war fast so groß wie er. Das strohblonde Haar trug sie ungleichmäßig geschnitten, bis knapp über die Ohren. Sie stand da, eine Hand an die Tür gelehnt, in einer langen engen Samtbluse, die ein silberbeschlagener Gürtel zusammenzog. Ihr Rock war schräg geschnitten, links reichte er bis zur Wade, rechts bedeckte er den kräftigen Schenkel oberhalb des hohen Stiefelschafts aus Elchleder. An der linken Hüfte trug sie ein Schwert, an der rechten ein Stilett mit einem großen Rubin am Heft.

»Habt ihr die Sprache verloren?«

»Das ist ein Hexer«, murmelte Nohorn.

»Na und?«

»Er wollte mit dir reden.«

»Na und?«

»Das ist ein Zauberer!«, brauste Fünfzehn auf.

»Wir mögen keine Zauberer«, knurrte Tavik.

»Ruhig, Jungs«, sagte das Mädchen. »Er will mit mir reden, das ist kein Verbrechen. Ihr unterhaltet euch weiter. Aber ohne Zwischenfälle. Morgen ist Markttag. Ihr wollt doch nicht, dass eure Launen den Jahrmarkt überschatten, so ein wichtiges Ereignis im Leben dieses netten Städtchens?«

In der einsetzenden Stille erklang ein leises, boshafes Lachen. Civril, lässig auf die Bank gelümmelt, lachte.

»Also weißt du, Renfri«, prustete der Mischling. »Ein wichtiges ... Ereignis!«

»Halt den Mund, Civril. Auf der Stelle.«

Civril hörte auf zu lachen. Auf der Stelle. Geralt wunderte sich nicht. In Renfris Stimme hatte etwas sehr Seltsames mitgeklungen. Etwas, das an roten Feuerschein auf Klingen gemahnte, an die Schreie der Ermordeten, das Schnauben von Pferden und den Geruch von Blut. Die anderen mussten ähnliche Assoziationen haben, denn sogar auf der braungebrannten Visage Taviks breitete sich Blässe aus.

»Also, Weißhaar«, brach Renfri das Schweigen. »Gehen wir in den großen Schankraum und schließen wir uns dem Schulzen an, mit dem du gekommen bist. Er will sicherlich auch mit mir reden.«

Caldemeyn, der an der Theke wartete, unterbrach bei ihrem Anblick das halblaute Gespräch mit dem Wirt, richtete sich auf und verschränkte die Arme.

»Hört, meine Dame«, sagte er entschiedenen Tones, ohne Zeit auf banale Höflichkeiten zu verschwenden. »Ich weiß von diesem Hexer aus Rivien hier, was Euch nach Blaviken führt. Anscheinend hegt Ihr Groll gegen unseren Zauberer.«

»Mag sein. Und daraus folgt?«, fragte Renfri leise, ebenfalls nicht sonderlich höflichen Tones.

»Und daraus folgt, dass es für derlei Dinge die Gerichte der Stadt und des Burgvogtes gibt. Wer bei uns im Seebogen mit der Waffe Rache nehmen will, gilt immer als gemeiner Mörder. Und weiter folgt daraus, dass Ihr entweder morgen früh mit Eurer schwarzen Gesellschaft aus Blaviken verschwindet, oder ich werfe Euch ins Loch, prä ... Wie heißt das, Geralt?«

»Präventiv.«

»Genau. Ist das klar, Fräuleinchen?«

Renfri griff in einen Beutel am Gürtel und holte ein mehrfach gefaltetes Pergament heraus. »Lest Euch das durch, Schulze, falls Ihr lesen könnt. Und nennt mich nicht mehr ›Fräuleinchen‹.«

Caldemeyn nahm das Pergament, las lange und gab es dann wortlos an Geralt weiter.

»An unsere Grafen, Vasallen und freien Untertanen«, las der Hexer laut. »Hiermit tun wir allen kund, dass Renfri, Prinzessin von Creyden, in unseren Diensten steht und sich unserer Huld erfreut, dass indes unseren Zorn auf sich zieht, wer ihr zuwiderhandelt. Audoen, König . . . < zuwider > wird anders geschrieben. Aber das Siegel sieht echt aus.«

»Weil es echt ist«, sagte Renfri und riss ihm das Pergament aus der Hand. »Es stammt von Audoen, eurem gnädigen Herrn. Daher rate ich, mir nicht zuwiderzuhandeln. Egal, wie es sich schreibt, könnten die Folgen für euch betrüblich sein. Ihr, Herr Schulze, werdet mich nicht ins Loch werfen. Noch mich ›Fräuleinchen‹ nennen. Ich habe kein Gesetz verletzt. Vorerst.«

»Wenn du es auch nur einen Zollbreit verletzt« – Caldemeyn sah aus, als wolle er ausspucken –, »setz ich dich in den Knast, mitsamt diesem Pergament. Ich schwöre es bei allen Göttern, Fräuleinchen. Komm, Geralt.«

»Mit dir, Hexer« – Renfri berührte Geralt an der Schulter –, »hätte ich noch ein paar Worte zu wechseln.«

»Komm nicht zu spät zum Abendbrot«, sagte der Schulze im Gehen, »sonst wird Libussa böse.«

»Ich komme nicht zu spät.«

Geralt lehnte sich auf die Theke. Er spielte mit dem Medaillon an seinem Hals, das einen aufgerissenen Wolfsrachen zeigte, und blickte dem Mädchen in die blaugrünen Augen.

»Ich habe von dir gehört«, sagte sie. »Du bist Geralt von Riva, der weißhaarige Hexer. Stregobor ist dein Freund?«

»Nein.«

»Das macht die Sache einfacher.«

»Nicht besonders. Ich habe nicht vor, ruhig zuzuschauen.«

Renfris Augen verengten sich. »Stregobor wird morgen sterben«, sagte sie leise und strich sich die ungleichmäßig geschnittenen

Haare aus der Stirn. »Es wäre das kleinere Übel, wenn er allein stürbe.«

»Wenn. Aber in Wahrheit werden, ehe Stregobor stirbt, noch ein paar Leute sterben. Ich sehe keine andere Möglichkeit.«

»»Ein paar« ist untertrieben, Hexer.«

»Um mir Angst zu machen, braucht es mehr als Worte, Würgerin.«

»Nenn mich nicht Würgerin. Ich mag das nicht. Es geht darum, dass ich andere Möglichkeiten sehe. Wir sollten das besprechen, aber gut, Libussa wartet. Ist sie wenigstens hübsch, diese Libussa?«

»Das ist alles, was du mir zu sagen hattest?«

»Nein. Aber geh jetzt. Libussa wartet.«

IV

Jemand war in seiner Kammer unterm Dach. Geralt wusste es, noch ehe er sich der Tür näherte, er erkannte es an einem kaum merklichen Vibrieren des Medaillons. Er blies die Lampe aus, mit der er sich auf der Treppe geleuchtet hatte. Er nahm das Stilett aus dem Stiefelschaft und steckte es sich hinten unter den Gürtel. Er drückte die Klinke herab. Im Zimmer war es dunkel. Nicht für einen Hexer.

Er trat betont lässig über die Schwelle, träge, schloss langsam hinter sich die Tür. In der nächsten Sekunde stieß er sich kräftig ab und stürzte sich mit einem langen Hechtsprung auf den Menschen, der auf seinem Bett saß, drückte ihn in die Laken, presste ihm den linken Unterarm gegen die Kehle und griff nach dem Stilett. Er ließ es stecken. Etwas stimmte nicht.

»Für den Anfang gar nicht schlecht«, ließ sie sich mit erstickter Stimme vernehmen und blieb reglos unter ihm liegen. »Ich hatte zwar damit gerechnet, aber nicht gedacht, dass wir beide so schnell im Bett landen würden. Sei so freundlich und nimm den Arm von meiner Kehle.«

»Du bist das.«

»Ich bin das. Hör mal, es gibt zwei Möglichkeiten. Erstens, du steigst von mir runter, und wir reden miteinander. Zweitens, wir bleiben in dieser Lage, aber dann würde ich gern wenigstens die Stiefel ausziehen.«

Der Hexer wählte die erste Möglichkeit. Das Mädchen holte tief Luft, stand auf, richtete Haare und Rock.

»Zünd die Kerze an«, sagte sie. »Ich sehe im Dunklen nicht so gut wie du, und ich sehe gern, mit wem ich rede.«

Sie ging zum Tisch, großgewachsen, feingliedrig, behände, und setzte sich, die Beine in den hohen Stiefeln ausgestreckt. Sie hatte keine sichtbare Waffe.

»Hast du hier was zu trinken?«

»Nein.«

»Dann ist es gut, dass ich was mitgebracht habe.« Sie lächelte und stellte eine Feldflasche mit zwei ledernen Bechern auf den Tisch.

»Es ist fast Mitternacht«, sagte Geralt. »Vielleicht kommen wir zur Sache?«

»Gleich. Da, trink. Auf dein Wohl, Geralt.«

»Gleichfalls, Würgerin.«

»Verdammt, ich heiße Renfri.« Sie hob ruckartig den Kopf. »Ich erlaube dir, den Adelstitel wegzulassen, aber hör auf, mich Würgerin zu nennen!«

»Still, du weckst das ganze Haus. Erfahre ich endlich, zu welchem Zweck du dich durchs Fenster eingeschlichen hast?«

»Wie schwer von Begriff du bist, Hexer. Ich will Blaviken vor einem Gemetzel bewahren. Um das mit dir zu besprechen, bin ich wie eine Katze im März über die Dächer geklettert. Du solltest das würdigen.«

»Ich würdige es«, sagte Geralt. »Nur dass ich nicht weiß, was so ein Gespräch bringen könnte. Die Lage ist klar. Stregobor sitzt in einem Zauberturm. Um an ihn heranzukommen, müsstest du ihn hier belagern. Wenn du das tust, nützt dir dein Freibrief nichts. Audoen wird dich nicht schützen, wenn du offen das Gesetz brichst. Der Schulze, die Wache, ganz Blaviken werden sich dir entgegenstellen.«

»Ganz Blaviken wird es schwer bedauern, wenn es sich mir entgegenstellt.« Renfri lächelte und entblößte die weißen Raubtierzähne. »Hast du dir meine Jungs angesehen? Ich versichere dir, sie beherrschen ihr Handwerk. Kannst du dir vorstellen, was geschieht, wenn es zum Kampf zwischen ihnen und den Ochsen von der Wache kommt, die bei jedem Schritt gegen die eigenen Hellebarden stoßen?«

»Und kannst du, Renfri, dir vorstellen, dass ich dabeistehen und bei einem solchen Kampf ruhig zusehen werde? Wie du siehst, wohne ich beim Schulzen. Es gehört sich, dass ich ihm bei Bedarf zur Seite stehe.«

»Daran zweifle ich gar nicht«, sagte Renfri in ernsterem Tonfall. »Aber sicherlich allein, denn die Übrigen werden sich in den Kellern

verkiechen. Es gibt keinen Krieger auf der Welt, der mit sieben Schwertkämpfern fertig wird. Kein Mensch vermag das. Ach, Weißhaar, hören wir doch auf, einander Angst zu machen. Ich habe gesagt: Gemetzel und Blutvergießen lassen sich verhüten. Konkret gibt es zwei Personen, die es verhüten können.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Die eine«, sagte Renfri, »ist Stregobor selbst. Er kommt freiwillig aus seinem Turm, ich greif ihn mir irgendwo vor der Stadt, und Blaviken versinkt wieder in seiner seligen Apathie und vergisst die ganze Sache schnell.«

»Stregobor mag vielleicht verrückt wirken, aber so verrückt ist er nun wieder nicht.«

»Wer weiß, Hexer, wer weiß. Es gibt Argumente, die sich nicht widerlegen lassen, Angebote, die man nicht ausschlagen kann. Dazu gehört zum Beispiel das Tridamer Ultimatum. Ich werde dem Zauberer das Tridamer Ultimatum stellen.«

»Worin besteht dieses Ultimatum?«

»Das ist mein süßes Geheimnis.«

»Meinetwegen. Ich zweifle allerdings daran, dass es nützen wird. Wenn Stregobor von dir redet, klappern ihm die Zähne. Ein Ultimatum, das ihn dazu brächte, sich freiwillig in deine hübschen Hände zu geben, müsste wirklich verdammt gut sein. Kommen wir also lieber zu der zweiten Person, die ein Gemetzel in Blaviken verhindern soll. Ich will versuchen zu raten, wer das ist.«

»Ich bin auf deinen Scharfsinn gespannt, Weißhaar.«

»Du bist es, Renfri. Du selbst. Du beweist wahrhaft fürstlichen, was sage ich, königlichen Großmut und verzichtest auf die Rache. Habe ich's erraten?«

Renfri warf den Kopf zurück und lachte laut auf, hielt sich aber rechtzeitig die Hand vor den Mund. Dann wurde sie wieder ernst und betrachtete den Hexer aus blitzenden Augen.

»Geralt«, sagte sie, »ich war eine Prinzessin, aber in Creyden. Ich hatte alles, was ich mir wünschen konnte, ich brauchte nicht einmal zu bitten. Dienerschaft für alles, hübsche Röckchen, Schuhchen.

Unterwäsche aus Batist. Juwelen und Glitzerzeug, ein falbes Pony, Goldfische im Bassin. Puppen und ein Haus für sie, größer als deine Kammer hier. Und so war es bis zu dem Tage, an dem Stregobor und diese Schlampe Aridea dem Jäger befahlen, mich in den Wald zu schaffen, mich abzustechen und Herz und Leber mitzubringen. Schön, nicht wahr?«

»Nein, eher ekelhaft. Ich bin froh, dass du damals mit dem Jäger fertig geworden bist.«

»Einen Scheiß bin ich mit ihm fertig geworden. Er hatte Mitleid und ließ mich laufen. Aber vorher hat er mich vergewaltigt, der Hundesohn, mir die Ringe und das goldene Diadem geraubt.«

Geralt blickte ihr geradezu in die Augen und spielte mit dem Medaillon. Sie wich seinem Blick nicht aus.

»Und das war das Ende der Prinzessin«, fuhr sie fort. »Der hübsche Rock nutzte sich ab, die Wäsche verlor ein für allemal ihr Weiß. Und dann kamen Schmutz, Hunger, Prügel und Fußtritte. Für eine Schüssel Suppe oder ein Dach überm Kopf mit dem ersten besten Lumpen schlafen. Weißt du, was ich für Haare hatte? Wie Seide, und sie reichten mir bis über den Po. Als ich Läuse kriegte, hat man sie mir mit einer Schafschere abgeschnitten, direkt über der Haut. Sie sind nie mehr ordentlich gewachsen.«

Sie schwieg eine Weile und strich sich die ungleichmäßigen Strähnen aus der Stirn.

»Ich habe gestohlen, um nicht zu verhungern«, fuhr sie fort. »Ich habe getötet, um nicht getötet zu werden. Ich habe in nach Urin stinkenden Kerkern gesessen und wusste nicht, ob man mich am Tage drauf aufhängen oder nur auspeitschen und verjagen würde. Und die ganze Zeit über waren mir meine Stiefmutter und dein Zauberer auf den Fersen, sie schickten Mörder und versuchten mich zu vergiften. Sie belegten mich mit Zauberflüchen. Großmut beweisen? Ihm königlich vergeben? Ich werde ihm königlich den Kopf abreißen, und vorher vielleicht beide Beine, das wird sich zeigen.«

»Aridea und Stregobor haben versucht, dich zu vergiften?«

»Gewiss. Mit einem Apfel, der mit einem Tollkirschensaft versehen worden war. Ein gewisser Gnom hat mich gerettet. Er gab mir ein Brechmittel, nach dem ich dachte, dass sich mir wie bei einem Strumpf das Innere nach außen kehrt. Aber ich habe es überlebt.«

»Das war einer von den sieben Gnomen?«

Renfri, die gerade nachschenkte, erstarrte mit der Feldflasche über dem Becher.

»Oho«, sagte sie. »Du weißt eine Menge über mich. Und? Hast du was gegen Gnomen? Oder andere Humanoide? Wenn man es genau nimmt, waren sie zu mir besser als die meisten Menschen. Aber das hat dich nichts anzugehen. Wie gesagt, Stregobor und Aridea hetzten mich wie ein wildes Tier, so lange sie konnten. Später konnten sie es nicht mehr, ich selbst wurde der Jäger. Aridea hat im eigenen Bett die Hufe hochgerissen, sie hatte Glück, dass ich sie nicht vorher erwischt habe, ich hatte mir für sie ein besonderes Programm zurechtgelegt. Und jetzt habe ich eines für den Zauberer. Geralt, was meinst du, hat er den Tod verdient? Sag.«

»Ich bin kein Richter. Ich bin Hexer.«

»Eben. Ich habe gesagt, es gibt zwei Personen, die Blutvergießen in Blaviken verhüten können. Die andere bist du. Dich wird der Zauberer in den Turm lassen, und dann tötest du ihn.«

»Renfri«, sagte Geralt ruhig. »Bist du auf dem Wege in meine Kammer nicht vielleicht vom Dach herunter auf den Kopf gefallen?«

»Bist du ein Hexer oder nicht, verdammt? Es heißt, du hast eine Kikimora getötet, sie auf dem Esel angebracht, um dafür zu kassieren. Stregobor ist schlimmer als die Kikimora, die ein vernunftloses Vieh ist und tötet, weil die Götter sie so erschaffen haben. Stregobor ist ein Sadist, ein gefährlicher Irrer, ein Ungeheuer. Bring ihn mir auf dem Esel, und ich werde nicht mit Gold geizen.«

»Ich bin kein gedungener Mörder, Würgerin.«

»Bist du nicht«, stimmte sie ihm lächelnd zu. Sie hatte sich zurückgelehnt und die Beine auf dem Tisch gekreuzt, ohne den geringsten Versuch, den Rock über die Schenkel zu ziehen. »Du bist ein Hexer, ein Beschützer der Menschen, der sie vor dem Bösen

bewahrt. In diesem Fall heißt das Böse aber Feuer und Schwert, die hier zu wüten beginnen, wenn wir uns gegeneinanderstellen. Findest du nicht, dass ich das kleinere Übel vorschlage, die beste Lösung? Sogar für diesen Hundesohn Stregobor. Du kannst ihn barmherzig töten, mit einem einzigen Stoß, unverhofft. Er wird sterben, ohne zu wissen, dass er stirbt. Ich hingegen garantiere ihm das nicht. Im Gegenteil.«

Geralt schwieg. Renfri reckte sich, die Arme emporgestreckt.

»Ich verstehe dein Zögern«, sagte sie. »Aber die Antwort muss ich sofort haben.«

»Weißt du, warum Stregobor und die Fürstin dich damals in Creyden umbringen wollten?«

Renfri setzte sich ruckartig auf und nahm die Füße vom Tisch. »Das ist doch wohl klar«, sagte sie impulsiv. »Sie wollten die erstgeborene Tochter Fredefalks beiseiteschaffen, ich war die Thronerbin. Arideas Kinder entstammten einer morganatischen Ehe und hatten keinerlei Recht auf . . .«

»Renfri, davon rede ich nicht.«

Das Mädchen senkte den Kopf, doch nur für einen Moment. Ihre Augen blitzten. »Ja, ich weiß es wohl. Ich soll angeblich verflucht sein. Im Mutterleib verwunschen. Ich bin angeblich . . .«

»Red zu Ende.«

»Ein Ungeheuer.«

»Und bist du eines?«

Einen sehr kurzen Augenblick lang sah sie hilflos und gebrochen aus. Und sehr traurig.

»Ich weiß es nicht, Geralt«, flüsterte sie. Dann verhärteten sich ihre Züge wieder. »Und woher, zum Teufel, soll ich es wissen? Wenn ich mich in den Finger schneide, blute ich. Ich blute auch jeden Monat. Wenn ich mich überfresse, tut mir der Bauch weh, und wenn ich mich betrinke, der Kopf. Wenn ich fröhlich bin, singe ich, und bin ich traurig, dann fluche ich. Wenn ich jemanden hasse, dann töte ich ihn, und wenn ... Ach verdammt, genug. Deine Antwort, Hexer.«

»Meine Antwort lautet: Nein.«

»Weißt du noch, was ich gesagt habe?«, fragte sie nach einem Augenblick des Schweigens. »Es gibt Angebote, die man nicht ablehnen kann, die Folgen sind schrecklich. Ich warne dich nachdrücklich, mein Angebot war so eins. Überleg es dir gut.«

»Ich habe es mir gut überlegt. Und nimm mich ernst, denn ich warne dich auch nachdrücklich.«

Renfri schwieg eine Weile und spielte mit einer Perlenkette, die dreifach um ihren schönen Hals geschlungen war und neckisch zwischen die beiden wohlgeformten Halbkugeln fiel, die im Ausschnitt der Bluse zu sehen waren.

»Geralt«, sagte sie. »Hat Stregobor dich gebeten, mich umzubringen?«

»Ja. Er war der Ansicht, das sei das kleinere Übel.«

»Kann ich annehmen, dass du ihm ebenso eine Absage erteilt hast?«

»Ja.«

»Warum?«

»Weil ich nicht an ein kleineres Übel glaube.«

Renfri lächelte sacht, dann verzogen sich ihre Lippen zu einer Fratze, die im gelben Kerzenschein sehr unschön aussah. »Du glaubst nicht dran, sagst du. Siehst du, du hast recht, aber nur teilweise. Es gibt nur das Übel und das Größere Übel, und hinter beiden steht im Schatten das Sehr Große Übel. Das Sehr Große Übel, Geralt, das ist so eins, wie du es dir nicht einmal vorzustellen vermagst, auch wenn du vielleicht denkst, dass dich nichts mehr überraschen kann. Und siehst du, Geralt, manchmal kommt es vor, dass das Sehr Große Übel dich bei der Gurgel packt und sagt: ›Wähle, Brüderchen, entweder ich oder jenes, das etwas kleiner ist.««

»Kann ich erfahren, worauf du hinauswillst?«

»Auf nichts. Ich habe ein bisschen getrunken und philosophiere, suche nach allgemeingültigen Wahrheiten. Eine habe ich gerade gefunden: Es gibt das kleinere Übel, doch wir können es nicht selbst

wählen. Das Sehr Große Übel vermag uns zu solch einer Wahl zu zwingen. Ob wir es wollen oder nicht.«

»Offensichtlich habe ich zu wenig getrunken.« Der Hexer lächelte geduldig. »Aber Mitternacht ist so oder so inzwischen vorbei. Werden wir konkret. Du wirst Stregobor in Blaviken nicht umbringen, ich erlaube es dir nicht. Ich lasse nicht zu, dass es hier zu Kampf und Blutvergießen kommt. Ich schlage dir abermals vor: Lass ab von der Rache. Verzichte darauf, ihn zu töten. Auf diese Art beweist du ihm, und nicht nur ihm, dass du kein unmenschliches, blutrünstiges Ungeheuer bist, keine Mutantin und kein Wechselbalg. Du beweist ihm, dass er sich geirrt hat. Dass er dir mit seinem Irrtum großes Unrecht zugefügt hat.«

Eine Weile blickte Renfri auf das Medaillon des Hexers, das an der zwischen seinen Fingern gedrehten Kette kreiste. »Und wenn ich sage, Hexer, dass ich nicht vergeben oder auf Rache verzichten kann, dann bedeutet das, dass ich ihm, und nicht nur ihm, recht gebe, nicht wahr? Ich beweise damit, dass ich doch ein Ungeheuer bin, ein von den Göttern verfluchter unmenschlicher Dämon? Hör zu, Hexer. Ganz zu Beginn meines Wanderlebens hat mich ein Freisasse bei sich aufgenommen. Ich gefiel ihm. Da er mir aber überhaupt nicht gefiel, ganz im Gegenteil, prügelte er mich jedes Mal, wenn er mich haben wollte, und zwar so, dass ich mich morgens kaum vom Strohlager aufraffen konnte. Einmal stand ich auf, als es noch dunkel war, und schnitt dem Bauern die Kehle durch. Mit der Sense. Ich hatte damals noch nicht so viel Routine wie jetzt, und ein Messer kam mir zu klein vor. Und weißt du, Geralt, als ich hörte, wie der Bauer gurgelte und keuchte, als ich sah, wie er mit den Beinen zuckte, spürte ich, dass die Spuren von seinem Stock und seiner Faust überhaupt nicht mehr wehtaten und dass ich mich gut fühlte, ungeheuer gut. Ich bin munter weggegangen und habe dabei gepfiffen, gesund, fröhlich und glücklich. Und später war es jedes Mal genauso. Wenn es anders wäre, wer würde dann Zeit auf Rache verschwenden?«

»Renfri«, sagte Geralt. »Unabhängig von deinen Gründen und Motiven wirst du hier nicht pfeifend weggehen, und du wirst dich

nicht ungeheuer gut fühlen. Du wirst nicht fröhlich und glücklich weggehen, aber lebendig. Morgen früh, wie es der Schulze befohlen hat. Ich habe es dir schon gesagt, aber ich will es wiederholen. Du wirst Stregobor in Blaviken nicht umbringen.«

Renfris Augen blitzten im Kerzenschein, es blitzten die Perlen im Ausschnitt der Bluse, es blitzte das Medaillon mit dem Wolfsrachen, das sich an der silbernen Kette drehte.

»Du tust mir leid«, sagte das Mädchen auf einmal langsam, den Blick auf das funkelnde Stück Silber geheftet. »Du behauptest, es gäbe kein kleineres Übel. Du stehst auf dem Platz, auf dem blutüberströmten Pflaster, allein, so schrecklich einsam, denn du hast dich nicht entscheiden können. Du hast es nicht gekonnt, doch damit hast du dich entschieden. Du wirst es nie wissen, wirst niemals Gewissheit haben, niemals, hörst du ... Und dein Lohn sind Steine, böse Worte. Du tust mir leid.«

»Und du?«, fragte der Hexer leise, fast flüsternd.

»Ich kann mich auch nicht entscheiden.«

»Wer bist du?«

»Ich bin, was ich bin.«

»Wo bist du?«

»Mir ist ... kalt . . .«

»Renfri!« Geralt presste die Hand um das Medaillon.

Sie riss den Kopf hoch, als sei sie aus dem Schlaf geweckt worden, und blinzelte ein paarmal verwundert. Einen sehr kurzen Moment lang wirkte sie verängstigt.

»Du hast gewonnen«, sagte sie plötzlich scharf. »Du hast gewonnen, Hexer. Morgen früh werde ich Blaviken verlassen und nie in dieses lausige Städtchen zurückkehren. Nie. Gieß ein, wenn noch was in der Flasche ist.«

Der übliche spöttische, schalkhafte Ausdruck war auf ihre Lippen zurückgekehrt, als sie die leere Flasche auf den Tisch stellte.

»Geralt?«

»Ja.«

»Dieses verdammte Dach ist steil. Ich würde lieber bei Tagesanbruch hinausgehen. Im Dunkeln kann man hinunterfallen und sich was tun. Ich bin eine Prinzessin mit einem feinen Körperbau, ich spüre eine Erbse durch den Strohsack hindurch. Wenn er nicht ordentlich mit Stroh gefüllt ist, versteht sich. Was meinst du dazu?«

»Renfri«, unwillkürlich lächelte Geralt. »Gehört sich das, was du sagst, für eine Prinzessin?«

»Was kannst du, zum Teufel, von Prinzessinnen wissen? Ich war eine und weiß, dass die ganze Annehmlichkeit dieses Daseins darin besteht, dass man tun kann, was man will. Muss ich dir ausdrücklich sagen, was ich will, oder kommst du von selbst drauf?«

Geralt lächelte noch immer und antwortete nicht.

»Ich will nicht einmal den Gedanken zulassen, dass ich dir nicht gefallen könnte.« Sie grinste. »Ich ziehe die Annahme vor, dass du Angst hast, dich könnte das Schicksal des Freisassen ereilen. Ach, Weißhaar. Ich habe nichts Scharfes bei mir. Du kannst dich ja selbst überzeugen.« Sie legte ihm die Füße auf die Knie. »Zieh mir die Stiefel aus. Der Stiefelschaft ist die beste Stelle, um ein Messer zu verstecken.«

Barfuß stand sie auf und löste die Gürtelschnalle. »Hier ist auch nichts versteckt. Und hier auch nichts, wie du siehst. Mach die blöde Kerze aus.«

Draußen im Dunkeln schrie ein Kater.

»Renfri?«

»Was ist?«

»Ist das Batist?«

»Natürlich, verdammt noch mal. Bin ich nun eine Prinzessin oder nicht?«

V

»Vati«, quengelte die kleine Marilka immer wieder. »Wann gehen wir auf den Jahrmarkt? Auf den Jahrmarkt, Vati!«

»Sei still, Marilka«, brummte Caldemeyn, während er mit einem Stück Brot den Teller abwischte. »Du sagst also, sie werden sich aus der Stadt scheren, Geralt?«

»Ja.«

»Na, ich hätte nicht gedacht, dass es so glattgehen wird. Mit diesem von Audoen gesiegelten Pergament hatten sie mich in der Hand. Ich habe gute Miene gemacht, aber in Wirklichkeit hätte ich kein bisschen gegen sie tun können.«

»Sogar, wenn sie offen das Gesetz gebrochen hätten? Wenn sie Mord und Totschlag angefangen hätten?«

»Sogar dann. Geralt, Audoen ist ein sehr reizbarer König, er kann einen wegen jeder Kleinigkeit aufs Schafott schicken. Ich habe Frau und Kind, mir geht's gut in meinem Amt, ich brauche mir nicht den Kopf zu zerbrechen, wo ich morgen das Fett für den Brei hernehme. Mit einem Wort, es hat sich gut gefügt, dass sie abreisen. Aber wie ist es eigentlich dazu gekommen?«

»Vati, ich will auf den Jahrmarkt!«

»Libussa! Nimm Marilka mit raus! Ja, Geralt, ich hätte das nicht gedacht. Ich habe Setnik, den Wirt vom ›Goldenen Hof‹, nach dieser Nowigrader Gesellschaft ausgefragt. Das ist eine kernige Meute. Ein paar sind erkannt worden.«

»Aha?«

»Der mit der Narbe in der Visage ist Nohorn, vormals Flügelmann Abergards von der sogenannten freien angrenischen Gesellschaft. Hast du von der freien Gesellschaft gehört? Klar, wer hat das nicht. Der Stier, den sie Fünfzehn nennen, auch. Und wenn nicht, dann denke ich doch nicht, dass sein Spitzname von fünfzehn guten Taten herrührt, die er im Leben vollbracht hat. Der schwarze Halbelf ist

Civril, ein Räuber und Berufsmörder. Es heißt, er hat mit dem Massaker in Tridam zu tun gehabt.«

»Wo?«

»In Tridam. Du hast nicht davon gehört? Davon war viel die Rede, so vor drei ... Also vor drei Jahren, denn Marilka war damals zwei. Der Baron von Tridam hielt irgendwelche Räuber im Kerker gefangen. Ihre Kameraden, darunter wohl dieser wahnsinnige Civril, bemächtigten sich einer Flussfähre voller Pilger, es war zur Zeit des Nis-Festes. Sie schickten dem Baron eine Forderung, die Gefangenen freizulassen. Der Baron lehnte natürlich ab, und da begannen sie, die Reisenden zu ermorden, einen nach dem anderen. Ehe der Baron weich wurde und die Kerle freiließ, ist ein gutes Dutzend über die Klinge gesprungen. Dem Baron drohte danach die Verbannung, wenn nicht sogar das Beil, die einen nahmen ihm übel, dass er erst nachgegeben hatte, als schon so viele ermordet waren, die anderen erhoben ein Geschrei, er hätte ein sehr großes Übel getan, es sei ein Prä ... Präzedenzfall oder so gewesen, dass man die Verbrecher mitsamt den Geiseln mit Armbrüsten hätte erschießen oder die Fähre mit Booten stürmen sollen, ohne einen Fingerbreit nachzugeben. Der Baron erklärte vor Gericht, er habe das kleinere Übel gewählt, denn auf der Fähre waren über drei Dutzend Menschen, Frauen, Kinder.«

»Das Tridamer Ultimatum«, flüsterte der Hexer. »Renfri . . .«

»Was?«

»Caldemeyn, der Jahrmarkt.«

»Was?«

»Verstehst du nicht, Caldemeyn? Sie hat mich betrogen. Sie werden nicht abreisen. Sie werden Stregobor zwingen, den Turm zu verlassen, wie sie den Baron von Tridam gezwungen haben. Oder sie zwingen mich ... Verstehst du nicht? Sie werden anfangen, die Leute auf dem Jahrmarkt zu ermorden. Euer Marktplatz, in diesen Mauern, ist eine perfekte Falle!«

»Bei allen Göttern, Geralt! Setz dich! Wo willst du hin, Geralt?«

Marilka, von dem Schrei erschreckt, begann zu weinen, in eine Ecke der Küche gedrückt.

»Ich hab's dir gesagt!«, schrie Libussa, den Arm zum Hexer hin ausgestreckt. »Ich hab's gesagt! Er bringt nur Unheil!«

»Still, Weib! Geralt! Setz dich!«

»Man muss sie aufhalten. Sofort, ehe die Leute auf den Markt kommen. Ruf die Wache zusammen. Wenn sie aus der Herberge kommen, dann los, auf Kopf und Brust.«

»Geralt, sei vernünftig. So geht das nicht, wir können sie nicht anrühren, wenn sie nichts verbochen haben. Sie werden sich verteidigen, es wird Blut fließen. Das sind Profis, sie werden mir meine Leute abschlachten. Wenn Audoen davon erfährt, kostet es mich den Kopf. Gut, ich werde die Wache zusammenrufen, auf den Markt gehen und dort ein Auge auf sie haben . . .«

»Das hilft nichts, Caldemeyn. Wenn die Menge erst einmal auf den Platz kommt, kannst du Panik und Gemetzel nicht verhindern. Sie müssen sofort unschädlich gemacht werden, solange der Markt leer ist.«

»Das wäre gegen das Gesetz. Ich kann das nicht erlauben. Das mit dem Halbelf und Tridam kann ein Gerücht sein. Du könntest dich irren, und was dann? Audoen lässt mich vierteilen.«

»Man muss das kleinere Übel wählen!«

»Geralt! Ich verbiete es dir! Als Schulze verbiete ich's dir! Lass das Schwert liegen! Halt!«

Marilka weinte, die Fäuste vors Gesicht gepresst.

VI

Civril schirmte die Augen mit der Hand ab und blickte zur Sonne, die über den Bäumen aufging. Der Markt begann sich zu beleben, es rumpelten große und kleine Wagen einher, die ersten Händler füllten schon Waren in die Auslagen. Hammerschläge erklangen, ein Hahn krächte, laut schrien die Möwen.

»Der Tag verspricht schön zu werden«, erklärte Fünfzehn nachdenklich. Civril warf ihm einen scheelen Blick zu, sagte aber nichts.

»Was ist mit den Pferden, Tavik?«, erkundigte sich Nohorn, während er die Handschuhe anzog.

»Bereit, gesattelt. Civril, es sind immer noch wenige auf diesem Markt.«

»Es werden mehr.«

»Man sollte was essen.«

»Später.«

»Stimmt. Später wirst du Zeit haben. Und Lust.«

»Seht«, sagte Fünfzehn plötzlich.

Der Hexer kam von der Hauptstraße her, zwischen den Ständen hindurch, geradewegs auf sie zu.

»Aha«, sagte Civril. »Renfri hatte recht. Gib mir die Armbrust, Nohorn.«

Er beugte sich vor und hielt den Bügel mit dem Fuß fest, während er die Sehne spannte. Sorgfältig legte er einen Bolzen ein. Der Hexer kam näher. Civril hob die Armbrust. »Keinen Schritt weiter, Hexer!«

Geralt blieb stehen. Etwa vierzig Schritte trennten ihn von der Gruppe.

»Wo ist Renfri?«

Das Halbblut verzog sein schönes Gesicht zu einer Grimasse. »Beim Turm, sie unterbreitet dem Zauberer ein gewisses Angebot.

Sie wusste, dass du herkommen würdest. Sie hat mir aufgetragen, dir zweierlei auszurichten.«

»Sprich.«

»Das Erste ist eine Botschaft, die lautet: ›Ich bin, was ich bin. Wähle. Entweder ich oder jenes andere, kleinere.« Du weißt wohl, was gemeint ist.«

Der Hexer nickte, dann hob er die Hand und packte den Schwertgriff, der seine rechte Schulter überragte. Die Klinge blitzte auf, als sie einen Bogen über seinem Kopf beschrieb. Langsamem Schrittes ging er auf die Gruppe zu.

Civril lächelte boshaft. »Also doch. Sie hat auch das vorausgesehen, Hexer. Und darum bekommst du jetzt das Zweite, was sie befohlen hat, dir zu übermitteln. Direkt zwischen die Augen.«

Der Hexer ging weiter. Der Halbelf legte die Armbrust an die Schulter. Es wurde sehr still.

Die Sehne schwirrte. Der Hexer hieb mit dem Schwert durch die Luft, es ertönte ein lauter Klang von getroffenen Metall, der Bolzen flog wirbelnd empor, fiel mit trockenem Geräusch auf ein Dach, klirrte in der Dachrinne. Der Hexer ging weiter.

»Er hat ihn abgelenkt . . .«, stöhnte Fünfzehn. »Im Fluge . . .«

»Beisammenbleiben«, kommandierte Civril. Die Schwerter zischten aus den Scheiden, die Gruppe stellte sich Schulter an Schulter auf, die Klingen Geralt entgegengekehrt.

Der Hexer beschleunigte den Schritt, sein Gang, erstaunlich fließend und leicht, wurde zum Lauf – nicht geradewegs auf die vor Schwertern starrende Gruppe zu, sondern seitlich in einer immer enger werdenden Spirale.

Tavik hielt es nicht aus, stürzte dem Hexer entgegen, verkürzte den Abstand. Die Zwillinge sprangen ihm nach.

»Zusammenbleiben!«, donnerte Civril und wandte den Kopf, um den Hexer im Auge zu behalten. Fluchend sprang er beiseite, als er sah, wie die Gruppe vollends zerfiel, sich in dem wahnsinnigen Reigen zwischen den Marktständen zerstreute.

Tavik war der Erste. Eben noch hatte er den Hexer verfolgt, jetzt bemerkte er plötzlich, dass der links an ihm in der Gegenrichtung vorbeilief. Er versuchte seinen Lauf zu bremsen, doch der Hexer huschte vorüber, ehe Tavik das Schwert heben konnte. Er spürte einen heftigen Schlag knapp unter der Hüfte. Er wandte sich um und stellte fest, dass er fiel. Schon auf den Knien, blickte er verwundert nach seiner Hüfte und begann zu schreien.

Die Zwillinge, die gleichzeitig die auf sie zujagende verschwommene schwarze Gestalt angriffen, stießen mit den Schultern aneinander und kamen für einen Moment aus dem Rhythmus. Das genügte. Vyr, von einem Hieb quer über die ganze Brust getroffen, krümmte sich zusammen, tat mit gesenktem Kopf noch ein paar Schritte und stürzte auf einen Gemüsestand. Nimir wurde an der Schläfe getroffen, wirbelte herum und fiel in den Rinnstein, schwer, ohnmächtig.

Auf dem Markt flohen die Händler wirr durcheinander, krachend stürzten Stände um, es erhoben sich Staub und Geschrei. Tavik versuchte noch einmal, sich mit ausgebreiteten Armen hochzustemmen, und fiel zurück.

»Links, Fünfzehn!«, brüllte Nohorn und lief im Halbkreis, um hinter den Hexer zu gelangen.

Fünfzehn wandte sich rasch um. Nicht rasch genug. Er bekam einen Hieb über den Bauch, hielt sich, holte zu einem Stoß aus, da wurde er zum zweiten Mal getroffen, seitlich am Hals, knapp unterm Ohr. Der Schwung ließ ihn noch vier Schritte weiertorkeln und auf einen Wagen voll Fische stürzen. Der Wagen fiel um. Fünfzehn sank auf das von Schuppen silbrige Pflaster.

Civril und Nohorn schlugen gleichzeitig von zwei Seiten zu, der Elf mit einem weit ausholenden Hieb von oben herab, Nohorn aus halb kniender Haltung, niedrig und flach. Beide Schläge wurden pariert, zwei metallische Klänge flossen zusammen. Civril sprang zurück, strauchelte, hielt sich auf den Füßen, indem er nach der Holzkonstruktion eines Standes griff. Nohorn sprang vor und deckte ihn mit senkrecht gehaltenem Schwert. Er wehrte einen Hieb ab, derart kräftig, dass er zurückgeschleudert wurde und wieder in die

Knie sank. Als er wieder aufsprang, kam seine Parade zu spät. Er erhielt einen Hieb übers Gesicht, symmetrisch zu der alten Narbe.

Civril stieß sich mit den Schultern vom Stand ab, sprang über den fallenden Nohorn hinweg und griff aus der Drehung heraus an, das Schwert beidhändig gefasst. Er traf nicht und sprang augenblicklich zurück. Er spürte den Hieb nicht, die Beine versagten ihm erst, als er nach einer instinktiven Parade versuchte, über eine Finte zum nächsten Angriff überzugehen. Das Schwert fiel ihm aus der Hand: der Arm war an der Innenseite durchtrennt, überm Ellenbogen. Er sank in die Knie, schüttelte den Kopf, wollte aufstehen; es ging nicht. Er ließ den Kopf auf die Knie sinken und verharrte so in einer roten Pfütze, inmitten durcheinandergeworfener Kohlköpfe, Brezeln und Fische.

Auf den Markt trat Renfri.

Sie kam langsam mit weichen, katzenhaften Schritten näher, umging Wagen und Stände. Die Menge, die in den Gassen und am Fuße der Häuserwände wie ein Schwarm Hornissen surrte, verstummte. Geralt stand reglos, das Schwert in der gesenkten Hand. Das Mädchen kam auf zehn Schritte heran, blieb stehen. Er bemerkte, dass sie unter dem Wams einen Ringpanzer trug, der kurz war und kaum bis über die Hüften reichte.

»Du hast gewählt«, stellte sie fest. »Bist du sicher, dass du richtig gewählt hast?«

»Es wird hier kein zweites Tridam geben«, presste Geralt hervor.

»Es hätte keins gegeben. Stregobor hat mich ausgelacht. Er sagte, ich könnte ganz Blaviken ausrotten und noch ein paar umliegende Dörfer drauflegen, er würde trotzdem nicht aus dem Turm kommen. Und niemanden, dich eingeschlossen, hereinlassen. Was schaust du so? Ja, ich habe dich betrogen. Mein Leben lang habe ich betrogen, wenn es nötig war; warum sollte ich bei dir eine Ausnahme machen?«

»Geh fort, Renfri.«

Sie lachte auf. »Nein, Geralt.« Sie zog das Schwert, schnell und gewandt.

»Renfri.«

»Nein, Geralt. Du hast deine Wahl getroffen. Jetzt bin ich an der Reihe.«

Mit einem heftigen Ruck riss sie sich den Rock von den Hüften, ließ ihn durch die Luft wirbeln, dass sich der Stoff um ihren linken Unterarm wickelte. Geralt wich zurück, hob die Hand und formte mit den Fingern ein *Zeichen*. Renfri lachte abermals, kurz und heiser.

»Nichts da, Weißhaar. Das wirkt bei mir nicht. Nur das Schwert.«

»Renfri«, wiederholte er. »Geh. Wenn wir die Klingen kreuzen, dann ... kann ich nicht mehr . . .«

»Ich weiß«, sagte sie. »Und ich ... Ich kann auch nicht anders. Ich kann einfach nicht. Wir sind, was wir sind. Du und ich.«

Sie lief mit leichtem, wiegendem Schritt auf ihn zu. In der zur Seite ausgestreckten Rechten blitzte das Schwert, mit der Linken schleifte sie den Rock über den Erdboden. Geralt wich zwei Schritte zurück.

Sie sprang, der Rock wirbelte durch die Luft, und hinter ihm, verdeckt, blitzte das Schwert in einem knappen kurzen Hieb auf. Geralt sprang beiseite, der Stoff streifte ihn nicht einmal, und Renfris Klinge glitt nach einer schrägen Parade ab. Instinktiv schlug er mit der Mitte des Schwertes eine Riposte, ließ beide Klingen in einer kurzen Mühle kreisen, um ihr die Waffe aus der Hand zu winden. Das war ein Fehler. Sie schlug seine Klinge zurück und hieb sofort mit gekrümmten Knien und Hüftschwung nach seinem Gesicht. Kaum konnte er diesen Hieb parieren, er sprang vor dem über ihn fallenden Stoff des Rockes zurück. Er wirbelte in einer Pirouette herum und wich der in raschen Hieben aufblitzenden Klinge aus, sprang wieder zurück. Sie stürzte sich auf ihn, schleuderte ihm den Rock geradezu in die Augen und führte von nahem, aus halber Drehung einen flachen Schlag. Er wich dem Hieb aus, drehte sich unmittelbar vor ihr. Sie kannte den Trick. Sie folgte seiner Drehung und fuhr ihm so nahe, dass er ihren Atem spürte, mit der Schwertschneide über die Brust. Der Schmerz durchzuckte ihn, doch er kam nicht aus dem Rhythmus. Er drehte sich abermals weg, zur anderen Seite, schlug die Klinge zurück, die auf seine Schläfe

zuschnellte, machte eine rasche Finte und griff an. Renfri sprang zurück, bereitete sich auf einen Schlag von oben vor. Geralt ging im Sprung in die Knie und hieb ihr von unten her mit dem äußersten Ende des Schwerts durch den ungedeckten Oberschenkel und die Leistengegend.

Sie schrie nicht auf. Während sie aufs andere Knie und die Seite fiel, krallte sie beide Hände in die durchgetrennten Muskeln. Zwischen ihren Fingern hervor strömte das Blut in hellem Strahl auf den verzierten Gürtel, die Stiefel von Elchleder, aufs schmutzige Pflaster. Die in den Gassen zusammengedrückte Menge begann zu wogen und zu schreien.

Geralt steckte das Schwert weg.

»Geh nicht fort . . .«, stöhnte sie, zusammengekrümmt.

Er antwortete nicht. »Mir ist ... kalt . . .«

Er antwortete nicht. Renfri stöhnte abermals, krümmte sich noch stärker. Rasch fließende Rinnsale von Blut füllten die Fugen zwischen den Steinen.

»Geralt ... Umarme mich . . .«

Er antwortete nicht.

Sie wandte den Kopf ab und verharrte, eine Wange auf dem Pflaster. Das Stilett mit sehr schmaler Klinge, bisher unter ihrem Körper verborgen, glitt aus ihren erstarrenden Fingern.

Nach einem Augenblick, der ewig dauerte, wandte der Hexer den Kopf nach dem Geräusch von Stregobors Stab um, der gegen das Pflaster klopfte. Der Zauberer kam eilig näher und machte dabei einen Bogen um die Leichen.

»Das war vielleicht ein Schlachtfest«, schniefte er. »Ich hab's gesehen, Geralt, ich hab alles im Kristall gesehen . . .«

Er ging näher, beugte sich hinab. In dem bodenlangen schwarzen Mantel, der vorn offen stand, sah er alt aus, sehr alt.

»Ich kann es nicht glauben.« Er schüttelte den Kopf. »Die Würgerin, und mausetot.«

Geralt antwortete nicht.

»Na los, Geralt.« Der Zauberer richtete sich auf. »Hol einen Wagen. Wir bringen sie in den Turm. Sie muss seziert werden.«

Er warf einen Blick auf den Hexer, und ohne eine Antwort abzuwarten, beugte er sich über den Körper.

Jemand, den der Hexer nicht kannte, langte nach dem Griff des Schwertes und zog es sehr schnell.

»Rühr sie nur an, Zauberer«, sagte jemand, den der Hexer nicht kannte. »Rühr sie nur an, und dein Kopf fällt aufs Pflaster.«

»Was soll das, Geralt, bist du verrückt geworden? Du bist verwundet, stehst unter Schock! Eine Sektion ist die einzige Möglichkeit, um festzustellen . . .«

»Rühr sie nicht an!«

Stregobor sah die erhobene Klinge, sprang zurück, fuchtelte mit seinem Stab. »Gut!«, rief er. »Wie du willst! Aber du wirst es nie wissen! Nie wirst du Gewissheit haben! Niemals, hörst du, Hexer?«

»Fort.«

»Wie du willst.« Der Zauberer drehte sich um, stieß mit dem Stab aufs Pflaster. »Ich kehre nach Kovir zurück, keinen Tag länger bleibe ich in diesem Nest. Komm mit, bleib nicht hier. Diese Leute wissen von nichts, sie haben dich nur töten sehen. Und du tötest ekelhaft, Geralt. Also, kommst du?«

Geralt antwortete nicht, sah ihn nicht einmal an. Er steckte das Schwert in die Scheide. Stregobor zuckte mit den Schultern und ging schnellen Schrittes weg, rhythmisch den Stab aufstoßend.

Aus der Menge kam ein Stein geflogen, schlug laut aufs Pflaster. Dann ein zweiter, knapp über Geralts Schulter hinweg. Hoch aufgerichtet reckte der Hexer beide Hände empor, machte eine schnelle Geste. Die Menge wurde laut, die Steine flogen dichter, doch das *Zeichen* lenkte sie ab – sie verfehlten das von einem unsichtbaren ovalen Panzer geschützte Ziel.

»Genug!!!«, brüllte Caldemeyn. »Schluss damit, verdammt noch mal!«

Die Menge begann zu brodeln wie eine Brandungswelle, doch es kamen keine Steine mehr. Der Hexer rührte sich nicht.

Der Schulze ging auf ihn zu.

»Ist das« – er wies mit einer ausholenden Handbewegung auf die über den kleinen Platz verstreuten reglosen Körper – »alles? So sieht das kleinere Übel aus, das du gewählt hast? Hast du erledigt, was du für notwendig hieltest?«

»Ja«, rang sich Geralt nach einer Weile ab.

»Deine Wunde ist ernst?«

»Nein.«

»Dann verschwinde.«

»Ja«, sagte der Hexer. Er blieb noch einen Augenblick stehen, wich dem Blick des Schulzen aus. Dann wandte er sich langsam um, sehr langsam.

»Geralt.«

Der Hexer schaute zurück.

»Komm nie wieder«, sagte Caldemeyn. »Nie.«

Die Stimme der Vernunft 4

Lass uns miteinander reden, lola.

Ich brauche dieses Gespräch. Es heißt, Schweigen ist Gold. Kann sein. Ich weiß nicht, ob es wirklich so viel wert ist. Jedenfalls hat es seinen Preis. Man muss dafür bezahlen.

Du hast es leichter, ja, widersprich nicht. Du schweigst ja freiwillig, du hast aus dem Schweigen ein Opfer für deine Göttin gemacht. Ich glaube nicht an Melitele, ich glaube auch nicht an die Existenz anderer Götter, aber ich weiß deine Wahl zu schätzen, dein Opfer, ich schätze und achte, woran du glaubst. Denn dein Glaube und die Hingabe, der Preis des Schweigens, den du zahlst, machen aus dir ein besseres, wertvolleres Wesen. Zumindest vermögen sie das aus dir zu machen. Mein Unglaube aber vermag nichts. Er ist machtlos.

Du fragst, woran ich dann glaube?

Ich glaube an das Schwert.

Wie du siehst, trage ich zwei. Jeder Hexer hat zwei Schwerter. Böswillige Leute sagen, das silberne sei für die Ungeheuer und das eiserne für Menschen. Das ist natürlich nicht wahr. Es gibt Ungeheuer, die man nur mit einer Silberklinge verletzen kann, aber es gibt auch welche, für die Eisen tödlich ist. Nein, lola, nicht jedes Eisen, sondern allein solches, das von einem Meteoriten stammt. Du fragst, was ein Meteorit ist? Das ist eine Sternschnuppe. Du hast sicherlich schon Sternschnuppen gesehen, kurze, helle Striche am Nachthimmel. Dabei hast du sicherlich einen Wunsch ausgesprochen, vielleicht war es für dich noch ein Grund, an Götter zu glauben. Für mich ist ein Meteorit nur ein Klumpen Metall, das herabfällt und sich in die Erde gräbt. Metall, aus dem man ein Schwert machen kann.

Ja doch, natürlich kannst du mein Schwert in die Hand nehmen. Siehst du, wie leicht es ist? Sogar du kannst es ohne Mühe heben. Nein! Fass die Schneide nicht an, du verletzt dich. Sie ist schärfer als eine Rasierklinge. Sie muss so sein.

O ja, ich übe oft. In jedem freien Augenblick. Ich darf nicht aus der Übung kommen. Hierher, in den entlegensten Winkel des Tempelparks, bin ich auch gekommen, um mir Bewegung zu verschaffen, um aus den Muskeln diese scheußliche, schädliche Erstarrung zu vertreiben, diese in mir kreisende Kälte. Und hier hast du mich gefunden. Komisch, vor ein paar Tagen habe ich dich zu finden versucht. Ich habe nach dir Ausschau gehalten. Ich wollte ...

Ich brauche dieses Gespräch, Iola. Lass uns uns hinsetzen, eine Weile reden.

Du kennst mich ja überhaupt nicht, Iola.

Ich heiße Geralt. Geralt von ... Nein. Nur Geralt. Geralt von nirgendwo. Ich bin Hexer.

Mein Haus ist Kaer Morhen, die Heimstatt der Hexer. Dort stamme ich her. Es gibt ... Es gab so eine Festung. Viel ist nicht von ihr übrig.

Kaer Morhen ... Dort sind solche wie ich hergestellt worden. Jetzt schon nicht mehr, und in Kaer Morhen wohnt niemand mehr. Niemand außer Vesemir. Du fragst, wer Vesemir ist? Er ist mein Vater. Was schaust du mich so erstaunt an? Was ist daran verwunderlich? Jeder hat einen Vater. Meiner ist Vesemir. Und dass er nicht mein richtiger Vater ist, was macht das? Den richtigen habe ich nicht gekannt, die Mutter auch nicht. Ich weiß nicht einmal, ob sie noch leben. Im Grunde kümmert es mich auch nicht viel.

Ja, Kaer Morhen ... Ich habe dort die übliche Mutation durchgemacht. Die Kräuterprobe, und danach das Übliche. Hormone, Kräuter, eine Virusinfektion. Und wieder von vorn. Und abermals. Bis zum Erfolg. Ich habe die Verwandlungen wohl erstaunlich gut überstanden, war nur sehr kurze Zeit krank. Man betrachtete mich also als einen besonders widerstandsfähigen Hosenscheißer und wählte mich für gewisse weitere, kompliziertere ... Experimente aus. Damit ging es schlechter. Viel schlechter. Aber wie du siehst, habe ich's überlebt. Als Einziger von denen, die für diese Experimente ausgewählt wurden. Seit damals habe ich weiße Haare. Vollständiger Pigmentausfall. Wie es heißt – eine Nebenwirkung. Eine Kleinigkeit. Es stört kaum.

Dann wurden mir verschiedene Dinge beigebracht. Ziemlich lange. Und endlich kam der Tag, an dem ich Kaer Morhen verließ und auf die Reise ging. Mein Medaillon hatte ich schon, ja, genau dieses hier. Das Zeichen der Wolfsschule. Ich hatte auch zwei Schwerter, ein silbernes und ein eisernes. Außer den Schwertern hatte ich Überzeugung, Eifer und ... Glauben. Den Glauben, dass ich gebraucht würde und von Nutzen wäre. Denn die Welt, lola, sollte voller Ungeheuer und Bestien sein, und meine Aufgabe war es, diejenigen zu beschützen, die von den Bestien bedroht wurden. Als ich von Kaer Morhen auszog, träumte ich von der Begegnung mit meinem ersten Ungeheuer, ich konnte es nicht erwarten, ihm Auge in Auge gegenüberzustehen. Und dann war es so weit.

Mein erstes Ungeheuer, lola, war kahlköpfig und hatte außerordentlich hässliche, schlechte Zähne. Ich begegnete ihm auf der Landstraße, wo es zusammen mit anderen Ungeheuern seinesgleichen, Marodeuren aus irgendeiner Armee, einen Bauernwagen angehalten und aus diesem Wagen ein Mädchen herausgezerrt hatte, vielleicht dreizehn Jahre alt, vielleicht noch jünger. Die Kumpane hielten den Vater des Mädchens fest, und der Kahlköpfige riss ihr den Rock vom Leibe und sagte, jetzt sei für sie die Zeit gekommen, zu erfahren, was ein richtiger Mann sei. Ich ritt heran, stieg ab und sagte dem Kahlkopf, dass auch für ihn die Zeit dafür gekommen sei. Ich hielt das für wahnsinnig witzig. Der Kahlkopf ließ das Mädchen los und stürzte sich mit einer Axt auf mich. Er war sehr langsam, aber hart im Nehmen. Ich schlug ihn zweimal, erst dann fiel er. Meine Hiebe waren nicht besonders sauber, aber sehr, sagen wir, beeindruckend, derart, dass die Kumpane des Kahlkopfs flohen, als sie sahen, was ein Hexerschwert aus einem Menschen machen kann ...

Ich langweile dich doch nicht, lola?

Ich brauche dieses Gespräch. Ich brauche es wirklich.

Wo war ich stehengeblieben? Ach ja, bei meiner ersten edlen Tat. Weißt du, lola, in Kaer Morhen ist mir eingehämmert worden, dass ich mich nicht in solche Angelegenheiten einmischen soll, sondern einen Bogen darum machen, nicht den fahrenden Ritter spielen und

den Ordnungshütern nicht zu Hilfe eilen. Ich war nicht ausgezogen, um mich auszuzeichnen, sondern um für Geld die mir aufgetragenen Arbeiten zu erledigen. Ich aber mischte mich wie der erste beste Dummkopf ein, noch ehe ich fünfzig Meilen vom Fuß des Gebirges entfernt war. Weißt du, warum ich das tat? Ich wollte, dass das Mädchen mit Tränen der Dankbarkeit mir, ihrem Retter, die Hand küsste und ihr Vater mir auf Knien dankte. Stattdessen war der Vater zusammen mit den Marodeuren weggelaufen, und das Mädchen, das den größten Teil vom Blute des Kahlkopfs abbekommen hatte, übergab sich und bekam einen hysterischen Anfall, und als ich mich ihr näherte, war sie starr vor Angst. Seither habe ich mich in derlei Geschichten nur noch sehr selten eingemischt.

Ich habe meine Sache gemacht. Schnell lernte ich, wie man es anstellt. Ich bin zu den festen Wohnsitzen im Lande geritten, habe unter den Palisaden von Siedlungen und Städten haltgemacht. Und gewartet. Wenn ich angespuckt wurde, beschimpft und mit Steinen beworfen, bin ich weggeritten. Wenn stattdessen jemand herauskam und mir einen Auftrag gab, führte ich ihn aus.

Ich habe Städte und Burgen besucht, habe Anschläge an den Wegweisern bei den Kreuzwegen gelesen. Ich suchte die Bekanntmachung: ›Hexer dringend gesucht.‹ Und dann waren da meistens irgendeine Hexengrotte, ein Verlies, eine Nekropolis oder Ruinen, ein Walddickicht oder eine Höhle in den Bergen voll Knochen und stinkendem Aas. Und da war etwas, was nur lebte, um zu töten. Vor Hunger, zum Vergnügen, aus jemandes krankhaftem Willen geboren oder aus anderen Ursachen. Eine Mantikora, ein Wyvern, ein Nebling, ein Sägmaul, ein Steinbeißer, eine Greule, ein Waldschrat, ein Vampir, ein Ghul, ein Graveir, ein Werwolf, ein Gigaskorpion, eine Striege, eine Jaga, eine Kikimora, ein Vipper. Und da waren der Tanz im Finstern und Schwerthiebe. Und Furcht und Abscheu in den Augen dessen, der mich später bezahlte.

Fehler? Ja gewiss. Ich habe welche gemacht.

Aber ich habe mich an die Prinzipien gehalten. Nein, nicht die Regel. Ich habe mir angewöhnt, mich manchmal hinter der Regel zu

verstecken. Die Leute mögen das. Jemand, der irgendwelche Regeln hat und sie befolgt, wird geachtet und ernst genommen.

Es gibt keine Regel. Nirgends ist eine Regel für Hexer festgelegt. Meine habe ich mir selbst ausgedacht. Für gewöhnlich. Und ich habe mich daran gehalten. Immer ...

Nicht immer.

Denn es kam vor, dass anscheinend gar kein Raum für Zweifel blieb. Dass ich mir hätte sagen müssen: ›Was geht denn mich das an, das ist nicht meine Sache, ich bin Hexer.‹ Dass ich auf die Stimme der Vernunft hätte hören müssen. Auf den Instinkt, wenn schon nicht auf das, was die Erfahrung diktiert. Oder wenigstens auf die gewöhnliche, die ganz gewöhnliche Angst.

Ich hätte auf die Stimme der Vernunft hören sollen, dann ...

Ich habe nicht darauf gehört.

Ich glaubte, das kleinere Übel zu wählen. Ich habe das kleinere Übel gewählt. Das kleinere Übel! Ich bin Geralt von Riva. Auch der Schlächter von Blaviken genannt.

Nein, Iola. Berühr meine Hand nicht. Möglicherweise erzeugt der Kontakt in dir ... Vielleicht siehst du ...

Ich will aber nicht, dass du es siehst. Ich will es nicht wissen. Ich kenne meine Vorherbestimmung, die mich wie ein Wirbel kreisen lässt. Meine Vorsehung? Sie folgt mir auf dem Fuße, doch ich blicke niemals zurück.

Eine Schlinge? Ja, Nenneke scheint es zu spüren. Was hat mich damals nur verleitet, dort in Cintra? Wie konnte ich solch ein dummes Risiko eingehen?

Nein, nein und nochmals nein. Ich blicke niemals zurück. Und nach Cintra werde ich nie zurückkehren, ich werde es meiden wie die Pest. Nie will ich dorthin zurückkehren.

Ha, wenn ich richtig rechne, muss dieses Kind im Mai geboren worden sein, um das Belleteyn-Fest herum. Wenn es wirklich so wäre, hätten wir da ein interessantes Zusammentreffen. Denn Yennefer ist auch zu Belleteyn geboren worden ...

Lass uns gehen, Iola. Es wird schon dunkel.

Ich danke dir, dass du mit mir gesprochen hast.

Ich danke dir, lola.

Nein, mit mir ist alles in Ordnung. Ich fühle mich wohl.

Ganz und gar wohl.«

Eine Frage des Preises

I

Der Hexer hatte ein Messer an der Kehle.

Er lag im Seifenwasser, den Kopf nach hinten gelehnt, auf den glitschigen Rand des hölzernen Badezubers. Auf den Lippen spürte er den bitteren Geschmack von Seife. Das Messer, so stumpf, dass man darauf reiten konnte, schabte schmerzhaft über seinen Adamsapfel und näherte sich kratzend seinem Kinn.

Mit dem Gesichtsausdruck eines Erzengels, der an der Schöpfung teilhat, kratzte der Barbier aus purer Manier ein weiteres Mal, worauf er ihm das Gesicht mit einem Stück Leinentuch abwischte, getränkt in etwas, was vielleicht Erzengelswurz war.

Geralt stand auf, erlaubte dem Knecht, einen Bottich Wasser über ihm auszugießen, schüttelte sich, stieg aus dem Zuber und hinterließ auf dem Ziegelfußboden eine Spur nasser Füße.

»Das Handtuch, Herr.« Der Knecht schielte neugierig auf sein Medaillon.

»Danke.«

»Hier ist das Gewand«, sagte Haxo. »Hemd, Unterhose, Hose, Wams. Und hier die Stiefel.«

»Ihr habt an alles gedacht, Kastellan. Und in meinen eigenen Stiefeln könnte ich nicht gehen?«

»Nein. Bier?«

»Gern.«

Er nahm sich Zeit beim Anziehen. Die Berührung der fremden, unangenehm steifen Kleidung auf der aufgequollenen Haut verdarb ihm die gute Laune, die sich eingestellt hatte, während er sich im heißen Wasser räkelte.

»Kastellan?«

»Ja, Herr Geralt?«

»Wisst Ihr nicht vielleicht, wozu das alles gut sein soll? Also, wozu werde ich hier gebraucht?«

»Das geht mich nichts an«, sagte Haxo und schielte zu den Knechten hinüber. »Ich habe Euch anzukleiden . . .«

»Umzukleiden, wolltet Ihr sagen.«

». . . anzukleiden und zum Gastmahl, zur Königin zu bringen. Zieht das Wams an, Herr Geralt. Und verbergt Euer Hexermedaillon darunter.«

»Hier lag mein Stilett.«

»Und jetzt liegt es woanders. An einem sicheren Ort, wie Eure beiden Schwerter und Eure ganze Habe. Wo Ihr hingeht, geht man ohne Waffen hin.«

Der Hexer zuckte mit den Schultern und zog das enge purpurrote Wams an. »Was ist das?«, fragte er und zeigte auf eine Stickerei vorn auf der Kleidung.

»Ach ja«, sagte Haxo. »Beinahe hätte ich's vergessen. Während des Gastmahls heißt Ihr der wohlgeborene Ravix von Vierhorn. Als Ehrengast werdet ihr zur Rechten der Königin sitzen, so wünscht sie es. Und das auf dem Wams ist Euer Wappen. Ein schreitender schwarzer Bär auf goldenem Grund, dahinter eine Jungfrau in blauem Mantel mit gelöstem Haar und erhobenen Händen. Ihr müsst Euch das merken, vielleicht hat einer von den Gästen an Heraldik einen Narren gefressen, das kommt oft vor.«

»Gut, ich merke es mir«, sagte Geralt gewichtig. »Und Vierhorn, wo liegt das?«

»Weit genug entfernt. Seid Ihr bereit? Können wir gehen?«

»Ja. Sagt mir noch, Herr Haxo, aus welchem Anlass findet dieses Gastmahl statt?«

»Prinzessin Pavetta vollendet ihr fünfzehntes Jahr; nach dem Brauche haben sich Bewerber um ihre Hand eingefunden. Königin Calanthe will sie jemandem von Skellige geben. Uns liegt viel an einer Verbindung mit den Inselleuten.«

»Warum gerade mit ihnen?«

»Diejenigen, die ihnen verbunden sind, überfallen sie nicht so oft wie die anderen.«

»Das ist fürwahr ein Grund.«

»Aber nicht der einzige. In Cintra, Herr Geralt, lässt die Tradition nicht zu, dass eine verheiratete Frau regiert. Unser König Roegner ist vor einiger Zeit an einem Pesthauch gestorben, und die Königin will keinen anderen Mann. Unsere Herrin Calanthe ist weise und gerecht, aber ein König ist eben ein König. Wer die Königin heiratet, besteigt den Thron. Es wäre gut, wenn sich ein tüchtiger Mann fände. Und solche findet man auf den Inseln. Das ist ein kerniges Volk. Gehen wir.«

Auf halbem Wege im Säulengang, der einen kleinen, leeren Innenhof umschloss, blieb Geralt stehen und sah sich um.

»Kastellan«, sagte er halblaut, »wir sind allein. Sagt, wozu die Königin einen Hexer braucht. Ihr müsst etwas wissen. Wer, wenn nicht Ihr?«

»Dazu, wozu jedermann einen braucht«, murmelte Haxo. »Cintra ist wie jedes andere Land, genauso. Wir haben hier sowohl Werwölfe als auch Basilisken, und auch eine Mantikora findet sich, wenn man gründlich sucht. Da kann auch ein Hexer von Nutzen sein.«

»Keine Ausflüchte, Kastellan. Ich frage, wozu die Königin bei dem Gastmahl einen Hexer braucht, noch dazu verkleidet als blauer Bär mit offenen Haaren.«

Haxo sah sich ebenfalls um und lehnte sich sogar übers Geländer des Säulenganges. »Es geht etwas Böses vor, Herr Geralt«, murmelte er. »Im Schloss, meine ich. Etwas spukt.«

»Was?«

»Was soll schon spuken? Ein Gespenst. Es heißt, es sei klein, bucklig, mit Stacheln wie ein Igel. Nachts streift es im Schloss umher, rasselt mit Ketten. Es ächzt und stöhnt in den Zimmern.«

»Habt Ihr es gesehen?«

»Nein.« Haxo spuckte aus. »Ich will es auch nicht sehen.«

»Ihr schwindelt, Kastellan.« Der Hexer verzog das Gesicht. »Das passt nicht zusammen. Wir gehen zu einem Verlobungsschmaus. Und was soll ich da? Aufpassen, dass nicht etwas Buckliges unterm Tisch hervorspringt und zu stöhnen beginnt? Ohne Waffen? Angezogen wie ein Narr? Ach, Herr Haxo.«

»Denkt doch, was Ihr wollt«, versetzte der Kastellan verdrießlich. »Es hieß, ich solle Euch nichts sagen. Ihr habt mich gebeten, also hab ich's gesagt. Und Ihr behauptet, ich schwinde. Seid sehr eigensinnig.«

»Verzeiht, ich wollte Euch nicht kränken, Kastellan. Ich habe mich nur gewundert . . .«

»Dann hört jetzt auf, Euch zu wundern.« Haxo wandte den Kopf, noch immer gekränkt. »Ihr seid nicht zum Wundern hier. Und ich rate Euch gut, Herr Hexer, wenn Euch die Königin befiehlt, Euch nackt auszuziehen, Euch den Hintern blau anzumalen und Euch im Flur kopfunter aufzuhängen wie ein Kronleuchter, dann tut es, ohne Euch zu wundern oder zu zögern. Sonst können Euch Unannehmlichkeiten widerfahren, die nicht von schlechten Eltern sind. Habt Ihr verstanden?«

»Verstanden. Gehen wir, Herr Haxo. Komme, was da wolle, nach diesem Bad habe ich Hunger.«

//

Abgesehen von der banalen, förmlichen Begrüßung, bei der sie ihn als »den Herrn auf Vierhorn« ansprach, wechselte Königin Calanthe mit dem Hexer kein einziges Wort. Das Festmahl hatte noch nicht begonnen, es trafen weiterhin Gäste ein, vom Herold laut angekündigt.

Der Tisch war riesig, rechteckig, er bot ungefähr vierzig Leuten Platz. Am oberen Ende hatte Calanthe Platz genommen, auf einem Thron mit hoher Lehne. Zu ihrer Rechten saß Geralt, zur Linken ein grauhaariger Barde mit Laute namens Philodor. Weiter links blieben zwei Plätze am oberen Ende der Tafel leer.

Rechts von Geralt saßen an der Längsseite des Tisches der Kastellan Haxo und ein Heerführer mit schwer zu behaltendem Namen. Es folgten die Gäste aus dem Fürstentum Attre – der finstere und schweigsame Ritter Rainfarn und sein Schutzbefohlene, der pausbäckige zwölfjährige Prinz Windhalm, einer der Bewerber um die Hand der Prinzessin. Weiterhin bunt gekleidete Ritter von Cintra und Vasallen aus der Umgebung.

»Baron Eylembert von Tigg!«, verkündete der Herold.

»Gokgokling!«, murmelte Calanthe und stieß Philodor an. »Es wird lustig.«

Der dürre und schnurrbärtige, üppig gekleidete Ritter verneigte sich tief, doch seine lebhaften, lustigen Augen und das über die Lippen huschende Lächeln passten nicht zu der untertänigen Geste.

»Seid uns begrüßt, Herr Gokgokling«, sprach die Königin zeremoniell. Offensichtlich war der Beiname dauerhafter mit dem Baron verwachsen als der Name seines Geschlechts. »Ich bin erfreut über Eure Ankunft.«

»Und ich bin erfreut über die Einladung«, verkündete Gokgokling und seufzte. »Aldann, ich will ein Auge auf die Prinzessin werfen, wenn du es erlaubst. Es lebt sich schwer allein, Frau Königin.«

»Aber Herr Gokgokling« – Calanthe lächelte ein wenig und drehte eine Locke um den Finger –, »Ihr seid doch verheiratet, wie uns wohlbekannt ist.«

»Ach«, entrüstete sich der Baron. »Du weißt selber, Herrin, dass meine Frau von schwächlicher und feiner Natur ist, und jetzt wüten bei uns die Pocken. Ich wette mein Schwert mitsamt dem Gürtel gegen ein paar alte Bastschuhe, dass in einem Jahr sogar die Trauerzeit vorbei ist.«

»Du bist arm dran, Gokgokling, aber gleichzeitig ein Glückspilz.« Calanthe lächelte noch freundlicher. »Deine Frau ist in der Tat schwächlich. Ich habe gehört, dass sie dich zur letzten Erntezeit mit einem Mädchen im Heu erwischt hat, und dann hat sie dich mit der Heugabel fast eine Meile weit gejagt, ohne dich zu erwischen. Du musst sie besser füttern und liebkosen und außerdem darauf achten, dass sie nachts keine kalten Schultern kriegt. Und in einem Jahr wirst du sehen, wie gut sie sich erholt hat.«

Gokgoklings Miene trübte sich, aber nicht allzu überzeugend. »Die Anspielung habe ich verstanden. Aber beim Gastmahl darf ich bleiben?«

»Es wird mir eine Freude sein, Baron.«

»Die Gesandtschaft von Skellige!«, schrie der Herold schon ziemlich heiser.

Die Inselleute – ihrer vier – traten mit barbarischen, dröhnenden Schritten ein, in glänzenden Lederwämsen mit einem Pelzbesatz aus Seehundsfell und mit Schärpen von kariierter Wolle. Angeführt wurden sie von einem sehnigen Krieger mit dunklem Gesicht und Adlernase, an seiner Seite ging ein breitschultriger junger Mann mit rotem Haarschopf. Alle verneigten sich vor der Königin.

»Es ist mir eine große Ehre«, sprach Calanthe leicht errötet, »in meinem Schloss abermals einen hervorragenden Ritter zu begrüßen, wie es Eist Tuirseach von Skellige ist. Wenn es nicht allgemein bekannt wäre, dass dir die Ehe zuwider ist, würde ich mich in der Hoffnung wiegen, dass du vielleicht kommst, um um meine

Pavetta anzuhalten. Bist du der Einsamkeit etwa doch überdrüssig geworden?«

»Des Öfteren, schöne Calanthe«, erwiderte der sonnengebräunte Mann von den Inseln und hob die blitzenden Augen zur Königin. »Ich führe jedoch ein allzu unsicheres Leben, als dass ich an eine dauernde Verbindung denken dürfte. Sonst ... Pavetta ist noch ein sehr junges Fräulein, eine noch nicht erblühte Knospe, doch . . .«

»Was doch, Ritter?«

»Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.« Eist Tuirseach lächelte und entblößte die weißen Zähne. »Man braucht dich nur anzuschauen, Königin, um zu sehen, wie schön die Prinzessin sein wird, wenn sie das richtige Alter erreicht, um einen Krieger glücklich zu machen. Inzwischen aber müssen Jüngere um ihre Hand anhalten. Solche wie der Neffe unseres Königs Bran, Crach an Craite, der hier zu ebendiesem Zweck vor dir steht.«

Crach senkte den roten Schopf und beugte ein Knie vor der Königin.

»Wen hast du noch mitgebracht, Eist?«

Ein untersetzter, stämmiger Mann mit struppigem Bart und ein langer Lulatsch mit einem Dudelsack über der Schulter knieten neben Crach an Craite nieder.

»Dies ist der tapfere Druide Mäussack, wie ich ein Freund und Ratgeber König Brans. Und das ist Draig Bon-Dhu, unser berühmter Skalde. Dreißig Seeleute von Skellige warten draußen auf uns, von heißer Hoffnung erfüllt, dass sich die schöne Calanthe ihnen wenigstens am Fenster zeigt.«

»Setzt euch, edle Gäste. Du, Herr Tuirseach, hierher.«

Eist nahm den freien Platz am oberen Ende des Tisches ein, der von der Königin nur durch den freien Sessel und den Platz Philodors getrennt war. Die übrigen Inselleute setzten sich zusammen auf die linke Seite, zwischen dem Hofmarschall Vissegerd und den drei Söhnen des Herrschers von Strept, die Murmling, Hekel und Lehnhuck genannt wurden.

»Das sind so ziemlich alle.« Die Königin neigte sich zur Seite des Hofmarschalls hin. »Fangen wir an, Vissegerd.«

Der Hofmarschall klatschte in die Hände. Die Diener, die Schüsseln und Krüge trugen, bewegten sich in langer Reihe auf den Tisch zu, von freudigem Gemurmel der Gäste begrüßt.

Calanthe aß fast nichts, stieß widerwillig die silberne Gabel in die servierten Stücke Fleisch. Philodor, der zwischendurch hastig ein paar Brocken herunterschlang, klimperte weiter auf der Laute. Die übrigen Gäste räumten dagegen unter gebratenen Ferkeln, Geflügel, Fischen und Muscheln auf, allen voran der rothaarige Crach an Craite. Rainfarn von Attre rügte immer wieder streng den jungen Prinzen Windhalm, einmal schlug er ihm sogar auf die Finger, als jener versuchte, nach einer Schüssel mit Äpfeln zu langen. Gokgokling hörte für einen Augenblick auf, einen Knochen abzunagen, und erfreute seine Nachbarn mit der Nachahmung eines Pfiffes der Sumpfschildkröte. Man wurde immer fröhlicher. Die ersten Trinksprüche wurden ausgebracht, immer weniger zusammenhängend.

Calanthe rückte den schmalen Goldreif auf dem aschgrauen, zu Locken frisierten Haar zurecht und wandte sich halb Geralt zu, der damit beschäftigt war, die Schale einer großen roten Languste zu knacken.

»Nun, Hexer«, sagte sie. »Ringsum ist es schon laut genug, dass wir ein paar diskrete Worte wechseln können. Fangen wir mit Höflichkeiten an. Ich freue mich, dich kennenzulernen.«

»Die Freude ist beiderseits, Königin.«

»Nach den Höflichkeiten das Konkrete. Ich habe für dich eine Arbeit.«

»Das dachte ich mir. Es kommt selten vor, dass mich jemand aus purer Zuneigung zu einem Festmahl einlädt.«

»Tja, sicherlich bist du kein interessanter Tischgenosse. Gibt es noch etwas, was du dir denkst?«

»Ja.«

»Was ist es?«

»Das sage ich dir, wenn ich erfahre, welche Aufgabe du für mich hast, Königin.«

»Geralt«, sagte Calanthe und berührte mit den Fingern das Halsband aus Smaragden, deren kleinster die Größe eines Maikäfers hatte, »was glaubst du, welche Aufgabe es für einen Hexer geben kann? Was? Einen Brunnen graben? Das Dach flicken? Einen Gobelin knüpfen, der alle Stellungen abbildet, die König Vridank und die schöne Verro in der Hochzeitsnacht ausprobiert haben? Du weißt wohl selbst am besten, worin dein Beruf besteht.«

»Ja, das weiß ich. Und jetzt kann ich sagen, was ich mir gedacht habe, Königin.« »Ich bin gespannt.«

»Ich habe mir gedacht, dass du, wie auch sonst viele, meinen Beruf mit einem ganz anderen Gewerbe verwechselst.«

»Och.« Calanthe, locker zum auf der Laute klimpernden Philodor herübergelehnt, wirkte gedankenversunken und abwesend. »Und wer, Geralt, sind jene anderen, derer es so viele gibt und mit denen du mich im Hinblick auf Unwissenheit zu vergleichen geruhst? Und mit welchem Gewerbe verwechseln diese Dummköpfe deinen Beruf?«

»Königin«, sagte Geralt ruhig, »auf dem Wege nach Cintra habe ich Bauern, Kaufleute, hausierende Zwerge, Kesselflicker und Holzfäller getroffen. Sie haben mir von einer Jaga erzählt, die irgendwo in den hiesigen Wäldern ihren Schlupfwinkel hat, ein Häuschen auf einem klauenbewehrten Hühner-Dreibein. Sie haben eine Greule erwähnt, die sich in den Bergen eingenistet hat, ein Sägmaul und Scolopendromorpha. Auch eine Mantikora findet sich wohl, wenn man gründlich sucht. So viele Aufgaben, die ein Hexer erledigen könnte, ohne dass er sich dazu mit fremden Federn und Wappen schmücken müsste.«

»Du hast meine Frage nicht beantwortet.«

»Königin, ich zweifle nicht daran, dass die Verbindung mit Skellige, die durch die Verheiratung deiner Tochter geknüpft wird, für Cintra notwendig ist. Es kann auch sein, dass die Intriganten, die das

verhindern wollen, eine Lehre verdient haben, und das auf eine Weise, dass die Herrscherin nicht darin verwickelt ist. Sicherlich wäre es am besten, wenn ihnen diese Lehre ein niemandem bekannter Herr aus Vierhorn erteilte, der gleich danach von der Bildfläche verschwindet. Und jetzt antworte ich auf deine Frage. Du verwechselst meinen Beruf mit dem Gewerbe eines gedungenen Mörders. Jene anderen, derer es so viele gibt, das sind die, die Macht haben. Ich werde nicht zum ersten Mal an einen Hof gerufen, wo die Probleme des Herrschers einen raschen Schwertstreich erfordern. Aber ich habe niemals Menschen um Geld getötet, egal, ob in einer guten oder schlechten Sache. Und ich werde es niemals tun.«

Die Stimmung am Tisch wurde in dem Maße lebhafter, wie das Bier abnahm. Der rothaarige Crach an Craite hatte dankbare Zuhörer für einen Bericht über die Schlacht bei Thwyth gefunden. Er hatte mit Hilfe eines in Soße getauchten Knochens mit Fleisch eine Karte auf den Tisch gezeichnet und trug laut redend die taktische Ausgangsstellung ein. Gokgokling wurde seinem Spitznamen gerecht und gackerte plötzlich wie eine waschechte Glucke, womit er unter den Gästen allgemeine Heiterkeit auslöste, aber Verwirrung unter der Dienerschaft, die meinte, irgendwie sei ihrer Wachsamkeit zum Hohne ein Vogel aus dem Stall in den Saal entwichen.

»Das Schicksal hat mich also mit einem allzu scharfsichtigen Hexer gestraft.« Calanthe lächelte, doch ihre zusammengekniffenen Augen blickten böse. »Einem Hexer, der ohne eine Spur von Achtung oder auch nur gewöhnlicher Höflichkeit meine Intrigen und nichtswürdigen, verbrecherischen Pläne entlarvt. Bist du nicht vielleicht von meiner Schönheit und einnehmenden Persönlichkeit derart fasziniert, dass sich dir der Verstand verwirrt hat? Tu das nie wieder, Geralt. Sprich nie wieder so von denen, die Macht haben. Manch einer wird sich deine Worte merken, und du kennst die Könige, du weißt, dass sie über verschiedene Mittel verfügen. Ein Stilett. Gift. Das Verlies. Glühende Zangen. Es gibt Hunderte, Tausende von Mitteln, zu denen Könige greifen, um ihren verletzten Stolz zu rächen. Du wirst es nicht glauben, wie leicht der Stolz

mancher Herrscher zu verletzen ist. Es kommt selten vor, dass einer von ihnen Worte wie ›nein‹, ›ich werde nicht‹ oder ›niemals‹ ruhig erträgt. Mehr noch, es reicht, so einem ins Wort zu fallen oder unangebrachte Bemerkungen einzuwerfen, und schon ist einem das Rad sicher.«

Die Königin faltete die weißen, schlanken Hände und stützte das Kinn leicht darauf, während sie eine Kunstpause machte. Geralt fiel ihr nicht ins Wort und warf auch nichts ein.

»Könige«, fuhr Calanthe fort, »unterteilen die Menschen in zwei Kategorien. Den einen befehlen sie, und die anderen kaufen sie. Sie huldigen also der alten und banalen Wahrheit, dass man jeden kaufen kann. Jeden. Es ist nur eine Frage des Preises. Stimmst du dem zu? Ach, ich brauche nicht zu fragen. Du bist ja ein Hexer, tust deine Arbeit und nimmst den Lohn, in Bezug auf dich verliert das Wort ›kaufen‹ seinen hässlichen Beiklang. Die Frage des Preises ist in deinem Fall auch offensichtlich, er hängt mit der Schwierigkeit der Aufgabe, der Qualität der Ausführung, der Meisterschaft zusammen. Auch mit deinem Ruhm, Geralt. Die Bettler auf den Jahrmärkten singen ein Lied von den Taten des weißhaarigen Hexers aus Riva, der Hauptstadt Riviens. Wenn auch nur die Hälfte davon wahr ist, dann kann ich annehmen, dass der Preis für deine Dienste nicht gering ist. Dich für so einfache und banale Dinge anzustellen, wie Palastintrigen oder Mordanschläge, wäre Geldverschwendung. Das kann man durch andere, billigere Hände erledigen.«

»BRAAAK! Ghaaa-braaak!«, brüllte Gokgokling plötzlich los und bekam einen donnernden Applaus für die Nachahmung eines weiteren Tieres. Geralt wusste nicht, welches, doch er wollte so einem nie begegnen. Er wandte den Kopf und nahm den ruhigen, giftgrünen Blick der Königin wahr. Den Kopf gesenkt, das Gesicht hinter dem auf Hände und Instrument herabfallenden Haar verborgen, zupfte Philodor leise die Laute.

»Ach, Geralt«, sagte Calanthe, während sie mit einer Handbewegung dem Diener verbot, in ihren Pokal nachzuschicken. »Ich rede, du aber schweigst. Wir sind auf einem Gastmahl, wir wollen uns alle gut unterhalten. Unterhalte mich. Ich fange an, deine

zweckdienlichen Bemerkungen und scharfsinnigen Kommentare zu vermissen. Gut machen würde sich auch das eine oder andere Kompliment, eine Huldigung oder auch eine Versicherung deines Gehorsams. In beliebiger Reihenfolge.«

»Tja«, erwiderte Geralt, »zweifelloos bin ich kein interessanter Tischgenosse. Ich kann mich nicht genug wundern, dass du ausgerechnet mir die Ehre gibst, diesen Platz einzunehmen. Du hättest ihn ja jemand weitaus Geeigneterem zuweisen können. Jedem, den du wolltest. Es hätte genügt, jemandem den Befehl zu erteilen oder jemanden zu kaufen. Es ist nur eine Frage des Preises.«

»Sprich, sprich.« Calanthe neigte den Kopf zurück, kniff die Augen etwas zusammen und legte den Anschein eines freundlichen Lächelns auf die Lippen.

»Ich bin also hochgeehrt und stolz, dass ich es bin, der neben der Königin von Cintra sitzt, deren Schönheit nur von ihrer Weisheit übertroffen wird. Für eine ebenso große Ehre halte ich es, dass die Königin von mir gehört zu haben beliebt und dass sie aufgrund dessen, was sie gehört hat, sich meiner nicht in banalen Sachen bedienen will. Vorigen Winter hat der weniger gnädige Fürst Hrobarik versucht, mich für die Suche nach einem hübschen Mädchen anzustellen, das seine ordinäre Buhlerei satthatte und von einem Ball floh, wobei es einen Schuh verlor. Es fiel mir schwer, ihn zu überzeugen, dass es dazu einen großen Jäger braucht und keinen Hexer.«

Die Königin hörte mit rätselhaftem Lächeln zu.

»Auch andere Herrscher, die dir, Frau Calanthe, an Weisheit nachstehen, sind nicht davor zurückgeschreckt, mir banale Aufgaben anzutragen. Größtenteils ging es ihnen um die banale Beseitigung eines Stiefsohns, eines Stiefvaters, einer Stiefmutter, eines Onkels, einer Tante, es ist schwer, alles aufzuzählen. Sie waren der Ansicht, es sei nur eine Frage des Preises.«

Das Lächeln der Königin konnte alles bedeuten.

»Ich wiederhole also« – Geralt senkte leicht den Kopf –, »dass ich mich vor Stolz nicht zu halten weiß, neben dir sitzen zu dürfen, Herrin. Denn der Stolz bedeutet uns Hexern viel. Du wirst nicht glauben, Königin, wie viel. Ein gewisser Herrscher hat einmal den Stolz eines Hexers verletzt, indem er ihm eine Arbeit anbot, ohne mit seiner Ehre und der Regel der Hexer zu rechnen. Mehr noch, er nahm die höfliche Absage nicht zur Kenntnis, wollte den Hexer festnehmen, ehe der sein Kastell verließ. Alle, die später dieses Ereignis kommentiert haben, stimmen darin überein, dass das nicht der beste Einfall jenes Herrschers war.«

»Geralt«, sagte Calanthe, nachdem sie eine Weile geschwiegen hatte. »Du hast dich geirrt. Du bist ein sehr interessanter Tischgenosse.«

Gokgokling wischte den Bierschaum vom Schnurrbart und von der Jacke, warf den Kopf zurück und heulte durchdringend auf, eine sehr gelungene Nachahmung einer läufigen Wölfin. Die Hunde vom Hof und in der ganzen Umgebung fielen ein.

Einer der Brüder aus Strept, wohl Lehnhuck, hatte den Finger ins Bier getaucht und zog einen dicken Strich um die von Crach an Craite gezeichneten Formationen. »Falsch und unfähig!«, rief er. »Ihr hättet es anders machen müssen! Hier, auf den Flügel hätte die Reiterei geschickt werden müssen, dass sie von der Flanke her zuschlägt!«

»Ha!«, brüllte Crach an Craite und warf seinen Knochen auf den Tisch, dass Soßentröpfchen auf die Gesichter und Hemden seiner Nachbarn sprühten. »Und das Zentrum schwächen? Die Schlüsselstellung? Unsinn!«

»Nur ein Blinder oder ein Geisteskranker nutzt in einer solchen Lage nicht die Möglichkeit eines Manövers!« »Jawohl! Richtig!«, schrie Windhalm von Attre.

»Wer hat denn dich gefragt, Hosenscheißer?«

»Selber Hosenscheißer!«

»Halt den Schnabel, sonst kriegst du eins mit diesem Knochen!«

»Setzt dich auf den Arsch und sei still, Crach«, rief Eist Tuirseach, der zuvor mit Vissegerd gesprochen hatte. »Schluss mit dem Zank. He, Herr Philodor! Es ist schade um Euer Talent! Fürwahr, man braucht mehr Konzentration und Aufmerksamkeit, um Eurem schönen, doch leisen Spiel zu lauschen. Draig Bon-Dhu, hör auf zu fressen und zu saufen! Mit dem einen wie dem anderen beeindruckst du hier keinen am Tisch. Nimm lieber deine Pfeifen und erfreue unsere Ohren mit anständiger Kampfmusik. Mit deiner Erlaubnis, edle Calanthe!«

»O Himmel«, flüsterte die Königin Geralt zu und hob für einen Moment den Blick in stummer Resignation zum Himmel. Doch sie gab mit einem Kopfnicken die Erlaubnis und lächelte ganz natürlich und wohlwollend.

»Draig Bon-Dhu«, sprach Eist. »Spiel uns das Lied von der Schlacht bei Chósebuz! Die lässt wenigstens keinen Zweifel über die taktischen Züge der Heerführer offen! Auch nicht darüber, wer sich dort mit unsterblichem Ruhm bedeckt hat! Auf das Wohl der heldenhaften Calanthe von Cintra!«

»Zum Wohle! Vivat!«, brüllten die Gäste und füllten Pokale und Tonbecher.

Draig Bon-Dhus Pfeifen gaben ein bösesartiges Brummen von sich, worauf sie in ein furchterregendes, andauerndes, moduliertes Gestöhn ausbrachen. Die Gäste nahmen das Lied auf, indem sie den Rhythmus schlugen, das heißt, mit allem auf den Tisch hämmerten, was ihnen gerade in die Hände fiel. Gokgokling starrte gierig auf den Sack aus Ziegenhaut, zweifellos von dem Gedanken verhext, die aus seinem Inneren hervorquellenden Töne in sein Repertoire aufzunehmen.

»Chósebuz«, sagte Calanthe und blickte Geralt an, »meine erste Schlacht. Obwohl ich fürchte, den Widerwillen und Abscheu des stolzen Hexers zu erregen, will ich dir gestehen, dass wir damals um Geld gekämpft haben. Denn der Feind brannte ja die Dörfer nieder, die uns Abgaben zahlten, und statt es ihm zu erlauben, zogen wir, unersättlich und gierig, zu Felde. Ein banaler Anlass, eine banale Schlacht, banale dreitausend Leichen, von den Raben zerrissen.

Und sieh nur – statt mich zu schämen, sitze ich hier stolz wie ein Pfau, dass ein Lied über mich gesungen wird. Und sei es zu so einer grauenhaften, barbarischen Musik.«

Abermals zwang sie die Parodie eines Lächelns voll Glück und Wohlwollen auf ihr Gesicht und hob den leeren Pokal, um auf die Trinksprüche zu antworten, die vom ganzen Tisch kamen. Geralt schwieg.

»Fahren wir fort.« Calanthe nahm eine Fasanenkeule, die ihr Philodor gereicht hatte, und begann sie elegant abzunagen. »Wie gesagt, du hast mein Interesse geweckt. Man hat mir gesagt, ihr Hexer seid eine merkwürdige Kaste, ich habe es nicht recht geglaubt. Jetzt glaube ich es. Wenn man gegen euch schlägt, gebt ihr einen Ton, der bezeugt, dass ihr aus Stahl geschmiedet seid und nicht aus Vogeldreck geknetet. Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass du hier bist, um eine Aufgabe zu erfüllen. Und du wirst sie ohne Wenn und Aber erfüllen.«

Geralt vermied es, herablassend und boshaft zu lächeln, obwohl er große Lust dazu hatte. Er schwieg weiter.

»Ich dachte«, murmelte die Königin und tat so, als widme sie ihre ganze Aufmerksamkeit allein der Fasanenkeule, »dass du etwas sagen würdest. Oder dass du lächelst. Nein? Umso besser. Kann ich unsere Abmachung als geschlossen betrachten?«

»Unklare Aufgaben«, sagte der Hexer trocken, »kann man nicht klar ausführen, Königin.«

»Was ist da unklar? Du hast dir doch gleich alles gedacht. In der Tat, ich habe Pläne in Bezug auf eine Verbindung mit Skellige und die Ehe meiner Tochter Pavetta. In der Annahme, dass diese Pläne gefährdet sind, hast du dich auch nicht geirrt, selbst darin nicht, dass ich dich brauche, um diese Gefahr auszuschalten. Doch damit war dein Scharfsinn am Ende. Die Unterstellung, dass ich deinen Beruf mit dem Gewerbe eines gedungenen Mörders verwechsle, hat mich sehr getroffen. Nimm zur Kenntnis, Geralt, dass ich zu den wenigen Herrschern gehöre, die genau wissen, womit sich Hexer befassen und wozu man sie anstellen muss. Wenn andererseits jemand wie du Menschen ebenso geschickt umbringt, wenn auch nicht für Geld,

dann darf er sich nicht wundern, dass viele ihm auch das als Beruf zuschreiben. Dein Ruhm eilt dir voraus, Geralt, er ist lauter als Draig Bon-Dhus verdammter Dudelsack. Und es gibt darin ebenso wenig angenehme Noten.«

Der Dudelsackpfeifer konnte zwar die Worte der Königin nicht gehört haben, beendete aber sein Konzert. Die Gäste belohnten ihn mit wild gellenden Hochrufen, worauf sie sich mit neuem Eifer der Vernichtung der Vorräte an Speise und Trank widmeten, der lautstarken Erinnerung an den Verlauf verschiedener Schlachten und unanständigen Witzen über Weiber. Gokgokling stieß laute Geräusche aus, man konnte aber nicht ausmachen, ob es die Imitation eines neuen Tieres war oder ein Versuch, dem überfüllten Magen Erleichterung zu verschaffen.

Eist Tuirseach lehnte sich weit über den Tisch. »Königin«, sagte er, »es gibt gewiss triftige Gründe, dass du dich die ganze Zeit dem Herrn Vierhorn widmest, doch ist es höchste Zeit, dass wir Prinzessin Pavetta zu Gesicht bekommen. Worauf warten wir? Doch wohl nicht darauf, dass sich Crach an Craite völlig betrinkt. Und dieser Augenblick ist nahe.«

»Du hast recht, wie üblich, Eist.« Calanthe lächelte geduldig. Geralt wunderte sich fortwährend, wie reich ihr Arsenal an verschiedenen Arten des Lächelns war. »In der Tat, ich habe mit dem wohlgeborenen Herrn Ravix ungewöhnlich wichtige Dinge zu besprechen. Keine Angst, ich werde auch dir Zeit widmen. Doch du kennst mein Prinzip: Erst die Pflicht, dann das Vergnügen. Herr Haxo!«

Sie hob die Hand, winkte dem Kastellan. Haxo erhob sich wortlos, verneigte sich, lief über die Treppe und verschwand auf der dunklen Galerie. Die Königin wandte sich wieder dem Hexer zu.

»Hast du gehört? Wir verhandeln zu lange. Wenn Pavetta inzwischen fertig ist, sich vor dem Spiegel zu putzen, dann wird sie gleich hier sein. Spitz also die Ohren, denn zweimal sage ich es nicht. Ich will erreichen, was ich mir vorgenommen habe und was du einigermaßen richtig erraten hast. Andere Lösungen kommen nicht in Frage. Was dich betrifft, so hast du die Wahl. Du kannst durch

meinen Befehl zum Handeln gezwungen werden ... Über die Folgen von Ungehorsam will ich mich nicht auslassen. Gehorsam, versteht sich, wird gebührend belohnt. Oder du kannst mir einen Dienst gegen Bezahlung erweisen. Wohlgemerkt, ich habe nicht gesagt, dass ich dich kaufen kann, denn ich habe beschlossen, deinen Stolz als Hexer nicht zu verletzen. Nicht wahr, das ist doch ein großer Unterschied?«

»Die Größe des Unterschieds ist mir wohl entgangen.«

»Dann pass besser auf, wenn ich mit dir spreche. Der Unterschied, mein Lieber, besteht darin, dass man jemanden, den man kauft, nach eigenem Ermessen bezahlt, wer jedoch einen Dienst erweist, bestimmt selbst den Preis dafür. Klar?«

»Einigermaßen. Nehmen wir also an, dass ich die Form eines bezahlten Dienstes wähle. Aber ich muss doch wohl wissen, worin dieser Dienst bestehen soll?«

»Nein, musst du nicht. Ein Befehl muss schon konkret und eindeutig sein. Etwas anderes ist es bei einem Dienst gegen Bezahlung. Ich bin an der Wirkung interessiert. An weiter nichts. Es ist deine Sache, mit welchen Mitteln du sie mir garantierst.«

Als Geralt den Kopf hob, traf er auf den schwarzen, durchdringenden Blick Mäussacks. Ohne das Auge von dem Hexer zu wenden, zerbröckelte der Druide von Skellige scheinbar gedankenverloren ein Stück Brot in der Hand, ließ die Krümel fallen. Geralt schaute nach unten. Vor ihm auf der eichenen Tischplatte bewegten sich Brotrümel, Grießkörner und rötliche Splitter der Krebschale schnell wie Ameisen. Sie formten Runen. Die Runen vereinigten sich – nur für einen Augenblick – zu einem Wort. Einer Frage.

Mäussack wartete, ohne den Blick von ihm zu wenden. Fast unmerklich nickte Geralt. Der Druide senkte die Lider, wischte mit steinernem Gesicht die Krümel vom Tisch.

»Ihr edlen Herren!«, rief der Herold. »Pavetta von Cintra!«

Die Gäste verstummten und drehten die Köpfe zur Treppe.

Hinter dem Kastellan und einem blonden Pagen in scharlachrotem Wams kam die Prinzessin langsam, mit gesenktem Kopf herab. Ihre Haare hatten dieselbe Farbe wie die ihrer Mutter, aschgrau, doch sie trug sie zu zwei dicken Zöpfen geflochten, die bis unter den Gürtel reichten. Außer einem kleinen Diadem mit einer kunstvoll geschnittenen Gemme und einem Gürtel aus winzigen goldenen Kettengliedern, der das lange blau-silberne Kleid über den Hüften raffte, trug Pavetta keinerlei Schmuck.

Von dem Pagen, dem Herold, dem Kastellan und Vissegerd geleitet, nahm die Prinzessin den freien Platz zwischen Philodor und Eist Tuirseach ein. Der ritterliche Herr von den Inseln kümmerte sich sogleich um ihren Pokal und unterhielt sie mit Plauderei. Geralt stellte nicht fest, dass sie mit mehr als einem Worte antwortete. Die Augen hielt sie ständig gesenkt, unter den langen Wimpern verborgen, die ganze Zeit, selbst während der lärmenden Trinksprüche, die von verschiedenen Stellen des Tisches auf sie einprasselten. Zweifellos machte ihre Schönheit Eindruck auf die Gäste – Crach an Craite hörte auf, laut zu reden, starrte Pavetta schweigend an und vergaß sogar den Bierhumpen. Windhalm von Attre verschlang die Prinzessin ebenfalls mit den Augen und nahm verschiedene Tönungen von Röte an, als würden ihn nur noch ein paar Körnchen in der Sanduhr vom Brautlager trennen. Mit verdächtiger Konzentration studierten auch Gokgokling und die Brüder aus Strept die fein geschnittenen Züge des Mädchens.

»Aha«, sagte Calanthe leise, aufs Sichtlichste von der Wirkung erfreut. »Und was sagst du, Geralt? Das Mädchen kommt nach der Mutter, ohne falsche Bescheidenheit. Sie ist mir ein wenig zu schade für diesen rothaarigen Klotz Crach. Meine ganze Hoffnung ist, dass aus dem Burschen noch einmal etwas von der Klasse Eist Tuirseachs wird. Es ist ja dasselbe Blut. Hörst du, Geralt? Cintra muss sich mit Skellige verbinden, denn das Wohl des Staates erfordert es. Meine Tochter muss sich mit der entsprechenden Person verloben, denn sie ist meine Tochter. Ebendas ist die Wirkung, die du mir garantieren musst.«

»Ich soll das garantieren? Genügt denn, damit es so geschieht, nicht dein Wille, Königin?«

»Die Dinge können sich so entwickeln, dass er nicht genügt.«

»Was kann stärker sein als dein Wille?«

»Die Vorsehung.«

»Aha. Und ich, ein armer Hexer, soll einer Vorsehung die Stirn bieten, die stärker als der Wille der Königin ist. Ein Hexer, der mit der Vorsehung kämpft! Welch eine Ironie.«

»Worin liegt da die Ironie?«

»Genug davon. Königin, es sieht so aus, dass der Dienst, den du verlangst, ans Unmögliche grenzt.«

»Würde er ans Mögliche grenzen«, presste Calanthe hinter lächelnden Lippen hervor, »würde ich selbst damit fertig und bräuchte nicht den berühmten Geralt von Riva. Hör auf, Sprüche zu klopfen. Es lässt sich alles regeln, das ist nur eine Frage des Preises. Verdammt, in deiner Hexer-Preisliste muss ein Preis für etwas stehen, was ans Unmögliche grenzt. Kein kleiner vermutlich. Du garantierst mir die Wirkung, von der ich sprach, und ich gebe dir, was du verlangst.«

»Was sagst du, Königin?«

»Ich gebe, was du verlangst. Ich mag es nicht, wenn ich etwas wiederholen muss. Ich frage mich, Hexer, ob du vor jedem Auftrag, mit dem du dich befasst, den Auftraggeber ebenso zu verprellen versuchst wie mich? Die Zeit verrinnt. Antworte, ja oder nein?«

»Ja.«

»Besser. Besser, Geralt. Deine Antworten kommen dem Ideal schon viel näher, sie ähneln immer mehr dem, was ich erwarte, wenn ich Fragen stelle. Und jetzt streckunauffällig den linken Arm aus und taste die Lehne meines Throns ab.«

Geralt steckte die Hand unter den blau-goldenen Bezug. Fast sofort traf er auf das Schwert, das flach an der mit Saffianleder gepolsterten Lehne befestigt war. Das ihm wohlbekannte Schwert.

»Königin«, sagte er leise, »abgesehen von dem, was ich vorhin über die Tötung von Menschen gesagt habe, ist dir doch offensichtlich klar, dass gegen die Vorsehung kein Schwert ausreicht?«

»Es ist mir klar. Es braucht noch einen Hexer, der das Heft hält. Wie du siehst, habe ich dafür gesorgt.«

»Königin . . .«

»Kein Wort mehr, Geralt. Wir wispern schon zu lange. Man schaut auf uns, und Eist wird allmählich böse. Unterhalte dich eine Weile mit dem Kastellan. Iss etwas, trink. Nur nicht zu viel. Ich will, dass deine Hand sicher ist.«

Er gehorchte. Die Königin schaltete sich in das Gespräch ein, das Eist, Vissegerd und Mäussack unter schweigsamer und schläfriger Beteiligung Pavettas führten. Philodor hatte die Laute weggelegt und holte seinen Rückstand beim Essen auf. Haxo war nicht zu Gesprächen aufgelegt. Der Heerführer mit dem schwer zu behaltenden Namen, dem offensichtlich irgendwo die Angelegenheiten und Probleme Vierhorns zu Ohren gekommen waren, fragte höflich, ob die Stuten gut fohln. Geralt antwortete, ja, viel besser als die Hengste. Er war sich nicht sicher, ob der Scherz gut aufgenommen wurde. Der Heerführer stellte weiter keine Fragen.

Die Augen Mäussacks suchten noch immer Kontakt mit denen des Hexers, doch die Krümel auf dem Tisch bewegten sich nicht mehr.

Crach an Craite freundete sich immer mehr mit zweien von den Brüdern aus Strept an. Der dritte, jüngste, war schon nicht mehr bei dem Versuch zu gebrauchen, mit dem Tempo Schritt zu halten, das Draig Bon-Dhu beim Trinken vorlegte. Der Skalde schien aus dieser Probe hervorzugehen, ohne im Geringsten zu schwanken.

Die am unteren Ende des Tisches versammelten jüngeren und weniger wichtigen Grafen waren in Stimmung gekommen und stimmten in falschen Tönen das Liedchen vom gehörnten Böckchen und der rachsüchtigen, humorlosen Großmutter an.

Ein kraushaariger Diener und der Hauptmann der Wache in den blau-goldenen Farben Cintras kamen zu Vissegerd gelaufen. Mit

gerunzelter Stirn hörte der Hofmarschall die Meldung, stand auf, stellte sich hinter den Thron und murmelte tief herabgebeugt der Königin etwas zu. Calanthe warf Geralt einen raschen Blick zu, antwortete kurz, mit einem einzigen Wort. Vissegerd beugte sich noch tiefer, begann zu flüstern, die Königin blickte ihn scharf an, schlug wortlos mit der Hand gegen die Lehne des Throns. Der Hofmarschall verbeugte sich und gab einen Befehl an den Hauptmann der Wache weiter. Geralt hörte nicht, was es für ein Befehl war. Er bemerkte jedoch, wie sich Mäussack unruhig bewegte und Pavetta ansah – die Prinzessin saß reglos da, den Kopf gesenkt.

Im Vorsaal erklangen schwere, metallisch klirrende Schritte, die das Stimmengewirr am Tisch übertönten. Alle hoben und wandten die Köpfe.

Die näher kommende Gestalt war in eine Rüstung gekleidet, die aus Eisenplatten und mit Wachs behandeltem Leder bestand. Der gewölbte, kantige, schwarz und blau emaillierte Brustpanzer ging in einen Schurz aus einzelnen Streifen und kurze Beinschienen über. Die Panzerung der Schultern starrte vor scharfen stählernen Dornen, auch der Helm mit dem dicht gegitterten Visier, in Form einer Hundeschnauze vorgezogen, war mit Stacheln wie eine Kastanienschale besetzt.

Klirrend und knirschend näherte sich der sonderbare Gast dem Tisch, blieb reglos dem Thron gegenüber stehen.

»Hohe Frau Königin, ihr edlen Herren«, sprach der Ankömmling hinter dem Helmvisier hervor, während er sich steif verbeugte. »Verzeiht, dass ich das Festmahl störe. Ich bin Igel von Erlenwald.«

»Sei gegrüßt, Igel von Erlenwald«, sagte Calanthe langsam. »Und nimm bei Tisch Platz. In Cintra freuen wir uns über jeden Gast.«

»Danke, Königin.« Igel von Erlenwald verneigte sich abermals, legte die Hand in dem eisernen Handschuh an die Brust. »Ich komme jedoch nicht als Gast nach Cintra, sondern in einer wichtigen Angelegenheit, die keinen Aufschub duldet. Wenn es Königin Calanthe erlaubt, werde ich meine Sache sogleich vortragen, ohne eure Zeit zu verschwenden.«

»Igel von Erlenwald«, erwiderte Calanthe scharf. »Die lobenswerte Sorge um unsere Zeit rechtfertigt nicht den Mangel an Ehrerbietung. Daran aber mangelt es, wenn du durch ein Eisengitter zu mir sprichst. Nimm also den Helm ab. Den Zeitverlust, der dadurch entsteht, werden wir gewiss ertragen.«

»Mein Gesicht, Königin, muss vorerst verborgen bleiben. Mit deiner Erlaubnis.«

Unter den Anwesenden ertönte zorniges Gemurmel, Murren, hier und da von halblauten Flüchen durchsetzt. Mit gesenktem Kopf bewegte Mäussack lautlos die Lippen. Der Hexer spürte, wie der Zauberspruch für einen Augenblick die Luft elektrisierte, sein Medaillon in Bewegung brachte. Calanthe schaute Igel aus zusammengekniffenen Augen an und trommelte mit den Fingern auf die Armlehne des Throns.

»Ich erlaube es«, sagte sie schließlich. »Ich will annehmen, dass der Grund dafür gewichtig genug ist. Sprich also, was dich herführt, Igel ohne Gesicht.«

»Ich danke für die Erlaubnis«, sagte der Ankömmling. »Um jedoch dem Urteil, es mangle mir an Ehrerbietung, zu begegnen, erkläre ich, dass es sich um ein ritterliches Gelübde handelt. Es ist mir nicht erlaubt, das Gesicht vor Mitternacht zu entblößen.«

Mit einer achtlosen Handbewegung gab die Königin zu verstehen, dass sie die Erklärung akzeptierte. Mit der stachelbewehrten Rüstung klirrend, trat Igel vor.

»Vor fünfzehn Jahren«, verkündete er laut, »hatte sich dein Gemahl, Frau Calanthe, der König Roegner, auf der Jagd in Erlenwald verirrt. Auf der vergeblichen Suche nach dem Weg fiel er vom Pferd in eine Schlucht und brach sich ein Bein. Er lag am Grunde und rief um Hilfe, doch ihm antworteten nur das Zischen der Schlangen und das Geheul der näher kommenden Werwölfe. Er wäre unweigerlich umgekommen, hätte er nicht Hilfe erhalten.«

»Ich weiß, dass es so war«, bestätigte die Königin. »Und wenn du es auch weißt, kann ich mir denken, dass du es warst, der ihm half.«

»Ja. Nur dank meiner Hilfe ist er heil und gesund ins Schloss zurückgekehrt. Zu dir, Herrin.«

»Ich schulde dir also Dank, Igel von Erlenwald. Dieser Dank wird nicht dadurch geschmälert, dass Roegner, der Gebieter meines Herzens und Lagers, schon nicht mehr in dieser Welt weilt. Ich würde gern fragen, wie ich dir meine Dankbarkeit erweisen kann, ich fürchte jedoch, dass einen edlen Ritter, der ritterliche Gelübde ablegt und in allen Dingen dem ritterlichen Gesetz folgt, solch eine Frage kränken kann. Denn sie würde ja unterstellen, dass die Hilfe, die du dem König geleistet hast, nicht uneigennützig war.«

»Du weißt sehr wohl, Königin, dass sie es nicht war. Du weißt auch, dass ich gekommen bin, um die Belohnung in Empfang zu nehmen, die mir der König für die Lebensrettung versprochen hat.«

»Ach so?« Calanthe lächelte, doch in ihren Augen zuckten grüne Funken. »Du hast also den König am Grunde der Schlucht gefunden, wehrlos, verwundet, Schlangen und Ungeheuern zum Fraß ausgeliefert. Und erst, nachdem er dir eine Belohnung versprach, bist du ihm zu Hilfe geeilt? Und hätte er dir keine Belohnung versprechen können oder wollen, hättest du ihn dort gelassen, und ich wüsste bis heute nicht, wo seine Gebeine liegen? Ach, wie edel. Zweifellos wurde dein Verhalten seinerzeit von einem ganz besonderen ritterlichen Gelübde geleitet.«

Das Gemurmel unter den Anwesenden wurde stärker.

»Und heute kommst du, um deine Belohnung zu empfangen, Igel?«, fuhr die Königin fort und lächelte immer unheilvoller. »Nach fünfzehn Jahren? Du rechnest sicherlich mit den Zinsen der Summe, die sich seither angesammelt haben? Hier ist keine Zwergenbank, Igel. Du sagst, Roegner hätte dir eine Belohnung versprochen? Tja, es wird schwer angehen, ihn zu holen, damit er es bezeugt. Es wird wohl einfacher sein, dich zu ihm ins Jenseits zu schicken. Dort könnt ihr euch einigen, wer wem was schuldet. Ich habe meinen Gatten zu sehr geliebt, Igel, als dass ich den Gedanken verdrängen könnte, ich hätte ihn womöglich schon damals verloren, vor fünfzehn Jahren, wenn er sich nicht auf den Handel mit dir eingelassen hätte. Der Gedanke daran erweckt in mir keine allzu freundlichen Gefühle für

deine Person. Weißt du, maskierter Fremder, dass du gegenwärtig hier in Cintra, in meinem Schloss und in meiner Gewalt, ebenso hilflos und dem Tode nahe bist wie damals Roegner am Grunde der Schlucht? Was wirst du mir anbieten, welchen Preis, welche Belohnung, wenn ich dir verspreche, dass du mit dem Leben davonkommst?»

Das Medaillon an Geralts Hals zuckte, vibrierte. Der Hexer warf einen raschen Blick auf Mäussack, den dieser durchdringend, sichtlich beunruhigt erwiderte. Er wandte leicht den Kopf, hob fragend eine Braue. Der Druide verneinte ebenso, wies mit einer kaum merklichen Bewegung des krausen Bartes auf Igel. Geralt war sich nicht sicher.

»Deine Worte, Königin«, rief der Ritter, »zielen darauf ab, mich einzuschüchtern. Und den Zorn der hier versammelten edlen Herren zu wecken. Die Abscheu deiner schönen Tochter Pavetta. Und vor allem sind deine Worte nicht wahr. Und du weißt das sehr wohl!«

»Mit anderen Worten, ich lüge wie gedruckt.« Auf Calanthes Lippen erschien eine sehr hässliche Grimasse.

»Du weißt sehr wohl, Königin«, fuhr der Fremde ungerührt fort, »was damals in Erlenwald geschehen ist. Du weißt, dass Roegner nach seiner Rettung selbst, aus eigenem Willen, geschworen hat, mir zu geben, was immer ich verlange. Ich rufe alle zu Zeugen für das auf, was ich jetzt sagen werde! Als der König, von dem Missgeschick errettet, von mir in die Nähe seines Gefolges geleitet worden war und zum zweiten Mal fragte, was ich verlangte, antwortete ich ihm. Ich bat, er möge mir das versprechen, was er daheim zurückgelassen hatte, ohne davon zu wissen und ohne es zu erwarten. Und der König schwor, so solle es geschehen. Und bei der Rückkehr ins Schloss fand er dich, Calanthe, im Kindbett vor. Ja, Königin, ich habe diese fünfzehn Jahre gewartet, und die Zinsen meiner Belohnung sind gewachsen. Nun, da ich die schöne Pavetta anschau, sehe ich, dass sich das Warten gelohnt hat! Ihr Herren und Ritter! Ein Teil von euch ist nach Cintra gekommen, um die Hand der Prinzessin zu beanspruchen. Ich tue euch kund, dass ihr

vergebens gekommen seid. Vom Tage ihrer Geburt an gehört kraft des königlichen Wortes die schöne Pavetta mir!«

Unter den Gästen brach ein Sturm los. Jemand schrie, jemand fluchte, jemand anders schlug mit der Faust auf den Tisch und warf Geschirr um. Lehnhuck von Strept riss ein Messer aus dem Hammelbraten und fuchtelte damit herum. Crach an Craite stand gebeugt da und versuchte offensichtlich, ein Brett aus der Tischplatte zu brechen.

»Das ist unerhört!«, platzte Vissegerd heraus. »Was für Beweise hast du? Beweise!«

»Das Gesicht der Königin«, rief Igel und streckte die gepanzerte Hand aus, »ist der beste Beweis!«

Pavetta saß reglos da, ohne den Kopf zu heben. In der Luft ballte sich etwas sehr Seltsames zusammen. Das Medaillon des Hexers zerrte unter dem Wams an der Kette. Er sah, wie die Königin einen hinterm Thron stehenden Pagen herbeiwinkte und ihm flüsternd einen kurzen Befehl gab. Welchen, konnte Geralt nicht hören. Ihm gab jedoch die Verwunderung zu denken, die sich auf dem Gesicht des Burschen abzeichnete, dazu die Tatsache, dass der Befehl wiederholt werden musste. Der Page lief zum Ausgang.

Der Aufruhr am Tisch ließ nicht nach. Eist Tuirseach wandte sich an die Königin.

»Calanthe«, sagte er ruhig. »Spricht er die Wahrheit?«

»Und selbst wenn«, zischte die Königin, biss sich auf die Lippe und zupfte an dem grünen Schal, der ihr über der Schulter lag, »was dann?«

»Wenn er die Wahrheit spricht«, sagte Eist mit gerunzelter Stirn, »dann muss das Versprechen gehalten werden.«

»Wirklich?«

»Soll ich das so auffassen«, fragte der Mann von den Inseln finster, »dass dir alle Versprechen derart wenig gelten? Darunter auch die, die sich mir so gut eingeprägt haben?«

Geralt, der niemals erwartet hätte, Calanthe tief errötet, mit feuchten Augen und zitternden Lippen zu sehen, war überrascht.

»Eist«, flüsterte die Königin. »Das ist etwas anderes . . .«

»Wirklich?«

»Ach, du Hundesohn!«, ließ sich unverhofft Crach an Craite vernehmen, während er aufsprang. »Der letzte Dummkopf, der behauptete, ich hätte etwas vergebens getan, ist als Futter für die Krabben am Grunde der Allenker-Bucht gelandet! Ich bin nicht von Skellige hergekommen, um mit leeren Händen zurückzukehren! Da hat sich vielleicht ein Rivale gefunden, so ein Hurensohn! Heda, jemand soll mir mein Schwert bringen, und gebt sofort auch diesem Idioten eins! Dann wird sich zeigen, wer . . .«

»Ob du vielleicht den Mund hältst, Crach?«, sagte Eist giftig, beide Fäuste auf den Tisch gestemmt. »Draigh Bon-Dhu! Ich übertrage dir die Verantwortung für das weitere Betragen des königlichen Neffen!«

»Willst du auch mich zum Schweigen bringen, Tuirseach?«, schrie Rainfarn von Attre und erhob sich. »Wer wird es wagen, mir zu verwehren, dass ich mit Blut die Schmach abwasche, die hier meinem Fürsten widerfährt? Und seinem Sohne Windhalm, dem Einzigen, dem Hand und Lagerstatt Pavettas zustehen! Bringt die Schwerter! Sofort, auf der Stelle, werde ich diesem Igel oder wie er sich nennt zeigen, wie wir in Attre derlei Beleidigungen rächen! Ob sich wohl jemand oder etwas findet, was mich daran zu hindern vermöchte?«

»Gewiss. Die Rücksicht auf die guten Sitten«, sagte Eist Tuirseach ruhig. »Es schickt sich nicht, hier einen Kampf anzufangen oder jemanden herauszufordern, ohne zuvor das Einverständnis der Hausherrin zu erlangen. Ist das denn der Thronsaal von Cintra oder ein Wirtshaus, wo man einander in die Schnauze hauen und mit den Messern traktieren kann, wann immer man Lust hat?«

Wieder fingen alle an, einander zu überschreien, zu fluchen und mit den Armen zu fuchteln. Das Durcheinander endete wie abgeschnitten, als im Saal plötzlich das kurze, wütende Brüllen eines rasenden Auerochsen ertönte.

»So«, sagte Gokgokling, räusperte sich und stand auf. »Eist hat sich geirrt. Das sieht nicht einmal mehr nach einem Wirtshaus aus.

Das ist eher eine Menagerie, deshalb war auch der Stier angebracht. Hohe Calanthe, erlaube, dass ich meine Ansicht zu dem Problem äußere, das wir hier haben.«

»Wie ich sehe«, sagte Calanthe gedehnt, »haben viele Leute ihre Ansichten zu diesem Problem und äußern sie, sogar ohne meine Erlaubnis. Sonderbar, warum interessiert euch nicht die meine? Meine eigene Ansicht ist, dass mir eher dieses verdammte Schloss auf den Kopf fallen wird, als dass ich Pavetta diesem komischen Kerl gebe. Ich denke nicht im mindesten daran . . .«

»Roegners Schwur . . .«, setzte Igel an, doch die Königin unterbrach ihn sofort, indem sie einen leeren Pokal auf den Tisch donnerte.

»Roegners Schwur kümmert mich so viel wie der Schnee vom vorigen Jahr! Und was dich betrifft, Igel, so überlege ich mir noch, ob ich Crach oder Rainfarn erlauben werde, mit dir die Klingen zu kreuzen, oder ob ich dich einfach aufhängen lasse. Wenn du mir ins Wort fällst, beeinflusst du meine Entscheidung nachhaltig!«

Geralt, noch immer vom Zittern des Medaillons beunruhigt, sah sich im Saal um und traf plötzlich auf den Blick aus Pavettas Augen, smaragdgrün wie die ihrer Mutter. Die Prinzessin verbarg sie nicht mehr unter den langen Wimpern – sie ließ den Blick zwischen Mäussack und dem Hexer schweifen, ohne die anderen zu beachten. Mäussack wand sich, niedergebeugt, und murmelte etwas.

Gokgokling, der noch immer stand, krächzte bedeutungsvoll.

»Rede.« Die Königin nickte ihm zu. »Aber zur Sache und halbwegs kurz.«

»Zu Befehl, Königin. Hohe Calanthe und ihr Ritter! Fürwahr, eine sonderbare Forderung hat Igel von Erlenwald an König Roegner gerichtet, eine sonderbare Belohnung hat er verlangt, als der König erklärte, ihm jeden Wunsch erfüllen zu wollen. Doch wir wollen nicht so tun, als hätten wir nicht schon von solchen Forderungen gehört, vom uralten Recht der Überraschung. Von dem Preis, den derjenige fordern kann, der jemandem in scheinbar hoffnungsloser Lage das

Leben rettet, der einen scheinbar aussichtslosen Wunsch erfüllt. ›Du sollst mir geben, was dir daheim zuerst entgegenkommt.‹ Ihr wisst, das kann ein Hund sein, ein Hellebardenträger am Tor, sogar die Schwiegermutter, die darauf brennt, den heimkehrenden Schwiegersohn anzuschmauzen. Oder: ›Du sollst mir geben, was du daheim vorfindest und nicht erwartet hast.‹ Nach langer Reise, ihr edlen Herren, und unerwarteter Rückkehr ist das für gewöhnlich ein Buhle im Bett der Frau. Doch mitunter ist es auch ein Kind. Ein Kind, von der Vorsehung auserwählt.«

»Fass dich kürzer, Gokgokling.« Calanthe runzelte die Brauen.

»Zu Befehl. Ihr Herren! Habt ihr nicht von Kindern gehört, die von der Vorsehung auserwählt sind? Ist nicht der legendäre Held Zatret Voruta als Kind zu den Zwergen gegeben worden, weil er der Erste war, den der Vater bei der Rückkehr aus der Festung traf? Und der Verrückte Deï, der von einem Reisenden verlangte, er solle ihm geben, was er zu Hause zurückgelassen hatte, ohne davon zu wissen? Dieses Überraschungskind war der berühmte Supree, der später den Verrückten Deï von dem Fluch befreite, der auf ihm lastete. Denkt auch an Zivelena, die mit Hilfe des Gnoms Rumpelstilt Königin von Metinna wurde und ihm dafür ihr erstes Kind versprach. Zivelena hielt ihr Versprechen nicht, als Rumpelstilt seine Belohnung holen kam, und zwang ihn mit Zauberei zur Flucht. Kurze Zeit darauf starb sie mit ihrem Kind an einer Seuche. Man spielt nicht ungestraft mit der Vorsehung!«

»Mach mir keine Angst, Gokgokling.« Calanthe verzog das Gesicht. »Es wird Mitternacht, die Zeit der Ängste. Weißt du noch mehr Legenden aus deiner zweifellos schweren Kindheit? Wenn nicht, dann setz dich.«

»Ich bitte um die Gnade« – der Baron zwirbelte den langen Schnurrbart –, »noch stehen bleiben zu dürfen. Ich möchte alle an noch eine Legende erinnern. Es ist eine alte, vergessene Legende, wir haben sie wohl alle in unserer schweren Kindheit gehört. In dieser Legende haben Könige ihre Versprechen gehalten. Uns arme Vasallen aber verbindet mit den Königen nur das königliche Wort: Auf ihm beruhen Verträge, Bündnisse, unsere Privilegien, unsere

Lehen. Und? Sollen wir an alledem zweifeln? An der Unverbrüchlichkeit des königlichen Wortes zweifeln? Abwarten, bis es so viel bedeutet wie der Schnee vom vorigen Jahr? Fürwahr, wenn es so sein soll, dann erwartet uns nach schwerer Kindheit ein schwereres Alter!«

»Auf wessen Seite stehst du, Gokgokling?«, donnerte Rainfarn von Attre.

»Still! Er soll sprechen!«

»Dieser bescheuerte Gackerer beleidigt die Majestät!«

»Baron von Tigg hat recht!«

»Still«, sagte Calanthe und stand plötzlich auf. »Lasst ihn ausreden.«

»Dankeschön.« Gokgokling verneigte sich. »Doch ich bin schon fertig.«

Es trat Stille ein, die nach dem Aufruhr, den die Worte des Barons bisher ausgelöst hatten, seltsam wirkte. Calanthe stand noch immer. Geralt glaubte nicht, dass außer ihm jemand das leichte Zittern der Hand bemerkte, mit der sie sich über die Stirn strich.

»Meine Herren«, sagte sie endlich, »euch gebührt eine Erklärung. Ja, dieser ... Igel ... spricht die Wahrheit. Roegner hat ihm wirklich das gelobt, was er nicht erwartete. Anscheinend war unser unvergesslicher König in Frauendingen ein rechter Tropf und konnte nicht bis neun zählen. Und mir hat er die Wahrheit erst auf dem Totenbett gestanden. Denn er wusste, was ich mit ihm gemacht hätte, wenn er diesen Schwur früher eingestanden hätte. Er wusste, wozu eine Mutter imstande ist, über deren Kind so leichtfertig verfügt wird.«

Die Ritter und Edelleute schwiegen. Igel stand reglos wie eine eiserne, stachlige Statue.

»Gokgokling aber«, fuhr Calanthe fort, »nun ja, Gokgokling hat mich daran erinnert, dass ich keine Mutter bin, sondern eine Königin. Also gut. Als Königin werde ich morgen den Rat einberufen. Cintra ist keine Tyrannei. Der Rat wird entscheiden, ob der Schwur des toten Königs über das Schicksal der Thronfolgerin geht. Er wird

beschließen, ob sie und der Thron einem Dahergelaufenen gehören sollen oder ob nach den Interessen des Königreichs verfahren werden soll.«

Calanthe verstummte für einen Moment und warf Geralt einen schrägen Blick zu.

»Was aber die edlen Ritter angeht, die in der Hoffnung auf die Hand der Prinzessin nach Cintra gekommen sind ... Ich kann nur mein Bedauern über die schwerwiegende Missachtung und Entehrung ausdrücken, die sie hier erfahren haben. Über das Gespött, dem sie ausgesetzt wurden. Es ist nicht meine Schuld.«

In dem Stimmengewirr, das unter den Gästen aufkam, vernahm der Hexer das Flüstern Eist Tuirseachs: »Bei allen Göttern der See. Das schickt sich nicht. Das ist offensichtlich Anstachelung zum Blutvergießen. Calanthe, du hetzt sie einfach . . .«

»Sei still, Eist«, zischte die Königin wütend. »Sonst gerate ich in Zorn.«

Mäussacks schwarze Augen blitzten, als der Druide mit ihnen auf Rainfarn von Attre wies, der im Begriff war, sich zu erheben, das Gesicht finster und verzerrt. Geralt reagierte sofort, kam ihm zuvor, stand als Erster auf und ließ dabei laut den Stuhl poltern. »Vielleicht wird es nicht nötig sein, den Rat einzuberufen«, sagte er laut und klingend.

Alle verstummten und schauten ihn verwundert an. Geralt spürte den smaragdgrünen Blick Pavettas auf sich ruhen, den Blick Igels unter dem Gitter des Visiers hervor, er spürte auch die wie eine Flutwelle anschwellende *Kraft*, die in der Luft hing. Er sah, wie unter dem Einfluss dieser *Kraft* der Rauch der Fackeln und Leuchter phantastische Gestalten anzunehmen begann. Er wusste, dass auch Mäussack es sah. Er wusste aber auch, dass kein anderer es sah.

»Ich habe gesagt«, wiederholte er ruhig, »dass es vielleicht nicht nötig sein wird, den Rat einzuberufen. Du verstehst, was ich meine, Igel von Erlenwald?«

Klirrend trat der stachelbewehrte Ritter zwei Schritte vor. »Ich verstehe es«, sagte er dumpf hinter dem Helmvisier hervor. »Ich bin

ja nicht dumm. Ich habe gehört, was die gnädige und edle Frau Calanthe eben gesagt hat. Sie hat eine hervorragende Methode gefunden, mich loszuwerden. Ich nehme deine Herausforderung an, unbekannter Ritter!«

»Ich kann mich nicht entsinnen«, sprach Geralt, »dich herausgefordert zu haben. Ich habe nicht vor, mich mit dir zu duellieren, Igel von Erlenwald.«

»Geralt!«, rief Calanthe und vergaß, den Hexer mit »wohlgeborener Ravix« anzureden. »Überspann den Bogen nicht! Stell meine Geduld nicht auf die Probe!«

»Und meine auch nicht«, setzte Rainfarn grimmig hinzu. Crach an Craite hingegen murrte nur. Eist Tuirseach zeigte ihm mit vielsagender Geste die geballte Faust. Crach murrte noch lauter.

»Alle haben gehört«, sagte Geralt, »wie Baron von Tigg von den ruhmreichen Helden erzählt hat, die kraft ebensolcher Schwüre, wie ihn Igel dem König Roegner abverlangt hat, ihren Eltern weggenommen wurden. Warum aber, wozu verlangt jemand derlei Schwüre? Du kennst die Antwort, Igel von Erlenwald. Solch ein Schwur vermag ein mächtiges, unzerreißbares Band der Vorsehung zwischen demjenigen zu knüpfen, der den Schwur entgegennimmt, und dem Gegenstand des Schwurs, dem unerwarteten Kind. So ein Kind, vom blinden Schicksal auserwählt, kann zu ungewöhnlichen Dingen vorherbestimmt sein. Es kann imstande sein, eine unerhört wichtige Rolle im Leben dessen zu spielen, mit dem das Schicksal es verbindet. Ebendarum, Igel, hast du von Roegner den Preis verlangt, den du heute einforderst. Du willst nicht den Thron Cintras. Du willst die Prinzessin mitnehmen.«

»Es ist genau, wie du sagst, unbekannter Ritter.« Igel lachte laut auf. »Ebendies fordere ich! Gebt mir diejenige, die mir vorherbestimmt ist!«

»Das«, sagte Geralt, »muss sich noch zeigen.«

»Du wagst es, daran zu zweifeln? Nachdem die Königin die Wahrheit meiner Worte bestätigt hat? Nach dem, was du eben erst selbst gesagt hast?«

»Ja, denn du hast uns nicht alles gesagt. Roegner kannte die Macht, die dem Recht der Überraschung innewohnt, und das Gewicht des Schwurs, den er leistete. Und er legte ihn ab, weil er wusste, dass die Macht, die solche Schwüre beschützt, Recht und Sitte wahrt. Die Macht, die darüber wacht, dass sie nur dann erfüllt werden, wenn die Kraft der Vorsehung sie bestätigt. Ich behaupte, Igel, dass du vorerst keinerlei Anspruch auf die Prinzessin hast. Du erwirbst ihn erst, wenn . . .«

»Wenn was?«

»Wenn die Prinzessin selbst bereit ist, mit dir zu gehen. So legt es das Recht der Überraschung fest. Das Einverständnis der Kinder, nicht der Eltern bestätigt den Schwur, beweist, dass das Kind wirklich im Schatten der Vorsehung geboren wurde. Darum bist du nach fünfzehn Jahren zurückgekehrt, Igel. Denn an diese Bedingung hat König Roegner den Schwur geknüpft.«

»Wer bist du?«

»Ich bin Geralt von Riva.«

»Wer bist du, Geralt von Riva, dass du in Fragen von Recht und Sitte urteilen willst?«

»Er kennt dieses Recht besser als sonst einer«, sagte Mäussack heiser, »denn auf ihn wurde es einst angewendet. Er ist einst aus dem Elternhaus fortgenommen worden, denn er war es, den sein Vater bei der Rückkehr nicht zu Hause erwartet hatte. Er war zu etwas anderem vorherbestimmt. Und durch die Kraft der Vorsehung ist er der geworden, der er ist.«

»Und wer ist er?«

»Ein Hexer.«

In der eintretenden Stille ertönte vom Wachturm her die Glocke und verkündete mit trockenem Klang Mitternacht. Alle zuckten zusammen und wandten die Köpfe. Mäussack, der Geralt anschaute, machte eine seltsame, überraschte Miene. Doch am auffälligsten zuckte Igel zusammen, er regte sich unruhig. Die Hände in den eisernen Handschuhen sanken ihm kraftlos herab, der stachlige Helm schwankte unsicher.

Die seltsame, unbekannte Kraft, die den Saal wie grauer Nebel erfüllte, verdichtete sich schlagartig.

»Das ist wahr«, sagte Calanthe. »Der hier anwesende Geralt von Riva ist ein Hexer. Sein Beruf verdient Achtung und Anerkennung. Er hat sich der Aufgabe gewidmet, uns vor den Ungeheuern und Alpen zu schützen, die die Nacht gebiert, die böse, den Menschen schädliche Kräfte aussenden. Er tötet alle Schreckgestalten und Monster, die uns in Wäldern und Schluchten auflauern. Auch jene, die die Stirn haben, in unsere Wohnstätten zu kommen.«

Igel schwieg.

»Und so«, fuhr die Königin fort, die beringte Hand erhoben, »mag jetzt dem Recht Genüge getan werden, mag sich der Schwur erfüllen, dessen Erfüllung du forderst, Igel von Erlenwald. Es hat Mitternacht geschlagen. Dein Gelübde bindet dich nicht mehr. Öffne das Visier. Ehe meine Tochter ihren Willen kundtut, ehe sie über ihre Bestimmung entscheidet, soll sie dein Gesicht sehen. Wir alle wollen dein Gesicht sehen.«

Igel von Erlenwald hob langsam die gepanzerte Hand, ließ die Bänder schnappen, fasste den Helm an dem eisernen Horn und nahm ihn ab, ließ ihn krachend zu Boden fallen. Jemand schrie auf, jemand fluchte, jemand zog pfeifend die Luft ein. Auf dem Gesicht der Königin erschien ein böses, sehr böses Lächeln. Das Lächeln grausamen Triumphs.

Über dem breiten, gebogenen Blech des Brustpanzers schauten zwei hervorstehende schwarze Knöpfe von Augen sie an, zu beiden Seiten des von rötlichem Fell bedeckten länglichen, stumpf endenden Rüssels, der mit zitternden Schnurrhaaren besetzt und voller scharfer, weißer Hauer war. Kopf und Hals der mitten im Saal stehenden Gestalt waren mit kurzen, grauen, beweglichen Stacheln übersät.

»So sehe ich aus«, sagte das Wesen, »was du genau wusstest, Calanthe. Als Roegner von dem Abenteuer erzählte, das ihm in Erlenwald widerfahren war, muss er beschrieben haben, wem er das Leben verdankte. Dem er trotz seines Aussehens jenen Schwur geschworen hat. Gut hast du dich auf meine Ankunft vorbereitet,

Königin. Deine hochmütige und abscheuliche Weigerung, Wort zu halten, haben deine eigenen Vasallen zurückgewiesen. Als der Versuch, andere Attentäter auf mich zu hetzen, misslang, hattest du noch einen Hexer als Mörder in petto, der zu deiner Rechten sitzt, stets zur Hand. Und zum Schluss ein gemeiner, niedriger Betrug. Du wolltest mich demütigen, Calanthe. Wisse, dass du dich selbst gedemütigt hast.«

»Genug.« Calanthe stand auf, stemmte die geballte Faust in die Hüfte. »Machen wir Schluss damit. Pavetta! Du siehst, wer oder besser was vor dir steht und Anspruch auf dich erhebt. Getreu dem Recht der Überraschung und uraltem Brauch zufolge liegt die Entscheidung bei dir. Antworte. Es genügt ein Wort von dir. Sage ›Ja‹, und du wirst Eigentum, Beute dieses Ungeheuers. Sage ›Nein‹, und du wirst ihn nie mehr zu Gesicht bekommen.«

Die im Saale zusammengeballte *Kraft* presste wie ein eiserner Reif Geralts Schläfen zusammen, rauschte in den Ohren, ließ die Nackenhaare sich sträuben. Der Hexer betrachtete die weißen Fingerknöchel Mäussacks, die um die Tischkante gekrampft waren. Das schmale Rinnsal von Schweiß, das der Königin übers Gesicht lief. Die Brotrümel auf dem Tisch, die sich wie Würmer bewegten und Runen formten, die zerfielen und sich wieder zu einem deutlichen Wort sammelten: VORSICHT!

»Pavetta!«, wiederholte Calanthe. »Antworte. Willst du mit diesem Geschöpf gehen?«

Pavetta hob den Kopf. »Ja.«

Die den Saal erfüllende *Kraft* begleitete die Antwort mit einem dumpfen Dröhnen in den Bögen des Gewölbes. Niemand, ganz und gar niemand machte den geringsten Laut.

Calanthe ließ sich langsam, sehr langsam auf den Thron sinken. Ihr Gesicht war völlig ausdruckslos.

»Ihr habt es alle gehört«, ertönte in der Stille die ruhige Stimme Igels. »Auch du, Calanthe. Und du, Hexer, listiger gedungener Mörder. Meine Rechte sind bewiesen worden. Wahrheit und

Vorsehung haben über Lüge und Winkelzüge gesiegt. Was bleibt euch, edle Königin, verkleideter Hexer? Der blanke Stahl?«

Niemand gab Antwort.

»Am liebsten«, fuhr Igel mit zuckenden Schnurrhaaren und hin und her schlagendem Rüssel fort, »würde ich diesen Ort zusammen mit Pavetta sofort verlassen, doch ich werde mir ein gewisses Vergnügen nicht versagen. Du, Calanthe, wirst deine Tochter hierher führen, wo ich stehe, und ihre weiße Hand in meine Hand legen.«

Calanthe wandte den Kopf langsam dem Hexer zu. In ihren Augen lag ein Befehl. Geralt rührte sich nicht, er spürte, wie sich die sich in der Luft sammelnde *Kraft* auf ihn konzentrierte. Nur auf ihn. Er wusste schon Bescheid. Die Augen der Königin verengten sich, ihre Lippen zitterten ...

»Was?! Was soll das?«, schrie plötzlich Crach an Craite und sprang auf. »Ihre weiße Hand? In seine Hand? Die Prinzessin mit diesem stacheligen Stinktief? Mit diesem ... Schweinerüssel ?«

»Und ich wollte mit ihm wie mit einem Ritter kämpfen!«, pflichtete ihm Rainfarn bei. »Mit dieser Schreckgestalt, diesem Vieh! Werft ihn den Hunden vor! Den Hunden!«

»Wache!«, donnerte Calanthe.

Dann ging alles ganz schnell. Crach an Craite packte ein Messer vom Tisch, warf krachend den Stuhl um. Getreu dem Befehl Eist Tuirseachs hieb ihm Draig Bon-Dhu ohne zu überlegen mit ganzer Kraft die Pfeifen des Dudelsacks ins Genick. Crach schlug auf den Tisch, zwischen einen Stör in grauer Soße und die krummen Rippen, die von einem gebratenen Wildschwein übrig geblieben waren.

Rainfarn stürzte auf Igel zu und ließ ein aus dem Ärmel gezogenes Stilett aufblitzen. Gokgokling sprang hoch und stieß ihm mit einem Fußtritt den Schemel genau vor die Füße. Rainfarn setzte geschickt über das Hindernis, doch die geringe Verzögerung hatte genügt – Igel verwirrte ihn mit einer kurzen Finte und ließ ihn mit einem mächtigen Schlag der gepanzerten Faust in die Knie sinken. Gokgokling sprang hinzu, um Rainfarn das Stilett aus der Hand zu

reißen, doch ihn hielt Prinz Windhalm zurück, der sich ihm wie ein Bluthund ans Bein hängte.

Vom Eingang her kam die Wache gelaufen, mit Hellebarden und Gläfen bewaffnet. Calanthe, drohend aufgerichtet, wies mit heftiger, gebieterischer Geste auf Igel. Pavetta begann zu schreien, Eist Tuirseach zu fluchen. Alle sprangen auf, ohne recht zu wissen, was sie tun sollten.

»Tötet ihn!«, schrie die Königin.

Zornig fauchend und die Hauer bleckend, wandte sich Igel den angreifenden Wächtern zu. Er war ohne Waffen, doch in stachligen Stahl gehüllt, von dem die Spitzen der Gläfen klirrend abprallten. Der Aufprall warf ihn jedoch nach hinten, gerade auf den aufstehenden Rainfarn, der ihn fesselte, indem er ihn an den Beinen packte. Igel brüllte auf und wehrte mit den eisernen Armschienen die Schwerthiebe ab, die auf seinen Kopf herniederprasselten. Rainfarn stieß mit dem Stilett nach ihm, doch die Klinge glitt an den Platten des Brustpanzers ab. Die Wachsoldaten drückten Igel mit gekreuzten Lanzenschäften gegen den kunstvoll behauenen Kamin. Rainfarn, der ihm am Gürtel hing, fand einen Spalt im Panzer und stieß den Dolch hinein. Igel krümmte sich zusammen.

»Dunyyyyy!!!«, schrie Pavetta mit dünner Stimme und sprang auf ihren Stuhl.

Das Schwert in der Hand, hastete der Hexer über den Tisch auf die Kämpfenden zu und zertrat dabei Teller, Schüsseln und Pokale. Er wusste, dass nicht viel Zeit blieb. Pavettas Schrei nahm einen immer unnatürlicheren Klang an. Rainfarn holte mit dem Stilett zum nächsten Stoß aus.

Geralt sprang vom Tisch, ging in die Knie und hieb zu. Rainfarn heulte auf, zog sich zur Wand zurück. Der Hexer wirbelte herum und schlug mit der Mitte der Klinge einen Wachsoldaten, der versuchte, das scharfe Blatt einer Gläfe zwischen Igels Schurz und Brustpanzer zu rammen. Der Soldat fiel zu Boden und verlor den flachen Helm. Vom Eingang her kamen die Nächsten gelaufen.

»Das schickt sich nicht!«, brüllte Eist Tuirseach auf und griff nach einem Stuhl. Mit Schwung hieb er das störrische Möbel auf den Boden, und mit dem, was er in der Hand behielt, stürzte er den Neuankömmlingen entgegen.

Igel, gleichzeitig von zwei Hellebardenhaken erfasst, fiel polternd um, schrie auf und begann zu fauchen, während er über den Boden gezerrt wurde. Ein dritter Wächter sprang herbei, die Gläfe zum Stoß erhoben. Geralt traf ihn mit der äußersten Spitze des Schwertes an der Schläfe. Die beiden, die Igel gezogen hatten, sprangen fort und ließen die Hellebarden fallen. Die von der Tür her gekommen waren, wichen vor dem Stück Stuhl zurück, das in Eists Hand hin und her pfiff wie das Zauberschwert Balmur in der Rechten des legendären Zatret Voruta.

Pavettas schriller Schrei erreichte den Gipfelpunkt und brach plötzlich ab. Geralt, der ahnte, was bevorstand, ließ sich platt zu Boden fallen und erspähte einen grünlichen Blitz. Er fühlte einen schrecklichen Schmerz in den Ohren, hörte ein furchteinflößendes Tosen und einen entsetzten Schrei aus vielen Kehlen. Und dann den gleichmäßig anhaltenden, vibrierenden Schrei der Prinzessin.

Der Tisch stieg wirbelnd hoch und verstreute ringsum Geschirr und Speisen, die schweren Stühle flogen durch den Saal und zerschellten an den Wänden, Gobelins und Arazzi flatterten und ließen Staubwolken aufstieben. Vom Eingang her drangen Poltern, Schreie und das trockene Knacken der Hellebardenschäfte, die wie Stöckchen zerbrachen.

Der Thron mitsamt der darauf sitzenden Calanthe sprang hoch und schoss wie ein Pfeil durch den Saal, traf krachend auf die Wand und zerschellte. Die Königin sank kraftlos wie eine Stoffpuppe in sich zusammen. Eist Tuirseach, der sich kaum noch auf den Beinen hielt, sprang zu ihr hin, fasste sie um die Schultern und beschirmte sie mit dem eigenen Körper vor dem auf Wand und Fußboden prasselnden Hagelschauer.

Geralt umklammerte sein Medaillon und kroch so schnell wie nur möglich nach der Seite, wo Mäussack, der sich durch wer weiß welches Wunder noch auf den Knien hielt, statt auf dem Bauch zu

liegen, eine kurze Zauberrute aus einem Weißdornzweig hochhielt. Auf dem Ende der Rute steckte ein Rattenschädel. An der Wand hinter dem Rücken des Druiden stand ein Gobelin, der Belagerung und Brand der Festung Ortagor darstellte, in echten Flammen.

Pavetta heulte. Sie drehte sich hin und her und hieb mit ihrem Schrei wie mit einem Knüppel auf alles und jeden ein. Wer von den am Boden Liegenden aufzustehen versuchte, wurde umgeworfen und gegen die Wand gerollt oder geschleudert. Vor Geralts Augen piff eine große silberne Soßenschüssel in Form einer vielrudrigen Galeere mit hochgezogenem Heck durch die Luft und stieß den Heerführer mit dem schwer zu behaltenden Namen von den Füßen. Von der Decke rieselte leise der Putz. Unter der Decke kreiste der Tisch, der darauf ausgestreckte Crach an Craite schleuderte grässliche Flüche herab.

Geralt war bis zu Mäussack gekrochen, beide gingen hinter einem Hügel in Deckung, den von unten her gezählt Hekel von Strept, ein Bierfässchen, Philodor, ein Stuhl und Philodors Laute bildeten.

»Das ist reine, ursprüngliche *Kraft!*«, überschrie der Druide das Poltern und Krachen. »Sie hat keine Gewalt darüber!«

»Ich weiß!«, schrie Geralt zurück. Ein wer weiß woher herabfallender gebratener Fasan mitsamt ein paar gestreiften Schwanzfedern traf ihn zwischen den Schultern.

»Man muss sie aufhalten! Die Wände beginnen zu reißen!«

»Ich seh's!«

»Fertig!«

»Ja!«

»Eins! Zwei! Drei!«

Sie schlugen gleichzeitig zu, Geralt mit dem Zeichen Aard, Mäussack mit einem schrecklichen, dreifachen Zauberspruch, der anscheinend um ein Haar den Fußboden schmelzen ließ. Der Stuhl, auf dem die Prinzessin saß, zersprang in Stücke. Pavetta schien es nicht zu bemerken – sie blieb in der Luft hängen, inmitten einer durchsichtigen grünen Sphäre. Ohne im Schreien innezuhalten,

wandte sie ihnen den Kopf zu, und ihr feingeschnittenes Gesichtchen verzerrte sich plötzlich zu einer bösen Grimasse.

»Bei allen Dämonen!«, heulte Mäussack auf.

»Achtung!«, rief der Hexer und rollte sich zusammen. »Blockiere sie, Mäussack! Blockiere, sonst ist's aus mit uns!«

Der Tisch krachte schwer zu Boden, zerschmetterte den Kreuzstab und alles, was sich unter ihm befand. Der auf dem Tisch liegende Crach an Craite sprang flach hoch, an die drei Ellen. Ringsum ging ein schwerer Regen von Geschirr und Speiseresten nieder, am Boden zersprangen Kristallkaraffen. Ein von der Mauer abgerissener Sims stürzte donnernd herab und ließ das Schlösschen in den Grundfesten erzittern.

»Sie setzt alles frei!«, schrie Mäussack und zielte mit der Rute auf die Prinzessin. »Sie setzt alles frei! Die ganze *Kraft* kommt jetzt über uns!«

Mit einem Schwerthieb schlug Geralt eine geradewegs auf den Druiden zufliegende zweizinkige Gabel beiseite. »Blockiere, Mäussack!«

Die smaragdfarbenen Augen schleuderten ihnen zwei grüne Blitze entgegen. Die Blitze verschlangen sich zu blendend hellen, wirbelnden Trichtern, zu Strudeln, aus deren Innerem die *Kraft* auf sie einstürmte, wie ein Rammbock die Schädel sprengte, die Augen verlöschen, den Atem stocken ließ. Zusammen mit der *Kraft* stürzten Glas, Majolika, Schüsseln, Leuchter, Knochen, angebissene Brotkanten, Bretter, Brettchen und glimmende Holzscheite aus dem Kamin auf sie zu. Wild wie ein großer Auerhahn schreiend, flog der Kastellan Haxo über ihre Köpfe hinweg. Der riesige Kopf eines gekochten Karpfens zerspritzte an Geralts Brust, auf dem gelben Feld, dem Bären und der Jungfrau von Vierhorn.

Durch die Zaubersprüche Mäussacks hindurch, die die Wände des Saals erzittern ließen, durch den eigenen Schrei und das Heulen der Verwundeten hindurch, durch Krachen, Poltern und Bersten, durch

Pavettas Geheul hindurch hörte der Hexer plötzlich den schrecklichsten Laut, den er jemals vernommen hatte.

Zu Boden gekauert, würgte Gokgokling mit Armen und Knien den Dudelsack Bon-Dhus. Er selbst aber hatte den Kopf zurückgeworfen und überschrie die ungeheuerlichen Töne, die aus dem Sack drangen, heulte und brüllte, quietschte und kreischte, blökte und piepste in einem Gemisch aus den Stimmen aller bekannten und unbekannten, zahmen, wilden und mythischen Tiere.

Pavetta verstummte verblüfft und blickte den Baron aus weit aufgerissenen Augen an. Die *Kraft* ließ schlagartig nach.

»Jetzt!«, rief Mäussack und fuchtelte mit der Rute. »Jetzt, Hexer!«

Sie schlugen zu. Die grünliche Sphäre, die die Prinzessin umgab, platzte unter dem Hieb wie eine Seifenblase, das Vakuum schluckte augenblicklich die im Saal wütende *Kraft*. Pavetta plumpste schwer zu Boden und begann zu weinen.

Nach einem Augenblick der Stille, die nach dem eben noch tosenden Pandämonium in den Ohren klang, durch Trümmer und Verwüstung, durch zerbrochene Möbel und ohnmächtige Körper begannen mit Mühe Stimmen zu dringen.

»Cuach op arse, ghoul y badraigh mal an cuach«, sagte Crach an Craite immer wieder und spuckte Blut von der zerbissenen Lippe aus.

»Beherrsche dich, Crach«, brachte Mäussack mit Mühe hervor, während er Grützbrei von der Vorderseite seines Gewandes wischte. »Hier sind Frauen.«

»Calanthe. Meine. Liebe. Calanthe!«, wiederholte Eist Tuirseach in den Pausen zwischen den Küssen. Die Königin schlug die Augen auf, versuchte aber nicht, sich aus seiner Umarmung zu befreien. »Eist. Die Leute schauen her«, sagte sie.

»Sollen sie doch.«

»Ob mir wohl jemand erklärt, was das war?«, erkundigte sich Hofmarschall Vissegerd, während er unter einem heruntergerissenen Arazzo hervorkroch.

»Nein«, sagte der Hexer.

»Einen Arzt!«, schrie Windhalm von Attre mit dünner Stimme, über Rainfarn gebeugt.

»Wasser!«, rief einer von den Brüdern aus Strept, Lehnhuck, der mit dem eigenen Rock die Glut in einem Gobelin erstickte. »Wasser, schnell!«

»Und Bier!«, krächzte Gokgokling.

Einige Ritter, die sich noch auf den Füßen halten konnten, versuchten, Pavetta wegzutragen, die jedoch stieß ihre Hände zurück, stand selbst auf und ging schwankenden Schrittes zum Kamin, an dem mit den Schultern gegen die Wand gelehnt Igel saß und ungeschickt versuchte, sich der blutbefleckten Platten seines Panzers zu entledigen.

»Die heutige Jugend!«, platzte Mäussack heraus, der zu ihnen hinschaute. »Fangen früh an! Haben weiter nichts im Kopf.«

»Als was?«

»Wie denn, Hexer, du weißt nicht, dass eine Jungfrau, das heißt eine unberührte, die *Kraft* nicht hätte gebrauchen können?«

»Zum Teufel mit ihrer Unschuld«, murmelte Geralt.

»Woher hat sie überhaupt solche Fähigkeiten? Soviel ich weiß, haben weder Calanthe noch Roegner . . .«

»Sie hat's über eine Generation hinweg geerbt, und wie«, sagte der Druide. »Ihre Großmutter Adalia konnte mit einer Bewegung der Augenbraue die Zugbrücke hochgehen lassen. He, Geralt, sieh dir das an! Sie hat immer noch nicht genug!«

Calanthe, weiterhin an Eist Tuirseachs Seite, wies die Wache zu dem verwundeten Igel. Geralt und Mäussack gingen rasch hin, doch es war nicht nötig. Flüsternd und murmelnd wichen die Wachsoldaten vor der halb liegenden Gestalt zurück.

Der monströse Rüssel Igels begann zu verschwimmen, verwischte sich, verlor die Konturen. Eine Welle lief über Stacheln und Borsten und verwandelte sie in schwarz glänzende, gelockte Haare und einen Bart, der ein bleiches, kantiges Männergesicht umrahmte, von einer markanten Nase geziert.

»Was . . .«, stotterte Eist Tuirseach. »Wer ist das? Igel?«

»Duny«, sagte Pavetta sanft. Calanthe wandte mit zusammengepressten Lippen den Kopf ab.

»Verwunschen?«, murmelte Eist. »Aber wie . . .«

»Es hat Mitternacht geschlagen«, sagte der Hexer. »Eben in diesem Augenblick. Der Glockenschlag, den wir zuvor gehört haben, war ein Missverständnis und Irrtum. Des Glöckners. Nicht wahr, Calanthe?«

»Richtig, richtig«, stöhnte der Mann namens Duny und antwortete so anstelle der Königin, die übrigens gar nicht zu antworten gedachte. »Aber statt mich auszufragen, könnte mir vielleicht jemand helfen, diesen Panzer abzulegen, und einen Arzt rufen. Dieser wahnsinnige Rainfarn hat mich unter die Rippen gestochen.«

»Wozu brauchen wir einen Arzt?«, fragte Mäussack und nahm die Zauberrute.

»Genug.« Calanthe richtete sich auf und hob stolz den Kopf. »Genug von alledem. Wenn das alles vorbei ist, will ich euch in meinem Zimmer sehen. Alle, wie ihr hier steht. Eist, Pavetta, Mäussack, Geralt und du ... Duny. Mäussack?«

»Ja, Königin.«

»Ob du mit deiner Rute ... Ich habe mir das Rückgrat gestaucht. Und die Umgebung.«

»Zu Befehl, Königin.«

III

».. Fluch«, fuhr Duny fort und rieb sich dabei die Schläfen. »Von Geburt an. Ich habe nie erfahren, was der Grund war, wer mir das angetan hat. Von Mitternacht bis zum Morgengrauen ein normaler Mensch, vom Morgen an ... ihr habt gesehen, was. Akerspaark, mein Vater, wollte es geheim halten. In Maecht sind die Leute abergläubisch, Zauberei und Flüche in der Königsfamilie hätten für die Dynastie verhängnisvoll sein können. Einer von Vaters Rittern brachte mich vom Hofe weg, zog mich auf, zu zweit wanderten wir durch die Welt, ein fahrender Ritter mit seinem Knappen, dann, als er starb, zog ich allein weiter. Ich weiß nicht mehr, von wem ich hörte, dass mich ein Überraschungskind von dem Fluch befreien könnte. Kurz darauf begegnete ich Roegner. Den Rest wisst ihr.«

»Den Rest wissen wir, beziehungsweise können wir uns denken.« Calanthe nickte. »Vor allem, dass du die mit Roegner vereinbarten fünfzehn Jahre nicht abgewartet und meiner Tochter schon vorher den Kopf verdreht hast. Pavetta! Seit wann?«

Die Prinzessin senkte den Kopf und hob einen Finger.

»Also bitte. Du kleine Zauberin. Direkt unter meinen Augen! Wenn ich erst herausfinde, wer ihn nachts ins Schloss gelassen hat! Wenn ich mich erst mit den Hofdamen befasse, mit denen du Schlüsselblumen pflücken gegangen bist. Schlüsselblumen, verdammt! Und was soll ich jetzt mit euch machen?«

»Calanthe . . .«, begann Eist.

»Gemach, Tuirseach. Ich bin noch nicht fertig. Duny, der Fall ist sehr verwickelt. Du bist seit einem Jahr mit Pavetta zusammen, und was? Nichts. Das heißt, du hast dem falschen Vater das Gelübde abgenommen. Die Vorsehung hat dich gefoppt. Welch eine Ironie, wie der hier anwesende Geralt von Riva zu sagen pflegt.«

»Zum Teufel mit Vorsehung, Gelübden und Ironie.« Duny verzog das Gesicht. »Ich liebe Pavetta, und sie liebt mich, nur das zählt. Königin, du kannst dich unserem Glück nicht in den Weg stellen.«

»Ich kann, Duny, und ob ich kann.« Calanthe lächelte eines ihrer untrüglichen Lächeln. »Du hast Glück, dass ich nicht will. Ich bin dir etwas schuldig, Duny. Für jene Sache, du weißt. Ich war entschlossen ... Ich muss dich um Verzeihung bitten, und das tue ich gar nicht gern. Also gebe ich dir Pavetta, und wir sind quitt. Pavetta? Hast du es dir nicht vielleicht anders überlegt?«

Die Prinzessin verneinte mit heftigem Kopfschütteln.

»Danke, Herrin. Danke.« Duny lächelte. »Du bist eine weise und großmütige Königin.«

»Zweifellos. Und eine schöne.«

»Und eine schöne.«

»Ihr könnt beide in Cintra bleiben, wenn ihr wollt. Das hiesige Volk ist nicht so abergläubisch wie in Maeht und wird sich schnell daran gewöhnen. Übrigens warst du sogar als Igel ganz sympathisch. Du weißt, dass du vorerst nicht mit dem Thron rechnen kannst. Ich gedenke noch eine Weile zu regieren, an der Seite des neuen Königs von Cintra. Der edle Eist Tuirseach von Skellige hat mir einen gewissen Antrag gemacht.«

»Calanthe . . .«

»Ja, Eist, ich bin einverstanden. Ich habe nie zuvor eine Liebeserklärung gehört, während ich in den Trümmern des eigenen Thrones am Boden lag, aber ... Wie hast du gesagt, Duny? Nur das zählt, und es soll sich lieber niemand meinem Glück in den Weg stellen, ich rate es im Guten. Und ihr, was glotzt ihr so? Ich bin noch nicht so alt, wie ihr glaubt, wenn ihr meine fast verheiratete Tochter anseht.«

»Die heutige Jugend«, murmelte Mäussack. »Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm . . .«

»Was brummelst du da, Zauberer?«

»Nichts, Herrin.«

»Das ist gut. Bei der Gelegenheit, Mäussack – ich habe ein Angebot für dich. Pavetta wird einen Lehrer brauchen. Sie muss lernen, mit ihrer besonderen Gabe umzugehen. Ich liebe dieses Schloss und würde es vorziehen, wenn es stehen bliebe. Beim

nächsten hysterischen Anfall meiner begabten Tochter kann es zusammenfallen. Was meinst du dazu, Druide?»

»Es ist mir eine Ehre.«

»Das will ich meinen.« Die Königin wandte das Gesicht zum Fenster. »Der Morgen dämmt. Es wird Zeit . . .«

Ruckartig drehte sie sich zur Seite um, wo Pavetta und Duny miteinander flüsterten, sich bei den Händen hielten und einander fast mit den Stirnen berührten.

»Duny!«

»Ja, Königin?«

»Hörst du? Es dämmt! Es ist schon hell! Und du . . .«

Geralt schaute Mäussack an, Mäussack Geralt, und beide begannen zu lachen.

»Was gibt es da zu lachen, ihr Zauberer? Seht ihr nicht . . .«

»Wir haben darauf gewartet, dass du es selbst bemerkst«, prustete Mäussack. »Ich war neugierig, wann du dich ertappen würdest.«

»Wobei?«

»Du hast den Fluch gelöst. Du hast ihn gelöst«, erklärte der Hexer. »In dem Augenblick, da du ausgesprochen hast: ›Ich gebe dir Pavetta‹, hat sich die Vorherbestimmung erfüllt.«

»Genau«, bestätigte der Druide.

»Bei den Göttern«, sprach Duny langsam. »Es ist also endlich so weit. Verdammt, ich dachte, ich würde mich mehr freuen, es würden irgendwelche Posaunen ertönen oder so ... Die Gewohnheit. Königin! Danke. Pavetta, hörst du?«

»Mhm«, sagte die Prinzessin, ohne die Wimpern zu heben.

»Damit«, seufzte Calanthe und blickte Geralt müde an, »kommt alles zum guten Ende. Nicht wahr, Hexer? Der Fluch ist gelöst, zwei Hochzeiten stehen bevor, die Reparatur des Thronsaals wird wohl einen Monat dauern, vier Tote, zahllose Verwundete, Rainfarn von Attre atmet kaum noch. Freuen wir uns. Weißt du, Hexer, dass es einen Augenblick gab, da ich Lust hatte, zu befehlen, dich . . .«

»Ich weiß.«

»Aber jetzt muss ich dir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich habe eine Wirkung verlangt, und die Wirkung ist da. Cintra wird sich mit Skellige verbinden. Meine Tochter bekommt nicht den übelsten Mann. Vor einem Moment dachte ich mir, das alles wäre gemäß der Vorsehung auch so gekommen, selbst wenn ich dich nicht zu dem Gastmahl geholt und an meine Seite gesetzt hätte. Aber ich habe mich geirrt. Die Vorsehung konnte Rainfarns Stilett vereiteln. Doch Rainfarn wurde vom Schwert in der Hand eines Hexers aufgehalten. Du hast gute Arbeit geleistet, Geralt. Jetzt die Frage des Preises. Sag, was du verlangst.«

»Gleich«, sagte Duny und rieb sich die verbundene Seite. »Die Frage des Preises, sagt ihr. Ich bin es, der eine Schuld zu begleichen hat, mir gebührt es . . .«

»Unterbrich mich nicht, Schwiegersohn.« Calanthe kniff die Augen zusammen. »Deine Schwiegermutter kann es nicht leiden, wenn man ihr ins Wort fällt. Merk es dir. Und wisse, dass du nichts schuldig bist. Es hat sich so ergeben, dass du eher der Gegenstand des Vertrages warst, den ich mit Geralt von Riva geschlossen habe. Ich habe gesagt, wir sind quitt, und ich sehe keinen Sinn darin, mich deswegen endlos bei dir entschuldigen zu müssen. Doch mich bindet der Vertrag weiterhin. Also, Geralt. Dein Preis.«

»Gut«, sagte der Hexer. »Ich bitte um deinen grünen Schal, Calanthe. Er soll mich immer an die Augenfarbe der schönsten Königin erinnern, die ich kenne.«

Calanthe lächelte und nahm ihr Smaragdkollier ab. »Dieses Glitzerding«, sagte sie, »hat Steine vom passenden Farbton. Bewahre es zusammen mit einer guten Erinnerung.«

»Darf ich etwas sagen?«, fragte Duny bescheiden.

»Aber ja, Schwiegersohn, bitte, bitte.«

»Ich behaupte weiterhin, dass ich in deiner Schuld stehe, Hexer. Es war mein Leben, das von Rainfarns Stilett bedroht wurde. Mich hätten die Wächter aufgespießt, wärest du nicht gewesen. Wenn von irgendeinem Preis die Rede ist, so habe *ich* ihn zu zahlen. Ich gelobe, dass ich dazu bereit bin. Was verlangst du, Geralt?«

»Duny«, sagte Geralt langsam. »Ein Hexer, dem solch eine Frage gestellt wird, muss bitten, dass man sie wiederholt.«

»Also wiederhole ich sie. Denn siehst du, ich stehe noch aus einem anderen Grund in deiner Schuld. Als ich dort im Saal erfuhr, wer du bist, habe ich dich gehasst und sehr schlecht von dir gedacht. Ich hielt dich für ein blindes, blutrünstiges Werkzeug, für jemanden, der gedanken- und gefühllos tötet, das Blut von der Klinge wischt und das Geld zählt. Doch ich habe mich überzeugt, dass der Beruf des Hexers wirklich Achtung verdient. Du schützt uns nicht nur vor dem Bösen, das im Dunkel lauert, sondern auch vor dem, das in uns selbst steckt. Schade, dass es von euch so wenig gibt.«

Calanthe lächelte. Zum ersten Mal seit dieser Nacht neigte Geralt zu der Annahme, dies sei ein natürliches Lächeln.

»Gut hat mein Schwiegersohn gesprochen. Ich muss dem noch zwei Worte hinzufügen. Genau zwei. Entschuldige, Geralt.«

»Ich aber«, sagte Duny, »wiederhole es. Was verlangst du, Geralt?«

»Duny«, sagte Geralt ernst. »Calanthe, Pavetta. Und du, rechtschaffener Ritter Tuirseach, künftiger König von Cintra. Um Hexer zu werden, muss man im Schatten der Vorsehung geboren sein, und sehr wenige werden darin geboren. Darum sind wir so wenige. Wir werden älter, kommen um, und wir haben niemanden, an den wir unser Wissen, unsere Fähigkeiten weitergeben könnten. Es mangelt uns an Nachfolgern. Die Welt aber ist voll des Bösen, das nur darauf wartet, dass wir nicht mehr da sind.«

»Geralt«, flüsterte Calanthe.

»Ja, du hast recht, Königin. Duny! Du sollst mir geben, was du schon hast, ohne davon zu wissen. In sechs Jahren kehre ich nach Cintra zurück, um zu sehen, ob mir die Vorsehung gnädig war.«

»Pavetta.« Duny riss die Augen auf. »Du bist doch nicht etwa . . .«

»Pavetta!«, rief Calanthe. »Bist ... Bist du . . .«

Die Prinzessin schlug die Augen nieder und errötete. Dann gab sie Antwort.

Die Stimme der Vernunft 5

Geralt! He! Bist du da?«

Er blickte von den vergilbten brüchigen Seiten der *Weltgeschichte* von Roderick de Novembre auf, einem interessanten, wenngleich strittigen Werk, das er seit zwei Tagen studierte.

»Ich bin da. Was ist los, Nenneke? Brauchst du mich?«

»Du hast Besuch.«

»Wieder? Wer ist es diesmal? Herzog Hereward höchstpersönlich?«

»Nein. Diesmal ist es Rittersporn, dein Kumpel, dieser Hans-Dampf-in-allen-Gassen, dieser Schmarotzer und Tagedieb, der Priester der Kunst, der strahlende Stern der Ballade und der Liebeslyrik. Wie üblich vom Ruhme umstrahlt, aufgeblasen wie eine Schweinsblase und nach Bier stinkend. Willst du ihn sehen?«

»Natürlich. Er ist doch mein Freund.«

Nenneke zuckte entrüstet mit den Achseln. »Ich begreife diese Freundschaft nicht. Er ist das genaue Gegenteil von dir.«

»Gegensätze ziehen sich an.«

»Ganz offensichtlich. Oh, bitte, da kommt er.« Sie nickte mit dem Kopf in die Richtung. »Dein berühmter Dichter.«

»Er ist wirklich ein berühmter Dichter, Nenneke. Du wirst doch nicht behaupten, dass du seine Balladen nicht gehört hast.«

»Hab ich.« Die Priesterin verzog das Gesicht. »Eben. Nun ja, ich kenne mich da nicht aus, vielleicht besteht sein Talent gerade darin, von ergreifender Lyrik fließend zu obszönen Schweinereien überzugehen. Lassen wir das. Entschuldige, aber ich werde euch keine Gesellschaft leisten. Mir ist heute weder nach seiner Poesie noch nach seinen vulgären Späßen zumute.«

Aus dem Korridor klang perlendes Lachen, ein Lautenakkord, und auf der Schwelle der Bibliothek erschien Rittersporn in einem lila

Wams mit spitzenbesetzten Manschetten und einem aufs Ohr geschobenen Hütchen.

Als er Nenneke erblickte, verneigte sich der Troubadour tief und fegte mit der am Hut befestigten Reiherfeder über den Boden. »Meine tiefste Verehrung, ehrwürdige Mutter«, plapperte er dümmlich. »Gelobt seien die Große Melitele und ihre Priesterinnen, die Borne von Tugend und Weisheit . . .«

»Hör auf zu spotten, Rittersporn«, knurrte Nenneke. »Und nenn mich nicht Mutter. Weißt du, bei dem Gedanken, dass du mein Sohn sein könntest, gerate ich in Wut.«

Sie machte auf der Stelle kehrt und ging mit rauschendem Umhang hinaus. Mit einer Grimasse öffnete Rittersporn eine Verbeugung nach.

»Sie hat sich überhaupt nicht verändert«, sagte er versöhnlichen Tones. »Sie hat immer noch nicht die Spur eines Sinnes für Scherze. Sie ist mir böse, weil ich bei der Ankunft einen Augenblick mit der Pförtnerin herumgealbert habe, so einer netten Blondine mit langen Wimpern und einem Zopf bis zu dem hübschen Po hinab, in den nicht zu kneifen einfach Sünde gewesen wäre. Also hab ich hineingekniffen, und Nenneke, die gerade vorbeikam ... Ach, was soll's. Grüß dich, Geralt.«

»Grüß dich, Rittersporn. Woher wusstest du, dass ich hier bin?«

Der Dichter reckte sich, zog die Hosen hoch. »Ich war in Wyzima«, sagte er. »Ich habe von der Striege gehört und erfahren, dass du verwundet bist. Ich konnte mir denken, wohin du dich zur Erholung begeben würdest. Wie ich sehe, bist du schon gesund?«

»Du siehst richtig. Aber versuch das Nenneke beizubringen. Setz dich, wir wollen uns unterhalten.«

Rittersporn setzte sich und warf einen Blick auf das Buch, das auf dem Pult lag. »Geschichte?« Er lächelte. »Roderick de Novembre? Kenn ich, kenn ich. Als ich an der Akademie in Oxenfurt studierte, war Geschichte die Nummer zwei unter meinen Lieblingsfächern.«

»Was war die Nummer eins?«

»Erdkunde«, sagte der Dichter ernst. »Der Weltatlas war größer, und dahinter ließ sich die Schnapsflasche besser verstecken.«

Geralt lachte trocken, stand auf, nahm die *Arkana der Magie und Alchimie* von Lunini und Tyrss aus dem Regal und zog ein hinter dem dicken Band verborgenes bauchiges, mit Stroh umwickeltes Gefäß ans Tageslicht.

»Oho!« Die Stimmung des Barden besserte sich zusehends. »Wie ich sehe, sind Weisheit und Inspiration immer noch in den Buchregalen zu finden. Ooch! Das gefällt mir! Aus Pflaumen, nicht wahr? Ja, das ist Alchimie, alles was recht ist. Da haben wir den Stein der Weisen, der das Studium wirklich lohnt. Auf dein Wohl, Bruderherz. Ooch, ist das Zeug stark!«

»Was führt dich hierher?« Geralt nahm dem Dichter die Flasche ab, setzte sie an und begann zu husten, wobei er sich den verbundenen Hals rieb. »Wohin willst du?«

»Nirgendwohin. Das heißt, ich könnte dorthin gehen, wo du hingehst. Dir Gesellschaft leisten. Hast du vor, es dir hier lange gemütlich zu machen?«

»Nein. Der hiesige Herzog hat mir zu verstehen gegeben, dass ich in seinen Ländereien unerwünscht bin.«

»Hereward?« Rittersporn kannte alle Könige, Fürsten, Herrscher und Lehnsherren von der Jaruga bis zu den Drachenbergen. »Pfeif drauf. Er wird es nicht wagen, sich mit Nenneke anzulegen, mit der Göttin Melitele. Das Volk würde ihm die Burg in Schutt und Asche legen.«

»Ich will keine Scherereien. Und ich sitze sowieso schon zu lange hier. Ich reite nach Süden, Rittersporn. Weit nach Süden. Hier finde ich keine Arbeit. Die Zivilisation. Was soll denen hier ein Hexer? Wenn ich nach einer Beschäftigung frage, sehen sie mich an wie ein Wundertier.«

»Was du für ein Zeug redest! Wo soll denn hier Zivilisation sein? Ich bin vor einer Woche über die Buina gekommen, und auf dem Ritt durchs Land habe ich alle möglichen Geschichten gehört. Hier soll es Wassermänner, Winder, Greulen, Flatterer geben, alles mögliche Viehzeug. Du müsstest alle Hände voll zu tun haben.«

»Solche Geschichten habe ich auch gehört. Die Hälfte davon ist entweder erfunden oder übertrieben. Nein, Rittersporn. Die Welt ändert sich. Etwas geht zu Ende.«

Der Dichter nahm einen Schluck aus der Flasche, kniff die Augen zusammen, seufzte schwer. »Fängst du wieder an, über dein trauriges Hexerlos zu jammern? Und dabei zu philosophieren? Ich bemerke die verderblichen Folgen falscher Lektüre. Denn darauf, dass die Welt sich ändert, ist sogar der alte Roderick de Novembre gekommen. Das mit der Veränderlichkeit der Welt ist übrigens die einzige These seines Traktats, der man ohne Vorbehalt zustimmen kann. Aber es ist keine derart originelle These, dass du mich mit ihr überraschen musst, und das mit einer Denkermine, die dir überhaupt nicht zu Gesicht steht.«

Anstatt zu antworten, nahm Geralt einen Schluck aus der Flasche.

»Ja, ja«, stöhnte Rittersporn abermals. »Die Welt verändert sich, die Sonne geht unter und der Schnaps zu Ende. Was geht deiner Meinung nach noch zu Ende? Du hast von einem Ende geredet, Philosoph.«

»Ich will dir ein paar Beispiele nennen«, sagte Geralt, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte. »Aus den letzten beiden Monaten, die ich auf dieser Seite der Buina verbracht habe. Eines Tages reite ich heran und sehe, da ist eine Brücke. An der Brücke sitzt ein Troll und verlangt von jedem Passanten Zoll. Wenn einer nicht zahlen will, bricht er ihm ein Bein, manchmal auch beide. Ich gehe also zum Dorfschulzen und frage, wie viel gebt ihr mir für diesen Troll. Der Schulze reißt vor Staunen das Maul auf. Was denn, fragt er, und wer soll die Brücke reparieren, wenn der Troll nicht mehr da ist? Der Troll kümmert sich um die Brücke, repariert sie regelmäßig im Schweiß seines Angesichts, gründlich, wie es aussieht. Wir kommen also billiger, wenn wir ihm Maut zahlen. Also reite ich weiter und erblicke einen Gabelschwanz. Nicht besonders groß, von der Nasenspitze bis zum Schwanzende so an die sechs Ellen. Er fliegt da und trägt ein Schaf in den Krallen. Ich reite ins Dorf, frage, wie viel bezahlt ihr für das Mistvieh. Die Bauern fallen auf die Knie, nein, rufen sie, das ist der Lieblingsdrache der jüngsten

Tochter unseres Barons, wenn dem eine Schuppe gekrümmt wird, brennt der Baron das Dorf nieder, und uns zieht er die Haut ab. Ich reite weiter und werde immer hungriger. Ich frage nach Arbeit, nun ja, ich bekomme welche, aber was für welche? Dem einen eine Nixe fangen, dem anderen eine Nymphe, dem Dritten ein Scheuweib ... Sie sind völlig verblödet, in den Dörfern wimmelt es von Mädchen, aber die wollen Anderling-Weiber. Wieder einer möchte, dass ich ihm einen Streitling erlege und einen Knochen aus seiner Hand mitbringe, weil der, zermahlen und in die Suppe geschüttet, angeblich die Potenz stärkt . . .«

»Das ist nun wirklich dummes Geschwätz«, warf Rittersporn ein. »Ich hab's ausprobiert. Es verstärkt überhaupt nichts, und die Suppe schmeckt nach einem Aufguss von Fußlappen. Na ja, wenn die Leute aber dran glauben und gern bezahlen wollen . . .«

»Ich bringe keine Streitlinge um. Noch andere unschädliche Geschöpfe.«

»Dann wirst du hungrig bleiben. Es sei denn, du wechselst den Beruf.«

»Gegen welchen?«

»Gegen irgendeinen. Werd Priester. Du wärst kein schlechter mit deinen Skrupeln, deiner Moral, deinem Wissen um die menschliche Natur und alles andere. Dass du an keine Götter glaubst, dürfte kein Problem sein. Ich kenne wenige Priester, die dran glauben. Werd Priester und hör auf, dich selbst zu bedauern.«

»Ich bedaure mich nicht. Ich stelle Tatsachen fest.«

Rittersporn legte ein Bein übers andere und betrachtete interessiert die abgelaufene Schuhsohle. »Geralt, du Erinnerst mich an einen grauhaarigen Fischer, der gegen Ende seines Lebens herausgefunden hat, dass Fisch stinkt und dass es vom Wasser in den Knochen zieht. Sei vernünftig. Gerede und Klagen machen nichts besser. Wenn ich feststellen würde, dass es keine Nachfrage nach Poesie mehr gibt, würde ich die Laute an den Nagel hängen und Gärtner werden. Ich würde Rosen züchten.«

»Du spottest. Zu solcher Entsagung wärst du nicht imstande.«

»Mag sein«, sagte der Dichter und betrachtete weiterhin die Schuhsohle, »vielleicht wäre ich es nicht. Aber zwischen unseren Berufen gibt es einen gewissen Unterschied. Die Nachfrage nach Poesie und dem Klang der Laute wird nie zurückgehen. Mit deiner Beschäftigung ist es schwieriger. Ihr Hexer bringt euch ja selber um die Arbeit, schrittweise, aber unablässig. Je besser und gründlicher ihr arbeitet, desto weniger habt ihr zu tun. Euer Ziel, euer Daseinszweck ist ja eine Welt ohne Ungeheuer, friedlich und ungefährlich. Das heißt, eine Welt, in der Hexer überflüssig sind. Ein Paradox, nicht wahr?«

»Stimmt.«

»Früher, als es noch Einhörner gab, existierte eine recht große Gruppe von Mädchen, die ihre Tugend wahrten, um sie fangen zu können. Erinnerst du dich? Und die Rattenfänger mit den Flöten? Alle Welt war ja scharf auf ihre Dienste. Aber die Alchimisten haben ihnen den Garaus gemacht, indem sie wirksame Gifte erfanden, hinzu kam die allgemeine Verbreitung von Katzen, Frettchen und Wiesel. Die Tierchen waren billiger, lieber und schluckten nicht so viel Bier. Bemerkst du die Analogie?«

»Ich bemerke sie.«

»Dann mach dir die fremden Erfahrungen zunutze. Als die Einhorn-Jungfrauen die Arbeit verloren, ließen sie sich im Handumdrehen entjungfern. Manche, die sich für die Jahre der Entsagung entschädigen wollten, wurden dann für Technik und Eifer besonders berühmt. Die Rattenfänger ... Na, an denen solltest du dir lieber kein Beispiel nehmen, denn sie haben wie ein Mann zu saufen begonnen und sind an den Bettelstab geraten. Nun ja, es sieht so aus, dass jetzt die Hexer an der Reihe sind. Du liest Roderick de Novembre? Wenn ich mich recht erinnere, werden da Hexer erwähnt, jene ersten, die ungefähr vor dreihundert Jahren anfangen, durchs Land zu ziehen. Zu den Zeiten, als die Bauern in bewaffneten Haufen säen gingen, die Dörfer von dreifachen Palisaden umgeben waren, die Händlerkarawanen an den Durchmarsch von Söldnerheeren erinnerten und auf den Wällen der wenigen Städte Tag und Nacht schussbereite Katapulte standen. Denn wir, die Menschen, waren

hier Eindringlinge. Über diese Länder herrschten Drachen, Mantikoras, Greifen und Amphisbaenen, Vampire, Werwölfe und Striegen, Kikimoras, Chimären und Flatterer. Und wir mussten ihnen dieses Land Stück für Stück abringen, jedes Tal, jeden Gebirgspass, jeden Wald und jede Wiese. Und das ist uns nicht ohne die unschätzbare Hilfe der Hexer gelungen. Doch diese Zeiten sind vorbei, Geralt, unwiederbringlich vorbei. Der Baron lässt nicht zu, dass der Gabelschwanz getötet wird, denn das ist bestimmt der letzte Drakonide im Umkreis von tausend Meilen, und er erweckt keine Furcht mehr, sondern Mitleid und Nostalgie. Der Troll an der Brücke hat sich bei den Menschen eingelebt, er ist kein Ungeheuer mehr, mit dem man die Kinder schreckt, sondern ein Relikt und eine örtliche Attraktion, dazu noch nützlich. Und die Greulen, Mantikoras, Amphisbaenen? Die sitzen in den Tiefen des Waldes und in unzugänglichen Gebirgen . . .«

»Also hatte ich recht. Etwas geht zu Ende. Ob es dir passt oder nicht, etwas geht zu Ende.«

»Mir passt nicht, dass du Gemeinplätze verbreitest. Mir passt die Miene nicht, mit der du das tust. Was ist mit dir los? Ich erkenne dich nicht wieder, Geralt. Ach, zum Teufel, reiten wir möglichst schnell nach diesem Süden, in diese wilden Gegenden. Wenn du ein paar Ungeheuer erledigt hast, wird dir der Trübsinn rasch vergehen. Und Ungeheuer soll's dort genug geben. Man sagt, wenn eine alte Frau dort lebensmüde ist, dann geht sie mutterseelenallein in den Wald Reisig holen, ohne den Wurfspieß mitzunehmen. Der Erfolg ist gewiss. Du solltest dich dort auf Dauer niederlassen.«

»Vielleicht sollte ich. Aber ich lasse mich nicht nieder.«

»Warum? Dort kann ein Hexer leichter was verdienen.«

»Das Verdienen ist leichter.« Geralt nahm einen Schluck aus der Flasche. »Aber das Ausgeben schwerer. Außerdem essen sie dort Gerstengraupen und Hirse, das Bier schmeckt nach Pisse, die Mädchen waschen sich nicht, und die Mücken stechen.«

Rittersporn lachte laut auf, den Hintern gegen das Regal gelehnt, gegen die in Leder gebundenen Buchrücken.

»Hirse und Mücken! Das erinnert mich an unsere erste gemeinsame Expedition an den Rand der Welt«, sagte er. »Weißt du noch? Wir haben uns bei dem Festschmaus in Guleta kennengelernt, und du hast mich überredet . . .«

»Du warst es, der mich überredet hat. Du musstest ja aus Guleta verschwinden, was das Pferd hergab, weil das Mädchen, das du unter dem Podium für die Musiker gebumst hattest, vier ausgewachsene Brüder hatte. Sie suchten dich in der ganzen Stadt und drohten, dich zu kastrieren und danach zu teeren und zu federn. Deswegen hast du dich damals an mich gehängt.«

»Und du warst ganz aus dem Häuschen vor Freude, dass du einen Kumpel gefunden hattest. Zuvor hattest du unterwegs nur mit dem Pferd reden können. Aber was soll's, du hast recht, es war, wie du sagst. Ich musste damals tatsächlich für einige Zeit verschwinden, und das Blumental erschien mir dafür gerade passend. Es sollte ja der Rand der bewohnten Welt sein, ein Vorposten der Zivilisation und des Neuen, der am weitesten vorgeschobene Punkt an der Grenze zweier Welten ... Weißt du noch?«

»Ich weiß noch, Rittersporn.«

Der Rand der Welt

I

Rittersporn ging vorsichtig die Treppe der Schenke hinab, in den Armen zwei Humpen, von denen Schaum tropfte. Leise vor sich hin fluchend, drängte er sich durch die kleine Gruppe neugieriger Kinder, ging über den Hof und machte einen Bogen um die Kuhfladen.

Rings um den im Freien aufgestellten Tisch, an dem der Hexer mit dem Dorfältesten sprach, hatte sich schon ein gutes Dutzend Dörfler versammelt. Der Dichter stellte den Humpen hin, setzte sich. Umgehend stellte er fest, dass während seiner kurzen Abwesenheit das Gespräch keinen Fingerbreit vorangekommen war.

»Ich bin Hexer, Herr Ältester«, wiederholte Geralt zum wer weiß wievielten Male, während er sich den Bierschaum vom Munde wischte. »Ich handle mit nichts. Ich befasse mich nicht mit der Anwerbung fürs Heer und kann keinen Rotz heilen. Ich bin Hexer.«

»Das ist so ein Beruf«, erklärte Rittersporn zum wer weiß wievielten Male. »Ein Hexer, versteht Ihr? Er tötet Striegen und Vampire. Erledigt alles Ungeziefer. Von Berufs wegen, für Geld. Versteht Ihr, Ältester?«

»Aha!« Die vom angestregten Nachdenken tief gefurchte Stirn des Ältesten glättete sich. »Ein Hexer! Warum sagt Ihr das nicht gleich!«

»Eben«, bestätigte Geralt. »Darum frage ich jetzt gleich: Findet sich hier in der Gegend irgendeine Arbeit für mich?«

»Aaah.« Der Älteste begann wieder zu denken, es war deutlich zu sehen. »Arbeit? Wohl nicht ... Na ... Wildlinge? Ihr fragt, ob es hier Wildlinge gibt?«

Der Hexer nickte lächelnd und rieb sich mit den Knöcheln das vom Staub juckende Augenlid.

»Gibt es«, entschied der Älteste nach längerem Überlegen. »Schaut nur dorthin, seht Ihr die Berge dort? Dort wohnen die Elfen, dort ist denen ihr Reich. Denen ihre Paläste, sag ich Euch, sind ganz

aus purem Gold. Oho, Herr! Elfen, sag ich Euch. Schrecklich. Wer da hingeht, kommt nicht mehr zurück.«

»Das dachte ich mir«, erwiderte Geralt kühl. »Eben darum will ich dort überhaupt nicht hin.«

Rittersporn lachte unverschämt. Wie Geralt erwartet hatte, dachte der Älteste lange nach.

»Aha«, sagte er endlich. »Ah ja. Es gibt hier aber auch andere Wildlinge. Kommen wohl aus dem Elfenland herüber. Oh, Herr, und wie es die gibt. Man kann sie kaum aufzählen. Und am schlimmsten ist die Mora, hab ich recht, Leute?«

Die Leute wurden lebhaft, drängten von allen Seiten an den Tisch.

»Die Mora!«, sprach einer. »Ja, ja, recht hat der Älteste. Eine bleiche Jungfer, geht im Morgengrauen durch die Hütten, und die Kinder sterben davon!«

»Und Poltergeister«, setzte ein Zweiter hinzu, ein Soldat von der Gemeindewache. »Flechten den Pferden im Stall die Mähnen zusammen!«

»Und Vampire! Vampire gibt's hier!«

»Und Wasserweiber! Von denen kriegt einer die Blattern!«

Die nächsten paar Minuten waren erfüllt von einer Aufzählung aller Ungeheuer, die den Dörflern der Umgegend mit ihrem schändlichen Treiben oder durch ihr bloßes Dasein zur Last fielen. Geralt und Rittersporn erfuhren von Irrlingen und Blendern, deretwegen ein anständiger Bursche in betrunkenem Zustand nicht nach Hause findet, von den Flatterern, die fliegen und den Kühen die Milch wegtrinken, von einem im Walde herumlaufenden Kopf auf Spinnenbeinen, von Kobolden mit roten Mützen und von einem schrecklichen Hecht, der den Waschweibern die Wäsche aus den Händen reißt, und ehe man sich's versieht, schnappt er sich die Weiber selber. Wie üblich, versäumte man auch nicht, sie in Kenntnis zu setzen, dass die alte Neuberin nachts auf einem Feuerhaken fliege und tags Gerüchte ausstreue, dass der Müller das Mehl mit Eicheln verfälsche und dass ein gewisser Duda, als er über

den königlichen Vogt sprach, selbigen einen Verbrecher und Mistkerl genannt habe.

Geralt hörte geduldig zu, nickte mit gespielter Konzentration, stellte ein paar Fragen, die größtenteils Straßen und die Topographie der Gegend betrafen; dann stand er auf und nickte Rittersporn zu.

»Dann macht's gut, ihr guten Leute«, sagte er. »Ich komme bald zurück, dann werden wir sehen, was sich machen lässt.«

Schweigend ritten sie zurück, an Hütten und Zäunen entlang, von bellenden Hunden und schreienden Kindern geleitet.

»Geralt«, ließ sich Rittersporn vernehmen, während er sich im Sattel aufrichtete und von einem Ast, der über den Gartenzaun ragte, einen stattlichen Apfel pflückte. »Den ganzen Weg über hast du dich beschwert, dass es dir immer schwerer fällt, Beschäftigung zu finden. Aber nach dem, was ich eben gehört habe, hast du hier bis zum Winter zu arbeiten, und das ohne Pause. Du würdest ein paar Groschen verdienen, und ich hätte schöne Themen für Balladen. Erklär mir also, warum reiten wir weiter?«

»Hier würde ich keinen roten Heller verdienen, Rittersporn.«

»Wie das?«

»Weil an dem, was sie erzählt haben, kein wahres Wort war.«

»Wie bitte?«

»Keins von den Geschöpfen, von denen sie geredet haben, gibt es wirklich.«

»Du machst wohl Witze!« Rittersporn spuckte einen Kern aus und warf den Grieb nach einem gescheckten Hund, der es besonders auf die Fesseln des Pferdes abgesehen hatte. »Nein, ist ausgeschlossen. Ich habe mir diese Leute angesehen, und bei den Menschen kenne ich mich aus. Sie haben nicht gelogen.«

»Nein«, stimmte der Hexer zu. »Sie haben nicht gelogen. Sie haben das alles fest geglaubt. Was nichts an der Tatsache ändert.«

Der Dichter schwieg eine Weile.

»Keins von diesen Ungeheuern ... Kein einziges? Das kann nicht sein. Irgendwas von dem, was sie erwähnt haben, muss es hier

geben. Wenigstens eins! Gib's zu.«

»Ich geb's zu. Eins gibt es hier bestimmt.«

»Ha! Was?«

»Vampire. Fledermäuse.«

Sie ritten an den letzten Zäunen vorbei, auf eine Landstraße inmitten rapsgelber Beete und im Winde wogender Getreidefelder. In der Gegenrichtung fuhren beladene Wagen die Straße entlang. Der Barde legte ein Bein über den Sattelbogen, stützte die Laute aufs Knie und klimperte schwermütige Melodien, wobei er von Zeit zu Zeit den kichernden Mädchen mit geschürzten Röcken zuwinkte, die am Straßenrand entlanggingen, Hacken auf den kräftigen Schultern.

»Geralt«, sagte er plötzlich. »Aber es gibt doch Ungeheuer. Vielleicht nicht so viele wie einst, vielleicht lauern sie nicht hinter jedem Baum im Wald, aber es gibt sie. Sie existieren. Woran liegt es also, dass sich die Leute zusätzlich welche ausdenken, die es nicht gibt? Mehr noch, dass sie an das glauben, was sie sich ausdenken? He? Geralt von Riva, du berühmter Hexer? Hast du dich nicht nach dem Grund gefragt?«

»Habe ich, du berühmter Poet. Und ich kenne diesen Grund.«

»Ich bin gespannt.«

»Die Leute« – Geralt wandte den Kopf ab – »denken sich gern Ungeheuer und Ungeheuerlichkeiten aus. Sie selbst kommen sich dann weniger ungeheuerlich vor. Wenn sie sich vollaufen lassen, betrügen, stehlen, die Frau mit dem Riemen prügeln, die alte Großmutter hungern lassen, mit der Mistgabel einen in die Falle geratenen Fuchs erstechen oder das letzte Einhorn der Welt mit Pfeilen spicken, stellen sie sich gern vor, dass die Mora, die im Morgengrauen durch die Hütten geht, noch schlimmer ist als sie. Davon wird ihnen etwas leichter ums Herz. Und es lebt sich einfacher.«

»Ich hab's mir gemerkt«, sagte Rittersporn, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte. »Ich werde die passenden Reime suchen und eine Ballade daraus machen.«

»Tu das. Aber rechne nicht mit viel Beifall.«

Sie ritten langsam, doch bald verloren sie die letzten Hütten der Siedlung aus den Augen. Dann überquerten sie den Scheitelpunkt der bewaldeten Anhöhen.

»Ha«, Rittersporn zügelte das Pferd und blickte sich um. »Sieh nur, Geralt. Ist das nicht schön? Eine Idylle, hol mich der Teufel. Eine Augenweide!«

Jenseits der Anhöhen fiel das Gelände sanft zu ebenen, flachen Feldern ab, auf denen ein Mosaik verschiedenfarbiger Früchte wuchs. In der Mitte stießen rund und regelmäßig wie ein Kleeblatt die Spiegel dreier Seen aneinander, von dunklen Gürteln aus Erlendickicht umringt. Den Horizont formte die wolkenverhangene, blaue Silhouette der Berge, die über einem schwarzen, formlosen Streifen dichten Waldes aufragte.

»Reiten wir, Rittersporn.«

Die Landstraße führte geradewegs zu den Seen, entlang an Dämmen und in Erlenhainen verborgenen Teichen voller schnatternder Stockenten, Knäkten, Reiher und Haubentaucher. Der Reichtum der Vogelwelt war angesichts der überall sichtbaren Spuren menschlicher Tätigkeit erstaunlich – die Dämme waren gepflegt, mit Faschinen belegt, die Überläufe mit Steinen und Bohlen verstärkt. Die Wassermönche an den Teichen, durchaus nicht durchgefaut, ließen munter das Wasser rinnen. Im Schilf an den Seen waren Kähne und Anlegestege zu sehen, und aus den Wasserflächen ragten die Stangen von aufgespannten Netzen und Reusen.

Rittersporn wandte sich plötzlich um. »Hinter uns kommt jemand«, sagte er aufgeregt. »Auf einem Wagen!«

»Unerhört«, spottete der Hexer, ohne sich umzuschauen. »Auf einem Wagen? Und ich dachte, hier reiten sie auf Fledermäusen.«

»Soll ich dir mal was sagen?«, knurrte der Troubadour. »Je näher der Rand der Welt ist, umso witziger wirst du. Nicht auszudenken, wo das noch hinführt!«

Sie ritten gemächlich, und da der mit einem Paar Schecken bespannte Wagen leer war, holte er sie rasch ein.

»Brrrr!« Der Mann auf dem Kutschbock hielt die Pferde unmittelbar hinter ihnen an. Er trug ein Wams von rohem Leder, und die Haare reichten ihm bis zu den Brauen. »Grüß die Götter, ihr Herren!«

»Wir«, erwiderte Rittersporn, der sich im Brauchtum auskannte, »grüßen sie auch.«

»Wenn wir wollen«, murmelte der Hexer.

»Ich heiße Brennessl«, teilte der Kutscher mit. »Ich hab Euch zugeschaut, wie Ihr mit dem Ältesten vom Oberen Ort geredet habt. Ich weiß, dass Ihr'n Hexer seid.«

Geralt ließ die Zügel locker und ließ die Stute ein wenig in die Brennesseln am Wege schnauben.

»Ich hab gehört«, fuhr der Mann im Wams fort, »wie Euch der Älteste Märchen aufgetischt hat. Hab wohl gemerkt, was Ihr für ein Gesicht gemacht habt, und mich nicht gewundert. Hab lange nicht solchen Unsinn und Lügen gehört.«

Rittersporn lachte. Geralt betrachtete den Burschen aufmerksam, ohne etwas zu sagen. Der Mann namens Brennessl räusperte sich.

»Wollt Ihr nicht eine richtige, ordentliche Arbeit erledigen, Herr Hexer?«, fragte er. »Ich hätte was für Euch.«

»Was denn?«

Brennessl wich seinem Blick nicht aus. »Vom Geschäft redet sich's schlecht auf der Straße. Fahren wir zu mir, in den Unteren Ort. Dort reden wir. Euer Weg führt ja sowieso dahin.«

»Woher diese Gewissheit?«

»Daher, dass es hier keinen andern Weg hat, und Eure Pferde stehen mit dem Maul nach da und nicht mit dem Schwanz.«

Rittersporn lachte abermals. »Was sagst du dazu, Geralt?«

»Nichts«, erwiderte der Hexer. »Auf der Straße redet sich's schlecht. Also dann los, Herr Brennessl.«

»Bindet die Pferde am Wagen fest und kommt herauf«, schlug der Bursche vor. »Ist besser so. Wozu sich den Arsch im Sattel schinden?«

»Ein wahres Wort.«

Sie stiegen auf den Wagen. Der Hexer streckte sich genüsslich auf dem Stroh aus. Rittersporn, der offensichtlich fürchtete, sich seinen eleganten grünen Rock schmutzig zu machen, setzte sich auf den Bock. Brennessl schnalzte, und das Gefährt holperte über den bohlenverstärkten Damm.

Sie überquerten eine Brücke über einen von Mummeln und Entengrütze zugewachsenen Kanal und kamen an einem Streifen abgemähter Wiesen vorbei. Dahinter erstreckten sich, so weit das Auge reichte, bestellte Felder.

»Kaum zu glauben, dass das der Rand der Welt ist, das Ende der Zivilisation«, sagte Rittersporn. »Sieh doch nur, Geralt. Roggen wie Gold, und in dem Maisfeld könnte sich ein Mann zu Pferde verbergen. Oder der Raps, schau, wie riesig er ist.«

»Du verstehst etwas von Landwirtschaft?«

»Wir Dichter müssen von allem etwas verstehen«, erklärte Rittersporn geduldig. »Sonst würden wir uns beim Schreiben blamieren. Lernen muss man, mein Lieber, lernen. Von der Landwirtschaft hängt das Schicksal der Welt ab, es ist also gut, sich darin auszukennen. Die Landwirtschaft nährt, kleidet, schützt vor der Kälte, sorgt für Unterhaltung und dient der Kunst.«

»Mit Unterhaltung und Kunst übertreibst du ein bisschen.«

»Und woraus wird Schnaps gebrannt?«

»Ich verstehe.«

»Du verstehst nicht viel. Lerne. Sieh dort die violetten Blüten. Das ist Lupine.«

»In Wahrheit ist es Wicke«, warf Brennessl ein. »Habt Ihr noch keine Lupine gesehen? Doch in einem habt Ihr's getroffen, Herr. Hier gedeiht alles mit Macht und wächst, dass es eine Freude ist. Darum heißt es auch: das Blumental. Darum haben sich unsere Vorfahren hier angesiedelt, so sie die Elfen von hier vertrieben hatten.«

»Blumental oder Dol Blathanna.« Rittersporn stieß den auf dem Stroh ausgestreckten Hexer mit dem Ellenbogen an. »Hast du's bemerkt? So sie die Elfen vertrieben hatten, aber den alten Namen, so die Elfen geprägt hatten, zu ändern nicht nötig gefunden hatten.

Nicht genug Phantasie. Und wie lebt es sich hier mit den Elfen, Hausherr? Ihr habt sie ja vor der Nase in den Bergen.«

»Wir machen uns mit ihnen nicht gemein. Sie für sich, wir für uns.«

»Die beste Lösung«, erklärte der Dichter. »Nicht wahr, Geralt?«

Der Hexer blieb die Antwort schuldig.

//

»Danke für die Bewirtung.« Geralt leckte den beinernen Löffel ab und legte ihn in die leere Schüssel. »Tausend Dank, Hausherr. Und jetzt, wenn Ihr erlaubt, wollen wir zur Sache kommen.«

»Gewiss, können wir«, stimmte Brennessl bei. »Was, Dhun?«

Dhun, der Älteste vom Unteren Ort, ein gewaltiger Mann mit finsterem Blick, nickte den Mägden zu, die nahmen rasch das Geschirr vom Tisch und verließen den Versammlungsraum – zum sichtlichen Bedauern Rittersporns, der seit Beginn des Essens die Augen nach ihnen verdreht und sie mit nicht eben erlesenen Scherzen zum Kichern gebracht hatte.

»Ich höre also«, sagte Geralt und schaute aus dem Fenster, durch das Beilhiebe und Sägegeräusche erklangen. Auf dem Hofe waren irgendwelche Holzarbeiten im Gange, der kräftige Harzgeruch drang bis in die Stube. »Sagt, womit ich Euch hier dienen kann.«

Brennessl blickte Dhun an. Der Ortsälteste nickte, räusperte sich.

»Nun ja, es ist so«, sagte er. »Wir haben hier so ein Feld . . .«

Geralt stieß unterm Tisch Rittersporn an, der schon zu einem boshaften Kommentar ansetzte.

»Ein Feld«, fuhr Dhun fort. »Richtig so, Brennessl? Das Feld hat lange Zeit brachgelegen, aber wir pflügen es und pflanzen dort Hanf, Hopfen und Flachs. Ein ganzes Ende Feld, sag ich Euch. Reicht bis an den Wald . . .«

»Und?« Der Dichter hielt es nicht aus. »Was ist mit dem Feld?«

»Nun ja«, Dhun hob den Kopf, kratzte sich hinterm Ohr. »Nun ja, da treibt ein Teufel sein Unwesen.«

»Was?«, platzte Rittersporn heraus. »Wie bitte?«

»Ich sag's doch. Ein Teufel.«

»Es gibt keine Teufel!«

»Halt dich raus, Rittersporn«, sagte Geralt mit ruhiger Stimme. »Und Ihr redet weiter, Herr Dhun.«

»Ich sag doch: ein Teufel.«

»Das weiß ich schon.« Wenn er wollte, brachte Geralt grenzenlose Geduld auf. »Sagt, wie er aussieht, wo er herkommt, wobei er Euch stört. Der Reihe nach, wenn's recht ist.«

»Nun ja.« Dhun hob die knorrige Hand und zählte mit großer Mühe mit, indem er einen Finger nach dem anderen umbog. »Der Reihe nach, fürwahr, ein kluger Mann seid Ihr. Also nun ja. Aussehen tut er, Herr, wie ein Teufel, ein Teufel, wie er im Buche steht. Wo er herkommt? Nun ja, nirgendwoher. Krach-bumm, und wie wir hinschauen: ein Teufel. Und stören tut er uns eigentlich nicht besonders. Kommt sogar vor, dass er hilft.«

»Er hilft?« Rittersporn lachte laut auf, während er versuchte, eine Fliege aus dem Bier zu fischen. »Der Teufel?«

»Halt dich raus, Rittersporn. Redet weiter, Herr Dhun. Auf welche Weise hilft Euch dieser, wie Ihr sagt . . .«

»Teufel«, wiederholte der Bauer nachdrücklich. »Nun ja, er hilft so: Den Boden düngt er, lockert die Erde auf, rottet Maulwürfe aus, verscheucht Vögel, bewacht weiße und Runkelrüben. Und wenn eine Raupe über'n Kohl kriecht, frisst er sie auf. Den Kohl frisst er aber auch auf. Er frisst überhaupt alles. Eben ein Teufel.«

Rittersporn lachte abermals auf, worauf er mit den Fingern die biernasse Fliege nach dem Kater schnippte, der am Kamin schlief. Der Kater öffnete ein Auge und sah den Dichter vorwurfsvoll an.

»Ihr seid jedenfalls«, sagte der Hexer ruhig, »willens, mich zu bezahlen, dass Ihr diesen Teufel loswerdet, oder? Mit anderen Worten, Ihr wollt ihn nicht in der Gegend haben?«

»Ja wer« – Dhun blickte ihn finster an – »will schon einen Teufel auf dem Lande seiner Väter haben? Uns gehört dieser Boden von alters her, der König hat ihn uns verliehen, und kein Teufel hat drauf was zu schaffen. Wir pfeifen auf seine Hilfe, haben wir selber etwa keine Hände? Und das, Herr Hexer, ist gar kein Teufel, sondern ein boshafte Vieh, und im Kopfe hat es, mit Verlaub, so einen Scheiß, dass man's schwer erträgt. Man weiß frühmorgens nicht, was ihm abends in den Sinn kommt. Mal, Herr, macht er in den Brunnen, mal

rennt er einem Mädchen nach, erschreckt sie, droht, dass er sie vögelt. Er stiehlt, Herr, was nicht niet- und nagelfest ist. Oder er macht's kaputt und verdirbt's, belästigt einen, an den Dämmen buddelt er, gräbt Löcher wie eine Bisamratte oder ein Biber, aus einem Teich ist zu guter Letzt das Wasser abgelaufen, und die Karpfen sind hinüber. Im Heuschober hat er Pfeife geraucht, der Hundesohn, das ganze Heu abgefackelt . . .«

»Ich verstehe«, unterbrach ihn Geralt. »Er richtet also doch Schaden an.«

»Nein.« Dhun schüttelte den Kopf. »Keinen Schaden. Spielt bloß Streiche, sozusagen.«

Rittersporn wandte sich zum Fenster und verbiss sich das Lachen. Der Hexer schwieg.

»Ach, was gibt's da zu reden«, ließ sich der bislang schweigsame Brennessl vernehmen. »Ihr seid doch Hexer, nicht wahr? Dann schafft mit diesem Teufel Ordnung. Ihr habt im Oberen Ort Arbeit gesucht, ich hab's selber gehört. Hier habt Ihr Arbeit. Wir bezahlen den Preis. Aber merkt auf, wir wollen nicht, dass Ihr den Teufel umbringt. Also das nicht.«

Der Hexer hob den Kopf und lächelte böse. »Interessant«, sagte er. »Ich würde sagen, nicht alltäglich.«

»Was?« Dhun runzelte die Stirn.

»Die Bedingung ist nicht alltäglich. Woher diese Barmherzigkeit?«

»Man darf ihn nicht töten« – Dhun runzelte noch stärker die Stirn –, »denn in diesem Tal . . .«

»Man darf nicht, und fertig«, fiel ihm Brennessl ins Wort. »Fangt ihn nur, Herr, oder verjagt ihn über alle Berge. Und bei der Bezahlung sollt Ihr nicht zu kurz kommen.«

Der Hexer schwieg und lächelte noch immer.

»Schlagt Ihr ein?«, fragte Dhun.

»Zuerst möchte ich ihn mir ansehen, diesen euren Teufel.«

Die Bauern wechselten Blicke.

»Ist recht«, sagte Brennessl, worauf er aufstand. »Wie Ihr wollt. Nachts tobt der Teufel in der ganzen Gegend, am Tage sitzt er irgendwo im Hanf. Oder zwischen den alten Weiden im Morast. Dort könnt Ihr ihn Euch ansehen. Wir werden Euch nicht drängen. Wollt Ihr Euch ausruhn, dann tut es, so lange es Euch beliebt. An Bequemlichkeit und Essen soll's Euch nicht mangeln, wie's das Gastrecht verlangt. Gehabt Euch wohl.«

»Geralt.« Rittersporn sprang vom Stuhl auf, schaute in den Hof hinaus, den sich von der Hütte entfernenden Bauern nach. »Ich verstehe überhaupt nichts mehr. Es ist noch kein Tag vergangen, seit wir uns über eingebildete Ungeheuer unterhalten haben, und du lässt dich plötzlich anstellen, Teufel zu fangen. Aber dass gerade Teufel pure Phantasie sind, mythische Gestalten, weiß doch jeder, außer den ungebildeten Bauern offensichtlich. Was hat dein unerwarteter Eifer zu bedeuten? Da ich dich ein wenig kenne, setze ich voraus, dass du dich nicht dazu herablässt, uns auf diese Weise Kost und Logis zu verschaffen?«

»In der Tat.« Geralt grinste. »Anscheinend kennst du mich schon ein bisschen, Sänger.« »Dann verstehe ich's nicht.«

»Was gibt es da zu verstehen?«

»Es gibt keine Teufel!«, schrie der Dichter und riss den Kater endgültig aus dem Schlaf. »Es gibt keine! Teufel existieren nicht, zum Teufel!«

»Stimmt.« Geralt lächelte. »Aber, Rittersporn, ich habe nie der Versuchung widerstehen können, mir etwas anzusehen, was nicht existiert.«

///

»Eins ist gewiss«, murmelte der Hexer, während er den Blick über den vor ihm liegenden wirren Hanfdschungel schweifen ließ. »Dumm ist dieser Teufel nicht.«

»Woraus schließt du das?«, wollte Rittersporn wissen. »Aus dem Umstand, dass er im unzugänglichen Dickicht sitzt? So viel Verstand hat der erste beste Hase.«

»Es geht um die besonderen Eigenschaften des Hanfs. So ein großes Feld strahlt eine starke antimagische Aura ab. Die meisten Zaubersprüche wären hier wirkungslos. Und dort, siehst du die Stangen da? Das ist Hopfen. Die Pollen von den Hopfendolden haben eine ähnliche Wirkung. Vermutlich ist das kein Zufall. Der Kerl spürt die Aura und weiß, dass er hier in Sicherheit ist.«

Rittersporn räusperte sich, zog die Hose zurecht. »Ich bin gespannt«, sagte er und rieb sich die Stirn, »wie du an ihn herankommen willst, Geralt. Ich habe dich noch nie bei der Arbeit gesehen. Ich nehme an, du weißt einiges über den Fang von Teufeln. Ich versuche mich an ein paar alte Balladen zu erinnern. Da war eine vom Teufel und dem Weib, unanständig, aber spaßig. Weißt du, das Weib . . .«

»Erspar mir das Weib, Rittersporn.«

»Wie du willst. Ich wollte mich nützlich machen, weiter nichts. Aber die alten Lieder soll man nicht gering schätzen, in ihnen steckt die über Generationen angesammelte Weisheit. Es gibt eine Ballade von einem Bauernknecht namens Yolop, der . . .«

»Hör auf zu reden. Es ist Zeit, dass ich an die Arbeit gehe. Mir Kost und Logis verdiene.«

»Was willst du tun?«

»Ein bisschen im Hanf herumschnüffeln.«

»Originell«, bemerkte der Troubadour abfällig. »Wenn auch nicht sehr raffiniert.«

»Und du, wie würdest du an ihn herankommen?«

»Klug.« Rittersporn warf sich in die Brust. »Geistreich. Mit einer Treibjagd zum Beispiel. Ich würde den Teufel aus dem Gestrüpp treiben und ihn auf freiem Felde zu Pferde einholen, ihn mit dem Lasso fangen. Was hältst du davon?«

»Ein ganz interessantes Konzept. Wer weiß, vielleicht sogar brauchbar, falls du mitmachen willst, denn für eine solche Aufgabe braucht man mindestens zwei. Aber zunächst sind wir noch nicht auf der Jagd. Zunächst will ich mich orientieren, was das ist, dieser Teufel. Darum muss ich ein wenig den Hanf durchstöbern.«

»He!« Der Barde bemerkte es erst jetzt. »Du hast das Schwert nicht mitgenommen!«

»Wozu auch? Ich kenne die Balladen von den Teufeln auch. Weder das Weib noch der Bauernknecht namens Yolop haben Schwerter benutzt.«

»Hmm . . .« Rittersporn blickte sich um. »Müssen wir uns mitten in dieses Dickicht vorarbeiten?«

»Du musst nicht. Du kannst ins Dorf zurückgehen und dort auf mich warten.«

»O nein«, widersprach der Dichter. »Ich soll so eine Gelegenheit sausen lassen? Ich will auch den Teufel sehen, mich überzeugen, dass er wirklich so schrecklich ist, wie man ihn malt. Ich habe gefragt, ob wir uns wirklich durch den Hanf arbeiten müssen, weil dort ein Trampelpfad ist.«

»In der Tat.« Geralt schirmte die Augen mit der Hand ab. »Da ist ein Pfad. Benutzen wir ihn.«

»Und wenn er zu dem Teufel führt?«

»Umso besser. Dann gehen wir nicht vergebens umher.«

»Weißt du, Geralt«, plapperte der Barde, während er dem Hexer auf dem engen, unebenen Pfad im Hanf folgte. »Ich habe immer gedacht, dass ›Teufel‹ nur eine Metapher ist, erfunden, damit man was zum Fluchen hat. ›Weiß der Teufel‹, ›hol's der Teufel‹, ›zum Teufel‹. So sagen wir in der Gemeinsprache. Die Halblinge sagen, wenn sie Gäste kommen sehen: ›Der Teufel schickt wieder wen.‹ Die

Zwerge fluchen: ›Dyvvel hoáek‹, wenn ihnen etwas schiefgeht, und schlechte Ware nennen sie ›Dyvvelsjýt‹. Und in der Älteren Rede gibt es so eine Wendung: ›A d'yeabl aép arse‹, das heißt . . .«

»Ich weiß, was das heißt. Hör auf zu quasseln, Rittersporn.«

Rittersporn verstummte, nahm das mit einer Reiherfeder geschmückte Mützchen ab, fächelte sich damit Luft zu und wischte seine schweißbedeckte Stirn ab. In dem Dickicht herrschte eine schwüle, stickige Hitze, die vom in der Luft hängenden Geruch blühender Gräser und Kräuter noch verstärkt wurde. Der Pfad machte eine leichte Biegung und endete gleich dahinter in einer kleinen ausgetretenen Lichtung.

»Schau, Rittersporn.«

Mitten auf der Lichtung lag ein großer, flacher Stein, darauf standen einige Tonschälchen. Zwischen den Schälchen fiel eine fast völlig heruntergebrannte Talgkerze ins Auge. Geralt sah Fladen von geschmolzenem Fett, an denen Maiskörner und Bohnenkerne klebten, dazu andere Kerne und Samen, die nicht zu erkennen waren.

»Das habe ich mir gedacht«, murmelte er. »Sie bringen ihm Opfer dar.«

»Tatsächlich«, erklärte der Dichter und zeigte auf die Kerze. »Und sie zünden Kerzen für den Teufel an. Aber wie ich sehe, füttern sie ihn mit Körnern, als ob er ein Vögelchen wäre. Verdammt, so ein Schweinestall! Hier klebt ja alles vor Honig und Teer. Was . . .«

Die folgenden Worte des Barden gingen in einem bedrohlichen und lauten Meckern unter. Im Hanf begann etwas zu rascheln und zu trampeln, worauf aus dem Dickicht das seltsamste Geschöpf hervorschaute, das Geralt je zu Gesicht bekommen hatte.

Das Geschöpf war etwas über einen Klafter groß, hatte hervorquellende Augen, Ziegenbart und -hörner. Auch die Lippen, beweglich, gespalten und weich, ließen an eine kauende Ziege denken. Die untere Körperhälfte des Wesens war bis hinab zu den gespaltenen Hufen von langem und dichtem dunkelrotem Haar bedeckt. Das Wundertier verfügte auch über einen langen, in einer

pinselförmigen Quaste auslaufenden Schwanz, mit dem es heftig hin und her schlug.

»Uk! Uk!«, bellte das Ungeheuer und scharrte mit den Hufen. »Was sucht ihr hier? Weg, weg, sonst nehm ich euch auf die Hörner, uk, uk!«

»Hat dich schon mal jemand in den Arsch getreten, Böckchen?«, konnte sich Rittersporn nicht verkneifen zu fragen.

»Uk! Uk! Bäääh!«, meckerte der Gehörnte los. Es war schwer einzuschätzen, ob er damit die Frage bejahte oder verneinte oder ob das Meckern Selbstzweck war.

»Sei still, Rittersporn«, blaffte der Hexer. »Kein Wort!«

»Blebleblebäääh!«, kollerte das Wesen wütend, wobei das Maul weit aufging und gelbe Pferde Zähne sehen ließ. »Uk! Uk! Uk! Blähubääähublähuuubäääh!«

»Ganz und gar.« Rittersporn nickte. »Leierkasten und Glöckchen gehören dir. Wenn du nach Hause gehst, kannst du sie mitnehmen.«

»Hör auf, verdammt«, zischte Geralt. »Du verdirbst alles. Behalt deine dummen Witze für dich . . .«

»Witze!!«, brüllte der Gehörnte und sprang hoch. »Witze, bäääh, bäääh! Wieder Witzbolde, was? Mit Eisenkugeln? Ich werd euch Eisenkugeln geben, ihr Mistkerle, uk, uk, uk! Witze wollt ihr, bäääh? Da habt ihr! Da habt ihr eure Kugeln! Da!«

Das Wesen sprang hoch und holte heftig mit dem Arm aus. Rittersporn heulte auf und plumpste auf den Pfad, die Hände an die Stirn gepresst. Das Wesen meckerte los, holte abermals aus. Etwas schwirrte an Geralts Ohr vorbei.

»Da habt ihr eure Kugeln! Bäääh!«

Eine zollgroße Eisenkugel prallte dem Hexer gegen die Brust, die nächste traf Rittersporn am Knie. Der Dichter fluchte grässlich und wandte sich zur Flucht. Geralt setzte ihm ungesäumt nach, und über seinem Kopf schwirrten die Kugeln.

»Uk! Uk! Bäääh!«, brüllte der Gehörnte auf und ab springend. »Euch werd ich eure Kugeln geben! Witzbolde, elende!«

Eine Kugel schwirrte durch die Luft, Rittersporn fluchte noch gemeiner und fasste sich ans Hinterteil. Geralt sprang zur Seite, in den Hanf, entging einem Treffer zwischen die Schultern aber nicht. Es war nicht zu leugnen, der Teufel warf bestürzend zielsicher und schien einen unerschöpflichen Vorrat an Kugeln zu haben. Während er durch das Dickicht brach, hörte er den siegreichen Teufel noch triumphierend meckern, gleich darauf das Schwirren der nächsten Kugel, Rittersporns Flüche und das Tappen seiner Füße, als er den Pfad entlang floh.

Und dann war es still.

IV

»Also weißt du, Geralt« – Rittersporn legte sich ein im Bottich gekühltes Hufeisen auf die Stirn –, »das hätte ich nicht erwartet. So ein gehörnter Tölpel mit Ziegenbart, so ein fellbewachsener Bock, und hat dich wie den ersten besten armen Schlucker gejagt. Und ich hab eins auf den Kopf gekriegt. Sieh doch, was ich für eine Beule habe!«

»Du zeigst sie mir zum sechsten Mal. Sie sieht nicht größer aus als beim ersten.«

»Wie nett von dir. Und ich dachte, dass ich zusammen mit dir in Sicherheit bin!«

»Ich habe dich nicht gebeten, mir in den Hanf nachzulaufen. Ich habe dich vielmehr gebeten, deine vorlaute Zunge im Zaum zu halten. Du hast nicht auf mich gehört, also musst du jetzt leiden. Und zwar still, wenn ich bitten darf, denn es kommt gerade jemand.«

In die Stube traten Brennessl und der untersetzte Dhun. Hinter ihnen trippelte ein Großmütterchen, grau und krumm wie eine Brezel, von einer blonden und frappierend mageren Halbwüchsigen geführt.

»Herr Dhun, Herr Brennessl«, begann der Hexer ohne Vorrede. »Ehe ich aufgebrochen bin, habe ich gefragt, ob Ihr schon selbst versucht habt, etwas mit diesem Eurem Teufel zu unternehmen. Ihr habt gesagt, dass Ihr nichts getan hättet. Ich habe Grund zu der Annahme, dass dem nicht so war. Ich erwarte Erklärungen.«

Die Dörfler murmelten miteinander, worauf Dhun in die Faust hüstelte und einen Schritt vortrat. »Recht habt Ihr, Herr. Verzeiht bitte. Wir haben geschwindelt, denn die Scham hat uns verzehrt. Wir wollten den Teufel selber überlisten, damit er von uns wiche . . .«

»Auf welche Weise?«

»Bei uns im Tal«, sprach Dhun langsam, »sind schon früher Scheusale aufgetaucht. Drachen in der Luft, Winder am Erdboden, Wurdulaken, Fangpire, gewaltig große Spinnen und allerlei

Schlangengezücht. Wir aber haben allemal Mittel gegen die Brut in unserem Buche gesucht.«

»In welchem Buche?«

»Zeigt das Buch, Großmutter. Das Buch, sag ich. Das Buch! Gleich fahr ich aus der Haut! Stocktaub! Lille, sag der Großmutter, sie soll das Buch zeigen!«

Das blonde Mädchen entwand den klauenförmigen Fingern der Alten ein großes Buch und reichte es dem Hexer.

»In selbigem Buche«, fuhr Dhun fort, »wo wir seit unvordenklichen Zeiten in unserem Geschlecht bewahren, stehen Mittel gegen alle Ungeheuer, Zauber und Sonderlichkeiten, die es auf der Welt gab, gibt oder geben wird.«

Geralt drehte einen schweren, dicken, mit einer dichten Staubschicht bedeckten Band in den Händen. Das Mädchen stand noch immer vor ihm und knüllte ihre Schürze zwischen den Händen. Sie war älter, als er zunächst angenommen hatte – ihn hatte ihre filigrane Gestalt getäuscht, die sich so von der kräftigen Figur der anderen Dorfmädchen unterschied, die gewiss gleichaltrig mit ihr waren.

Er legte das Buch auf den Tisch und schlug den schweren Holzdeckel auf.

»Wirf ein Auge darauf, Rittersporn.«

»Die Ersten Runen«, urteilte der Barde, während er ihm über die Schulter sah, das Hufeisen noch immer an die Stirn gepresst. »Die älteste Schrift, die bis zur Einführung des modernen Alphabets in Gebrauch war. Noch auf Grundlage der Elfenrunen und der Bilderschrift der Zwerge. Ein merkwürdiger Stil, aber so ist damals gesprochen worden. Interessante Zeichnungen und Illuminationen. So was kriegt man nicht oft zu sehen, Geralt, und wenn schon, dann in Tempelbibliotheken und nicht in Dörfern am Rande der Welt. Bei allen Göttern, wo habt Ihr das her, liebe Landleute? Ihr wollt uns doch nicht etwa sagen, dass Ihr das lesen könnt? Großmutter? Kannst du die Ersten Runen lesen? Kannst du überhaupt Runen lesen?«

»Hää?«

Das blonde Mädchen trat an die Großmutter heran und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

»Lesen?« Die Alte öffnete lächelnd den zahnlosen Mund. »Ich? Nein, mein Herzchen! Dieser Kunst bin ich nicht mächtig.«

»Erklärt mir«, sagte Geralt kühl, an Dhun und Brennessl gewandt, »wie ihr das Buch benutzt, ohne Runen lesen zu können?«

»Die älteste Frau weiß immer, was im Buche steht«, sagte Dhun finster. »Und was sie weiß, bringt sie einer jungen bei, wenn allmählich ihre Zeit kommt. Ihr seht selbst, dass es für unsere Großmutter schon so weit ist. Die Großmutter hat sich jetzt Lille genommen und lehrt sie. Aber vorläufig weiß die Großmutter es am besten.«

»Die alte Hexe und die junge«, murmelte Rittersporn. »Wenn ich recht verstehe«, sagte Geralt ungläubig, »kennt die Großmutter das ganze Buch auswendig? Ist es so? Großmutter?«

»Nicht das ganze, wie denn«, gab die Alte zur Antwort, wieder mit der Vermittlung Lilles, »nur das, was unter den Bildern steht.«

»Aha.« Geralt blätterte aufs Geratewohl um. Das Bild auf der abgegriffenen Seite stellte ein geflecktes Schwein mit Hörnern in Form einer Lyra dar. »Also zeigt, was Ihr könnt, Großmutter. Was steht hier geschrieben?«

Die Großmutter begann zu schniefen, betrachtete die Zeichnung, dann schloss sie die Augen. »Der gehörnte Auerochs oder Taurus«, rezitierte sie. »Von manchen im Irrtum Wisent genannt. Hat Hörner und stößt damit . . .«

»Das reicht. Sehr gut, wirklich.« Der Hexer blätterte ein paar aneinanderklebende Seiten um. »Und hier?«

»Sind allerlei Wolkler und Flammer. Die einen lassen regnen, die anderen säen Wind, die Dritten schleudern Blitze. Willst du die Ernte vor ihnen bewahren, so nimm ein eisernes Messer, ein neues, vom Mäusedreck drei Lot, vom Graureiherschmalz . . .«

»Gut, bravo. Hmm ... Und hier? Was ist das?«

Die Zeichnung zeigte ein Scheusal mit wirrem Haar zu Pferde, mit riesigen Augen und noch größeren Zähnen. In der rechten Hand hielt das Scheusal ein ansehnliches Schwert, in der linken einen Geldbeutel.

»Der Hexling«, schniefte die Großmutter. »Von manchen Hexer genannt. Ist sehr gefährlich, ihn zu rufen, doch wohl nötig, denn so gegen Ungeheuer und Ungeziefer nichts hilft, so hilft der Hexling. Hab jedoch acht . . .«

»Das genügt«, murmelte Geralt. »Es genügt, Großmutter. Danke.«

»Nein, nein«, widersprach Rittersporn mit boshaftem Lächeln. »Wie geht es weiter? Ein sehr interessantes Buch! Sprecht, Großmutter, sprecht!«

»Äh ... Hab jedoch acht, dass du den Hexling nicht anrührest, denn magst davon die Krätze kriegen. Und die Mägde sollst du vor ihm verbergen, denn der Hexling ist lüstern über jegliches Maß . . .«

»Stimmt aufs Wort.« Der Dichter grinste, Lille aber, wie dem Hexer schien, lächelte kaum merklich.

». .. so auch der Hexling sehr gierig ist und nach dem Golde trachtet«, sprach die Großmutter vor sich hin und blinzelte dabei, »sollst du ihm nicht mehr geben als: für einen Nix einen Silbergroshen oder anderthalb. Für einen Werkater: zwei Silbergroshen. Für einen Vampyr: vier Silbergroshen . . .«

»Das waren Zeiten«, murmelte der Hexer. »Danke, Großmutter. Und jetzt zeigt uns, wo hier vom Teufel die Rede ist und was das Buch über Teufel sagt. Diesmal möchte ich es sehr gern hören, so ich zu wissen trachte, welches Mittel Ihr gegen ihn angewandt habt.«

»Pass auf, Geralt«, kicherte Rittersporn. »Du fängst an, in dem Jargon zu reden. Diese Manier steckt an.«

Die Großmutter wurde mit Mühe ihrer zitternden Hände Herr und blätterte etliche Seiten weiter. Der Hexer und der Dichter beugten sich über den Tisch. In der Tat, auf der Zeichnung prangte der Kugelwerfer, mit Hörnern, Haaren, Schwanz und boshaftem Grinsen.

»Der Teufel«, rezitierte die Großmutter. »Auch Bocksbein oder Silvan genannt. Für Habe und Vieh von gar großem Schaden und

Ärgernis. Willst du ihn vom Lande vertreiben, tu also.«

»Na, na«, murmelte Rittersporn.

»Nimm von Nüssen eine Handvoll«, fuhr die Großmutter fort und fuhr dabei mit dem Finger übers Pergament. »Nimm desgleichen von eisernen Kugeln eine andere Handvoll. Von Honig ein Lägel, von Teer ein anderes. Von grauer Seife ein Fässchen, von Quark ein anderes. Wo der Teufel sitzt, dahin geh des Nachts. Und fang an, Nüsse zu essen. Sogleich wird der Teufel, so schmackhafte Speise liebet, herbeikommen und fragen, ob es wohl schmecke. Dann gib ihm die eisernen Kugeln . . .«

»Verdammt sollt ihr sein«, knurrte Rittersporn. »Dass euch doch gleich . . .«

»Still«, sagte Geralt. »Also, Großmutter. Weiter.«

»Hat er sich die Zähne ausgebrochen, wird der Teufel, so er dich Honig essen siehet, auch nach Honig verlangen. Dann gib nämlich dem Teufel den Teer, du aber iss den Quark. So du alsbald vernimmst, wie es dem Teufel inwendig knurrt und murret, so tu, wie wenn das nichts sei. Will aber der Teufel Quark, so gib ihm die Seife. Nach der Seife indes wird der Teufel nicht an sich halten können . . .«

»Seid ihr bis zur Seife gekommen?«, unterbrach Geralt sie mit steinerner Miene, zu Dhun und Brennessl gewandt.

»Woher denn«, seufzte Brennessl. »Nicht mal richtig bis zu den Kugeln. Och, Herr, hat der's uns gegeben, wie er auf eine Kugel gebissen hat . . .«

»Und wer hat euch geheißen«, fragte Rittersporn wütend, »ihm so viel Kugeln zu geben? Steht doch im Buche, nur eine Handvoll. Ihr aber habt ihm von nämlichen Kugeln einen ganzen Sack voll gegeben! Habt ihn für gut zwei Jahr mit Munition versorget, ihr Dummköpfe!«

»Pass auf«, bemerkte der Hexer lächelnd. »Du verfällst in den Jargon. Das steckt an.«

»Danke.«

Geralt hob ruckartig den Kopf, schaute dem neben der Großmutter stehenden Mädchen in die Augen. Lille senkte ihre Augen nicht; sie waren klar und von einem irren Blau.

»Warum bringt ihr dem Teufel Opfer in Form von Korn dar?«, fragte er scharf. »Man sieht doch, dass er ein typischer Pflanzenfresser ist.«

Lille antwortete nicht.

»Ich habe dich etwas gefragt, Mädchen. Hab keine Angst, vom Reden mit mir kriegt man keine Krätze.«

»Stellt ihr keine Fragen, Herr«, meldete sich Brennessl mit hörbarem Unbehagen in der Stimme. »Lille ... Sie ist ... seltsam. Sie wird Euch nicht antworten, nötigt sie nicht.«

Geralt schaute noch immer in Lilles Augen, und Lille hatte sie noch immer nicht gesenkt. Er spürte, wie ihm ein Schauer über den Rücken lief, den Hals hinauf kroch.

»Warum seid ihr nicht mit Dreschflegeln und Mistgabeln gegen den Teufel gezogen?«, fragte er mit erhobener Stimme. »Warum habt ihr ihm keine Fallen gestellt? Wenn ihr nur gewollt hättet, würde sein Ziegenschädel schon als Vogelscheuche auf einer Stange stecken. Mich habt ihr gewarnt, dass ich ja nicht versuchen soll, ihn zu töten. Warum? Du hast es ihnen verboten, nicht wahr, Lille?«

Dhun stand auf. Sein Kopf reichte fast bis zur Decke. »Geh raus, Mädchen«, knurrte er. »Nimm die Großmutter und geh.«

»Wer ist das, Herr Dhun?«, fuhr der Hexer fort, als sich die Tür hinter der Großmutter und Lille geschlossen hatte. »Wer ist dieses Mädchen? Warum genießt sie bei Euch mehr Achtung als dieses verdammte Buch?«

»Das geht Euch nichts an.« Dhun schaute ihn an, doch es lag keine Freundschaft in seinem Blick. »Bei euch in den Städten verfolgt ihr weise Frauen, bei euch errichtet ihr Scheiterhaufen. Bei uns hat es so was nicht gegeben und wird es auch nicht geben.«

»Ihr habt mich nicht verstanden«, sagte der Hexer kühl.

»Weil ich's gar nicht versucht hab«, knurrte Dhun.

»Das hab ich gemerkt«, zischte Geralt, auch nicht um einen freundlichen Ton bemüht. »Aber eine grundlegende Sache solltet Ihr zu verstehen geruhen, Herr Dhun. Uns verbindet nach wie vor kein Vertrag, noch immer habe ich mich Euch gegenüber zu nichts verpflichtet. Ihr habt keinen Grund zu der Annahme, Ihr hättet Euch einen Hexer gekauft, der für einen Silbergroshen oder anderthalb tun wird, was Ihr selbst nicht könnt. Oder nicht wollt. Oder nicht dürft. So ist es nicht, Herr Dhun. Ihr habt Euch den Hexer noch nicht gekauft, und ich glaube nicht, dass es Euch gelingen wird. Nicht, solange Ihr keine Lust habt zu verstehen.«

Dhun schwieg und musterte Geralt mit finsterem Blick. Brennessl räusperte sich, rutschte auf der Bank herum, schurrte mit den Bastschuhen über den Estrich, dann richtete er sich plötzlich auf. »Herr Hexer«, sagte er. »Nichts für ungut. Ich werde Euch sagen, was Sache ist. Dhun?«

Der Dorfälteste nickte zustimmend und setzte sich.

»Als wir hierhergefahren sind«, begann Brennessl, »habt Ihr gesehen, wie gut hier alles wächst, wie reich die Ernte ist. Solches kommt hier oft vor, wovon man anderswo selten oder gar nicht hört. Darum sind bei uns auch Setzlinge und Saatgut ein wichtig Ding, wir zahlen die Abgaben damit, verkaufen und tauschen sie . . .«

»Was hat das mit dem Teufel zu tun?«

»Hat es. Früher hat der Teufel hier und da was gestohlen und dumme Streiche gespielt, aber dann begann er mit Macht, Korn zu stehlen. Zuerst haben wir angefangen, ihm etwas zu dem Stein im Hanf zu bringen, dachten, er würde sich satt fressen und Ruhe geben. Nichts da: Er hat weiter gestohlen, was das Zeug hält. Und wie wir angefangen haben, die Vorräte vor ihm zu verstecken, in Kellern und Schuppen verriegelt und verrammelt, da wurde er wütend, Herr, brüllte und meckerte, schrie ›ukuk‹, und wenn er das macht, nimmt man lieber die Beine in die Hand. Er hat gedroht, dass er . . .«

». . . euch in den Hintern tritt«, warf Rittersporn grinsend ein.

»Das auch«, stimmte ihm Brennessl zu. »Und den roten Hahn erwähnte er auch. Was gibt's da viel zu reden, er konnte nicht stehlen, da hat er Abgaben verlangt. Hat befohlen, ihm säckeweise Korn und anderes Gut zu bringen. Und da sind wir dann böse geworden und haben uns vorgenommen, ihm den geschwänzten Arsch zu gerben. Aber . . .«

Der Bauer räusperte sich, senkte den Blick.

»Red nicht um den heißen Brei herum«, ließ sich Dhun plötzlich vernehmen. »Wir haben den Hexer unterschätzt, Brennessl. Sag alles.«

»Die Großmutter hat verboten, den Teufel zu schlagen«, sagte Brennessl rasch. »Aber wir wissen ja, dass es Lille ist, denn die Großmutter ... Die Großmutter sagt nur, was Lille will. Und wir ... Ihr wisst selber, Herr Hexer. Wir gehorchen.«

»Ich hab's bemerkt.« Geralt verzog die Lippen zu einem Lächeln. »Die Großmutter braucht bloß mit dem Kinn zu wackeln und ein paar Sätze zu stottern, die sie selber nicht versteht. Und das Mädchen starrt ihr an wie die Statue einer Göttin, weicht ihrem Blick aus, versucht aber, ihre Wünsche zu erraten. Und ihre Wünsche sind für euch Befehle. Wer ist sie, die Lille?«

»Ihr habt es doch erraten, Herr. Eine Seherin. Also eine Weise Frau. Aber sagt das niemandem. Wir bitten Euch. Wenn der Vogt davon erfährt oder, verhüten's die Götter, der Statthalter . . .«

»Keine Angst«, sagte Geralt ernst. »Ich weiß, worum es geht, und werde euch nicht verraten.«

Die seltsamen Frauen und Mädchen in den Dörfern, die Seherinnen oder Weise Frauen genannt wurden, genossen keine sonderliche Zuneigung seitens der Magnaten, die von der Bauernschaft Abgaben und Steuern einzogen. Die Bauern holten immer den Rat der Seherinnen ein, in beinahe jeder Angelegenheit. Sie glaubten ihnen blind und grenzenlos. Die aufgrund solcher Ratschläge getroffenen Entscheidungen standen jedoch oft in krassem Gegensatz zur Politik der Grundherren und Herrscher. Geralt hatte von geradezu radikalen und unbegreiflichen Fällen

gehört – vom Abschlachten ganzer Zuchtherden, vom Aussetzen von Saat oder Ernte und sogar von der Abwanderung ganzer Dörfer. Die Herrscher unterdrückten daher den »Aberglauben« und waren dabei oft nicht wählerisch in den Mitteln. So lernten die Bauern schnell, die Weisen Frauen verborgen zu halten. Doch sie hörten nicht auf, ihrem Rat zu folgen. Denn eins stand, wie die Erfahrung lehrte, außer Zweifel – auf lange Sicht erwies sich immer, dass die Weisen recht hatten.

»Lille hat uns nicht erlaubt, den Teufel zu töten«, fuhr Brennessl fort. »Sie hat gesagt, wir sollen es so machen, wie es im Buche steht. Wie Ihr wisst, hat es nicht geklappt. Wir hatten schon Ungemach mit dem Vogt. Als wir weniger Korn als sonst abgeliefert haben, wollte er das Maul aufreißen, schrie, drohte. Von dem Teufel haben wir ihm kein Sterbenswörtchen gesagt, denn der Vogt ist gestreng und versteht gar keinen Spaß. Und da sind wir einander über den Weg gelaufen. Haben wir Lille gefragt, ob wir Euch ... anstellen dürfen . . .«

»Und?«

»Sie hat durch die Großmutter sagen lassen, dass sie sich Euch erst ansehen muss.«

»Und das hat sie getan.«

»Hat sie. Und sie hat Euch anerkannt, wir wissen das, wir können sehen, was Lille anerkennt und was nicht.«

»Sie hat mit mir kein Wort gesprochen.«

»Sie hat nie zu jemandem gesprochen, außer der Großmutter. Aber wenn sie Euch nicht anerkannt hätte, wäre sie um keinen Preis in die Stube gekommen.«

»Hm . . .« Geralt wurde nachdenklich. »Das ist interessant. Eine Seherin, die, statt weiszusagen, schweigt. Wie kommt sie zu euch?«

»Wir wissen es nicht, Herr Hexer«, murmelte Dhun. »Aber die Älteren erinnern sich, dass es mit der Großmutter genauso war. Die vorhergehende Großmutter hat sich auch ein schweigsames Mädchen genommen, so eins, wo wer weiß woher aufgetaucht ist. Und dieses Mädchen, das ist jetzt unsere Großmutter. Mein

Großvater hat gesagt, dass eine Großmutter sich auf solche Weise verjüngt. Dass sie sich wohl einen Monat im Himmel verjüngt und ebendas die neue ist. Lacht nicht . . .«

»Ich lache nicht.« Geralt schüttelte den Kopf. »Ich habe zu viel gesehen, als dass ich derlei Dinge zum Lachen fände. Ich habe auch nicht vor, meine Nase in Eure Angelegenheiten zu stecken, Herr Dhun. Meine Fragen haben den Zweck, die Verbindung zwischen Lille und dem Teufel herauszufinden. Gewiss habt ihr selber schon bemerkt, dass eine solche Verbindung besteht. Wenn Euch also Eure Seherin am Herzen liegt, kann ich Euch in Bezug auf den Teufel nur eins raten: Ihr müsst ihn lieb gewinnen.«

»Wisst Ihr, Herr«, sagte Brennessl, »das betrifft nicht nur den Teufel. Lille lässt nicht zu, dass irgendwer gekränkt wird. Kein Geschöpf.«

»Natürlich«, warf Rittersporn ein. »Die Dorfseherinnen stammen aus derselben Wurzel wie die Druiden. Und was ein Druide ist, wenn bei dem eine Bremse Blut saugt, dann wünscht er ihr noch guten Appetit.«

»Ihr habt es getroffen.« Brennessl lächelte ein wenig. »Habt ins Schwarze getroffen. Dasselbe hatten wir mit den Wildschweinen, wo in den Gemüsebeeten gewühlt haben. Und? Schaut aus dem Fenster: Gemüsebeete wie gemalt. Es hat sich ein Mittel gefunden, Lille weiß nicht einmal, welches. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Ihr versteht?«

»Ich verstehe«, murmelte Geralt. »Gewiss. Aber genug davon. Lille oder nicht, Euer Teufel ist ein Silvan. Ein ungewöhnlich seltenes, aber vernünftiges Geschöpf. Ich werde ihn nicht töten, meine Regel verbietet mir das.«

»Wenn er vernünftig ist«, ließ Dhun sich vernehmen, »dann bringt ihn zur Vernunft.«

»In der Tat«, stimmte Brennessl ein. »Wenn der Teufel Vernunft hat, dann stiehlt er also mit Vernunft. Also findet Ihr, Herr Hexer, heraus, worum es ihm eigentlich geht. Er frisst dieses Korn ja nicht auf, jedenfalls nicht so viel. Wozu braucht er also das Korn? Tut er's

uns zum Tort, oder was? Was will er? Ihr findet es heraus und verjagt ihn mit irgendeinem Hexermittel aus der Gegend. Werdet Ihr das tun?«

»Ich versuch es«, entschied sich Geralt. »Aber . . .«

»Aber was?«

»Euer Buch, meine Lieben, ist veraltet. Ihr versteht, was ich meine?«

»Also eigentlich«, murmelte Dhun, »nicht ganz.«

»Ich will's Euch erklären. Also, Herr Dhun, Herr Brennessl, wenn Ihr gedacht habt, meine Hilfe würde Euch einen Groschen oder anderthalb kosten, dann habt Ihr Euch gewaltig geirrt.«

V

»He!«

Aus dem Dickicht ertönten Geraschel, ein zorniges »uk-uk« und das Knacken von Hopfenstangen.

»He!«, wiederholte der Hexer, gut versteckt. »Zeig dich doch, Bocksbein.«

»Selber Bocksbein.«

»Wie dann? Teufel?«

»Selber Teufel.« Der Gehörnte steckte den Kopf aus dem Hanf und bleckte die Zähne. »Was willst du?«

»Reden.«

»Du machst Witze, was? Denkst du, ich weiß nicht, was du für einer bist? Die Bauern haben dich angestellt, damit du mich verjagst, was?«

»Stimmt«, gab Geralt gleichgültigen Tones zu. »Und genau darüber wollte ich mit dir plaudern. Vielleicht, dass wir uns einigen?«

»Das ist es also«, meckerte der Teufel. »Du würdest mich gern auf billige Weise loswerden, was? Ohne Mühe? Nicht mit mir, bääh! Das Leben, Mensch, ist Kampf. Der Bessere gewinnt. Wenn du bei mir gewinnen willst, dann beweise, dass du der Bessere bist. Statt Gerede ein Wettkampf. Der Sieger bestimmt die Bedingungen. Ich schlage einen Wettlauf vor, von hier bis zur alten Weide auf dem Damm.«

»Ich weiß weder, wo dieser Damm, noch wo die alte Weide ist.«

»Wenn du es wüsstest, würde ich keinen Wettlauf vorschlagen. Ich mag Wettkämpfe, aber ich verliere nicht gern.«

»Ich hab's gemerkt. Nein, wir werden nicht um die Wette laufen. Es ist heiß heute.«

»Schade. Vielleicht messen wir uns dann auf andere Weise?« Der Teufel bleckte die gelben Zähne und hob einen ziemlich großen

Stein vom Boden auf. »Kennst du das Spiel ›Wer knallt lauter?‹ Ich fange an. Mach die Augen zu.«

»Ich habe einen anderen Vorschlag.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Du verschwindest ohne Wettkämpfe, Läufe oder Knalle. Von selber, freiwillig.«

»So einen Vorschlag kannst du a d'yeabl aép arse stecken.« Der Teufel bewies, dass er die Ältere Rede kannte. »Ich werde nicht verschwinden. Mir gefällt es hier.«

»Aber du hast hier zu viel angestellt. Hast deine Späße übertrieben.«

»Einen Dyvvelsjýt gehen dich meine Späße an.« Der Teufel beherrschte also auch die Zwergensprache. »Und dein Vorschlag ist auch bloß einen Dyvvelsjýt wert. Ich werde nirgendshin verschwinden. Es sei denn, du besiegst mich in irgendeinem Spiel. Soll ich dir eine Chance geben? Wir spielen Rätselraten, wenn du keine Kraftspiele magst. Ich geb dir jetzt ein Rätsel auf, wenn du es errätst, hast du gewonnen, und ich verschwinde. Wenn du's nicht errätst, bleibe ich, und du verschwindest. Streng dich an, denn das Rätsel ist nicht leicht.«

Ehe Geralt protestieren konnte, meckerte der Teufel, stampfte mit den Hufen, peitschte mit dem Schwanz über den Boden und sprach:

*»Hat rosige Blättchen und schön volle Schoten,
Wächst unweit des Flüsschens im lehmigen Boden,
Am länglichen Stengel die Blüte gefleckt,
Der Kater frisst's auf, sobald er's entdeckt.*

Na, was ist das? Rate.«

»Keine Ahnung«, gestand der Hexer gelangweilt, ohne auch nur einen Versuch zu unternehmen. »Vielleicht eine Platterbse?«

»Falsch. Du hast verloren.«

»Und wie heißt die richtige Lösung? Was hat ... hm ... gefleckte Stengel?«

»Kohl.«

»Hör mal«, blaffte Geralt. »Allmählich gehst du mir auf die Nerven.«

»Ich hab dich gewarnt« – der Teufel lachte auf –, »dass das Rätsel nicht leicht ist. Schwer. Ich hab gewonnen, ich bleibe. Und du gehst weg. Gehab dich wohl.«

»Noch einen Augenblick.« Der Hexer steckte verstohlen die Hand in die Tasche. »Und mein Rätsel? Ich habe doch wohl ein Recht auf Revanche?«

»Nein«, protestierte der Teufel. »Wieso denn? Es könnte ja sein, dass ich's nicht rate. Hältst du mich für dämlich?«

»Nein.« Geralt schüttelte den Kopf. »Ich halte dich für einen boshaften, eingebildeten Tölpel. Jetzt werden wir uns mit einem ganz neuen Spiel vergnügen, das du noch nicht kennst.«

»Ha! Wie das? Was ist das für ein Spiel?«

»Das Spiel heißt«, sagte der Hexer langsam, »»Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu«. Du brauchst nicht die Augen zu schließen.«

Geralt krümmte sich mit einer blitzartigen Bewegung, die zollgroße Eisenkugel pfiff scharf durch die Luft und krachte dem Teufel genau zwischen die Hörner. Das Geschöpf fiel um wie vom Blitz getroffen. Mit einem langen Satz sprang Geralt zwischen die Stangen und packte es am behaarten Bein. Der Silvan meckerte und schlug aus, der Hexer barg den Kopf hinter der Schulter, und doch dröhnte es ihm in den Ohren, denn trotz seiner kleinen Statur trat der Teufel mit der Kraft eines böartigen Maultiers. Geralt versuchte, die stoßende Klaue zu packen, doch es gelang ihm nicht. Der Gehörnte begann zu zittern, mit den Händen auf den Erdboden zu schlagen, und er traf ihn abermals, mitten auf die Stirn. Der Hexer fluchte, er fühlte, wie das Bein des Teufels seinen Fingern entglitt. Voneinander getrennt, zogen sich beide nach verschiedenen Seiten zurück, stießen dabei krachend Stangen um und verstrickten sich in den Hanfranken.

Der Teufel riss sich als Erster los und stürmte vor, den gehörnten Kopf gesenkt. Doch auch Geralt stand schon sicher auf den Füßen

und wich dem Angriff mühelos aus, packte das Wesen an einem Horn, riss es mit einem heftigen Ruck zu Boden und drückte es mit den Knien nieder. Der Teufel meckerte und spuckte ihm direkt in die Augen, und das auf eine Art, der sich ein Kamel nicht geschämt hätte. Der Hexer wich instinktiv zurück, ohne jedoch die Hörner loszulassen. Der Silvan versuchte den Kopf hin und her zu werfen, trat mit beiden Hufen gleichzeitig zu und – was am seltsamsten war – traf mit beiden. Geralt fluchte gemein, lockerte aber nicht den Griff. Er riss den Teufel vom Boden hoch, drückte ihn gegen die knackenden Stangen und trat mit ganzer Kraft gegen das haarige Knie, worauf er sich herabbeugte und ihm ins Ohr spuckte. Der Teufel heulte auf und biss die stumpfen Zähne aufeinander.

»Was du nicht willst, dass man dir tu«, keuchte der Hexer, »das füg auch keinem andern zu. Wollen wir weiterspielen ?«

»Blebleblääh!!!« Der Teufel kollerte, schrie und spuckte wütend, doch Geralt hielt ihn fest bei den Hörnern und drückte den Kopf nach unten, so dass die Spucke auf die eigenen Klauen des Teufels traf, auf den bebenden Erdboden, die aufgewirbelten Wolken von Staub und Unkraut.

Die nächsten paar Minuten vergingen mit heftigem Gerangel, dem Austausch von Beleidigungen und Tritten. Wenn Geralt überhaupt Grund zur Freude hatte, dann darüber, dass niemand ihn sah, denn der Anblick war wirklich lächerlich.

Der Schwung des nächsten Fußtritts trennte die beiden Kämpfenden und schleuderte sie nach verschiedenen Seiten ins Hanfdickicht. Wieder kam der Teufel dem Hexer zuvor – er sprang auf und wandte sich zur Flucht, sichtlich hinkend. Geralt holte Luft, wischte sich übers Gesicht und setzte ihm nach. Sie schlugen sich durch den Hanf, kamen ins Hopfenfeld. Der Hexer hörte den Hufschlag eines galoppierenden Pferdes. Einen Klang, den er erwartet hatte.

»Hierher, Rittersporn! Hierher!«, schrie er. »Im Hopfen!«

Plötzlich erblickte er die Brust des Reittiers unmittelbar vor sich, und im nächsten Moment wurde er umgeritten. Er prallte von dem Pferd ab wie von einer Felswand und stürzte hin, vom Aufprall am

Boden wurde ihm schwarz vor Augen. Dennoch gelang es ihm, sich zur Seite zu werfen, hinter die Hopfenstangen, weg von den Hufen des Pferdes. Er sprang behände auf, doch in diesem Augenblick ritt ihn der zweite Reiter nieder. Und dann stürzte sich plötzlich jemand auf ihn, presste ihn zu Boden.

Gleich darauf gab es einen Blitz und einen durchdringenden Schmerz im Hinterkopf.

Und Finsternis.

VI

Er hatte Sand im Mund. Als er ihn ausspucken wollte, stellte er fest, dass er mit dem Gesicht auf der Erde lag. Als er sich bewegen wollte, stellte er fest, dass er gefesselt war. Er hob ein wenig den Kopf. Er hörte Stimmen.

Er lag auf Waldstreu, neben einem Kiefernstamm. An die zwanzig Schritt entfernt standen ein paar abgesattelte Pferde. Er sah sie durch gefiedertes Farnkraut hindurch, undeutlich, doch eins von diesen Pferden war zweifellos Rittersporn's Fuchsstute.

»Drei Säcke Mais«, hörte er. »Tüchtig, Torque. Du hast es gut gemacht.«

»Das ist noch nicht alles«, sagte eine meckernde Stimme, die nur dem Teufel-Silvan hören konnte. »Sieh dir das an, Galarr. Sieht aus wie Bohnen, aber ganz weiß. Und so groß! Und das da heißt Raps. Sie machen Öl daraus.«

Geralt presste die Lider fest zusammen und öffnete sie wieder. Nein, es war kein Traum. Der Teufel und Galarr, wer immer das sein mochte, bedienten sich der Älteren Rede, der Sprache der Elfen. Für »Mais«, »Bohnen« und »Raps« benutzten sie jedoch die Worte der Gemeinsprache.

»Und das? Was ist das?«, fragte der namens Galarr.

»Leinsamen. Flachs, verstehst du? Hemden werden aus Flachs gemacht. Das ist viel billiger als Seide und haltbarer. Die Verarbeitung, glaube ich, ist ziemlich kompliziert, aber ich kriege es schon heraus.«

»Hauptsache, dieser Flachs gedeiht, dass er uns nicht wie die Rüben eingeht«, beklagte sich Galarr, noch immer in dem sonderbaren Kauderwelsch. »Kümmere dich um neue Rübensetzlinge, Torque.«

»Keine Angst«, meckerte der Teufel. »Das ist hier kein Problem, hier wächst alles wie verrückt. Ich beschaffe euch welche, keine Angst.«

»Und noch etwas«, sagte Galarr. »Finde endlich heraus, was es mit dieser Dreifelderwirtschaft auf sich hat.«

Der Hexer hob vorsichtig den Kopf an und versuchte sich umzudrehen.

»Geralt . . .«, hörte er jemanden flüstern. »Bist du zu dir gekommen?«

»Rittersporn«, flüsterte er zurück. »Wo sind wir ... Was ist mit uns . . .«

Rittersporn stöhnte nur leise. Geralt hatte genug. Er spannte sich an und wälzte sich auf den Rücken.

In der Mitte einer Lichtung stand der Teufel, der, wie Geralt schon wusste, den sonderbaren Namen Torque trug. Er war damit beschäftigt, Säcke, Beutel und Satteltaschen auf die Pferde zu laden. Dabei half ihm ein feingliedriger, hochgewachsener Mann, der nur Galarr sein konnte. Als er hörte, dass sich der Hexer bewegte, wandte er sich um. Seine Haare waren schwarz mit einem ausgeprägt tiefblauen Schimmer. Er hatte scharfe Gesichtszüge und große, funkelnde Augen. Und spitz zulaufende Ohren.

Galarr war ein Elf. Ein Elf aus den Bergen. Ein reinblütiger Aén Seidhe, ein Vertreter des Älteren Volkes.

Galarr war nicht der einzige Elf im Blickfeld. Am Rande der Lichtung saßen noch sechs weitere. Einer von ihnen war dabei, Rittersporns Satteltaschen auszuräumen, der andere klimperte auf der Laute des Troubadours. Die Übrigen, rings um einen aufgebundenen Sack versammelt, futterten mit vollen Händen Rüben und rohe Möhren.

»Vanadáin, Toruvíel«, sagte Galarr und wies mit einer Kopfbewegung zu den Gefangenen. »Vedrái! Enn'le!«

Torque sprang auf und begann zu meckern. »Nein, Galarr! Nein! Filavandrel hat's verboten! Hast du das vergessen?«

»Nein, hab ich nicht.« Galarr warf zwei zusammengebundene Säcke über den Rücken eines Pferdes. »Aber man muss nachsehen, ob sie nicht etwa die Fesseln gelöst haben.«

»Was wollt ihr von uns?«, stöhnte der Troubadour, während einer von den Elfen kniend die Knoten prüfte. »Warum fesselt ihr uns? Worum geht es euch? Ich bin Rittersporn, ein Dich . . .«

Geralt hörte einen Schlag. Er drehte sich herum, wandte den Kopf.

Die über Rittersporn stehende Elfe hatte schwarze Augen und rabenschwarzes Haar, das ihr üppig auf die Schultern fiel, nur an den Schläfen zu zwei dünnen Zöpfen geflochten. Sie trug eine kurze Lederweste über einem weiten Hemd aus grünem Satin und enganliegende Woll-Beinkleider, die in Reitstiefeln steckten. Um die Hüften hatte sie ein buntes Tuch geschlungen, das bis zur Mitte der Oberschenkel reichte.

»Que glosse?«, fragte sie, während sie den Hexer ansah und mit dem Griff eines langen Stiletts im Gürtel spielte. »Que l'en pavienn, ell'ea?«

»Nell'ea«, verneinte er. »T'en pavienn, Aén Seidhe.«

»Hast du gehört?« Die Elfe wandte sich zu ihrem Gefährten, einem hochgewachsenen Seidhe, der, statt sich mit der Überprüfung von Knoten abzugeben, mit gleichgültigem Ausdruck seines länglichen Gesichts auf Rittersporns Laute klimperte. »Hast du gehört, Vanadáin? Der Affenmensch kann sprechen! Er kann sogar dreist sein!«

Der Seidhe zuckte mit den Achseln. Die Federn, die seine Jacke schmückten, raschelten. »Ein Grund mehr, ihn zu knebeln, Toruviel.«

Die Elfe beugte sich über Geralt. Sie hatte lange Wimpern, einen unnatürlich blassen Teint und aufgedunsene, gerissene Lippen. Sie trug eine lange Halskette aus geschnitzten Stücken von Goldbirke, auf einen dünnen Riemen gezogen und mehrfach um den Hals geschlungen.

»Na, sag doch noch was, Affenmensch«, zischte sie. »Wir werden sehen, wozu deine ans Bellen gewohnte Kehle taugt.«

»Was denn, brauchst du einen Vorwand« – der Hexer wälzte sich mit Mühe auf den Rücken und spuckte Sand aus –, »um einen Gefesselten zu schlagen? Schlag ohne Vorwand, ich habe ja gesehen, dass es dir Spaß macht. Verschaff dir Erleichterung.«

Die Elfe richtete sich auf.

»An dir habe ich mir schon Erleichterung verschafft, und zwar, als du die Hände frei hattest«, sagte sie. »Ich war es, die dich niedergeritten und dir eins auf den Kopf gegeben hat. Du sollst wissen, dass ich es auch sein werde, die Schluss mit dir macht, wenn es so weit ist.«

Er antwortete nicht.

»Am liebsten würde ich dich aus der Nähe abstechen und dir dabei in die Augen sehen«, fuhr die Elfe fort. »Aber du stinkst fürchterlich, Mensch. Ich werde dich mit dem Bogen erschießen.«

»Wie du willst.« Der Hexer zuckte mit den Achseln, so weit es die Fesseln erlaubten. »Du wirst tun, was du willst, edle Aén Seidhe. Ein gefesseltes und unbewegliches Ziel solltest du treffen können.«

Die Elfe stand breitbeinig vor ihm, beugte sich herab, ließ die Zähne blitzen.

»Sollte ich«, zischte sie. »Ich treffe, was ich will. Aber du kannst sicher sein, dass du nicht am ersten Pfeil stirbst. Auch nicht am zweiten. Ich werde dafür sorgen, dass du spürst, wie du stirbst.«

»Komm nicht so nahe.« Er verzog das Gesicht in gespielter Ekel. »Du stinkst fürchterlich, Aén Seidhe.«

Die Elfe sprang zurück, holte in den schmalen Hüften Schwung und trat ihm gegen das Bein. Geralt krümmte sich und warf sich herum, er wusste, wohin sie ihn wieder treten wollte. Es gelang ihm, auszuweichen, sie traf ihn in die Hüfte, aber so, dass ihm die Zähne klapperten.

Der nahebei stehende hochgewachsene Elf quittierte die Fußtritte mit scharfen Akkorden auf den Saiten der Laute.

»Lass ihn, Toruviel!«, meckerte der Teufel. »Hast du den Verstand verloren? Galarr, sag ihr, sie soll aufhören!«

»Thaésse!«, schrie Toruviel und versetzte dem Hexer noch einen Tritt. Der hochgewachsene Seidhe schlug kräftig in die Saiten, eine riss mit einem langen klagenden Ton.

»Genug! Genug, bei den Göttern!«, ließ sich Rittersporn entnervt vernehmen, während er sich in den Stricken wand. »Warum

misshandelst du ihn, dumme Dirne? Lasst uns in Ruhe! Und du lass meine Laute in Ruhe, ja?»

Toruviel wandte sich zu ihm um, ein böses Grinsen auf den gesprungenen Lippen. »Ein Musikant! Ein Mensch, und Musikant! Lautenspieler!«

Wortlos nahm sie dem hochgewachsenen Elf das Instrument aus der Hand, zerschmetterte die Laute an einem Fichtenstamm und warf die Reste mit den wirr daran hängenden Saiten Rittersporn auf die Brust.

»Auf einem Kuhhorn sollst du spielen, Barbar, nicht auf der Laute.«

Der Dichter wurde totenblass, seine Lippen bebten. Geralt, der tief innen eine kalte Wut wachsen fühlte, suchte den Blick der schwarzen Augen Toruviels.

»Was starrst du so?«, zischte die Elfe und beugte sich herab. »Ekelhafter Affenmensch! Soll ich dir diese hässlichen Augen ausstechen?«

Ihre Halskette hing direkt über ihm. Der Hexer spannte die Muskeln, warf sich ruckartig hoch, packte die Halskette mit den Zähnen und riss kräftig daran, während er die Beine krümmte und sich auf die Seite warf. Toruviel verlor das Gleichgewicht, fiel auf ihn. Geralt warf sich in den Fesseln hin und her wie ein Fisch auf dem Trockenen, drückte mit seinem Gewicht die Elfe zu Boden, bog seinen Kopf zurück, dass die Halswirbel knackten, und stieß ihr mit ganzer Kraft die Stirn ins Gesicht. Toruviel heulte auf, verschluckte sich.

Er wurde brutal von ihr weggerissen, an Kleidung und Haaren, und zur Seite getragen. Jemand schlug ihn, er spürte, wie Ringe die Haut seiner Wangen aufschrammten, der Wald zitterte und verschwamm ihm vor den Augen. Er bemerkte, wie Toruviel sich auf die Knie aufrappelte, sah das Blut, das ihr aus Nase und Mund floss. Die Elfe riss das Stilett aus der Scheide, stöhnte aber plötzlich auf, krümmte sich, fasste sich ans Gesicht und senkte den Kopf zwischen die Knie.

Der hochgewachsene Elf in der mit bunten Federn geschmückten Jacke nahm ihr das Stilett aus der Hand und kam auf den Hexer zu, der am Boden festgehalten wurde. Lächelnd hob er die Klinge. Geralt sah ihn durch einen roten Schleier hindurch; das Blut von seiner an Toruviels Zähnen aufgerissenen Stirn war heruntergelaufen.

»Nein!«, meckerte Torque, stürzte zu dem Elf hin und hängte sich ihm an den Arm. »Nicht töten! Nein!«

»Voe'rle, Vanadáin«, erklang plötzlich eine wohltönende Stimme. »Quess aén? Caélm, evelliénn! Galarr!«

Geralt wandte den Kopf, so weit die in seine Haare gekralte Faust es erlaubte.

Das Pferd, das auf die Lichtung schritt, war schneeweiß, es hatte eine lange, weiche Mähne, seidig wie Frauenhaar. Die Haare des Reiters, der in einem prächtigen Sattel saß, waren von derselben Farbe, auf der Stirn von einem saphirbesetzten Reif zurückgehalten.

Torque stürzte meckernd zu dem Pferd, packte einen Steigbügel und überschüttete den weißhaarigen Elf mit einem Wortschwall. Der Seidhe unterbrach ihn mit gebieterischer Geste, sprang aus dem Sattel. Er ging zu der von zwei Elfen gestützten Toruviel, nahm ihr vorsichtig das blutige Taschentuch vom Gesicht. Toruviel stöhnte durchdringend auf. Der Seidhe schüttelte den Kopf, wandte sich dem Hexer zu, kam näher. Seine schwarzen, flammenden Augen, die in dem blassen Gesicht wie Sterne funkelten, hatten blaue Ringe, als ob er mehrere Nächte hindurch keinen Schlaf gefunden hätte.

»Sogar gefesselt beißt du«, sagte er leise in akzentfreier Gemeinsprache. »Wie ein Basilisk. Ich ziehe daraus Schlussfolgerungen.«

»Toruviel hat angefangen«, meckerte der Teufel. »Sie hat ihn getreten, obwohl er gefesselt war, als ob sie den Verstand verloren hätte . . .«

Abermals hieß ihn der Elf mit einer Handbewegung schweigen. Er gab einen knappen Befehl, und der Hexer und Rittersporn wurden unter eine Kiefer gezogen, mit Riemen am Stamm festgebunden.

Dann knieten sich alle um die liegende Toruviel und verdeckten sie. Geralt hörte sie einmal aufschreien, während sie sich in den Händen der anderen hin und her warf.

»Das habe ich nicht gewollt«, sagte der Teufel, der noch immer bei ihnen stand. »Ich habe es nicht gewollt, Mensch. Ich wusste nicht, dass sie gerade in dem Augenblick auftauchen würden, wo wir ... Als sie dich bewusstlos geschlagen und deinen Freund gefesselt hatte, bat ich sie, euch dort im Hopfen liegen zu lassen. Aber . . .«

»Sie durften keine Zeugen zurücklassen«, murmelte der Hexer.

»Sie werden uns doch nicht umbringen?«, stöhnte Rittersporn.
»Sie werden uns doch nicht . . .«

Torque wackelte schweigend mit der weichen Nase.

»Verdammt«, stöhnte der Dichter abermals auf. »Sie werden uns töten? Was geht hier vor, Geralt? Wovon sind wir Zeugen geworden?«

»Unser gehörnter Freund erfüllt im Blumental eine besondere Mission. Nicht wahr, Torque? Im Auftrag der Elfen stiehlt du Saatgut, Setzlinge, landwirtschaftliche Kenntnisse ... Was noch, Teufel?«

»Was ich kriegen kann«, meckerte Torque. »Alles, was sie brauchen. Und das möchte ich sehen, was sie nicht brauchen. In den Bergen hungern sie, vor allem im Winter. Und von Landwirtschaft haben sie keine Ahnung. Ehe sie Vieh oder Geflügel zähmen, ehe ihnen irgendwas auf den winzigen Feldern gedeiht ... Ihnen fehlt die Zeit dazu, Mensch.«

»Ihre Zeit kümmert mich einen Scheißdreck. Was habe ich ihnen getan?«, stöhnte Rittersporn. »Was habe ich ihnen Böses getan?«

»Denke gut nach«, sagte der weißhaarige Elf, der lautlos herbeigekommen war, »dann kannst du dir diese Frage vielleicht selbst beantworten.«

»Er rächt sich einfach für alles Leid, das Elfen von Menschen widerfahren ist.« Der Hexer lächelte schief. »Es ist ihm egal, an wem er sich rächt. Lass dich nicht von seiner edlen Gestalt und seiner gewählten Rede irreführen, Rittersporn. Er unterscheidet sich in

nichts von der Schwarzäugigen, die uns getreten hat. Er muss seinen ohnmächtigen Hass an jemandem auslassen.«

Der Elf hob Rittersporns zerbrochene Laute auf. Eine Weile betrachtete er schweigend das zerstörte Instrument; schließlich warf er es ins Unterholz.

»Wenn ich dem Hass oder dem Rachedurst nachgeben wollte«, sagte er, während er mit einem Paar Handschuhe aus weichem weißen Leder spielte, »würde ich nachts ins Tal einfallen, die Gehöfte anzünden und die Bewohner abschlachten. Kinderleicht, sie stellen nicht einmal Wachen auf. Wenn sie in den Wald gehen, sehen und hören sie uns nicht. Was könnte einfacher sein, was leichter, als ein rascher, lautloser Pfeil hinter einem Baumstamm hervor? Doch wir machen keine Jagd auf euch. Du Mensch mit den sonderbaren Augen warst es, der auf unseren Freund, den Silvan Torque, Jagd gemacht hat.«

»Ääh, das ist übertrieben«, meckerte der Teufel. »Was denn für eine Jagd. Wir haben uns ein bisschen ausgetobt . . .«

»Ihr Menschen seid es, die alles hassen, was sich von euch unterscheidet, und sei es nur in der Form der Ohren«, fuhr der Elf ruhig fort, ohne den Gehörnten zu beachten. »Darum habt ihr uns unser Land weggenommen, uns aus unserem Zuhause verjagt und in die wilden Berge verdrängt. Ihr habt unser Dol Blathanna besetzt, das Blumental. Ich bin Filavandrel aén Fidháil von den Silbernen Türmen, aus dem Geschlecht der Feleaorn von den Weißen Schiffen. Jetzt, vertrieben und an den Rand der Welt gedrängt, bin ich Filavandrel vom Rande der Welt.«

»Die Welt ist groß«, murmelte der Hexer. »Wir haben alle Platz darin.«

»Die Welt ist groß«, wiederholte der Elf. »Das ist wahr, Mensch. Doch ihr habt diese Welt verändert. Zuerst habt ihr sie mit Gewalt verändert, seid mit ihr so verfahren wie mit allem, was euch in die Hände fiel. Jetzt sieht es aus, als ob die Welt begonnen hat, sich an euch anzupassen. Sie hat sich euch unterworfen. Ihr habt sie besiegt.«

Geralt antwortete nicht.

»Torque hat die Wahrheit gesagt«, fuhr Filavandrel fort. »Ja, wir hungern. Ja, uns droht die Vernichtung. Die Sonne scheint anders, die Luft ist anders, das Wasser ist nicht mehr wie einst. Was wir früher gegessen, was wir benutzt haben, kommt um, verkrüppelt, verdirbt. Wir haben nie den Boden bestellt, haben im Gegensatz zu euch Menschen nie die Erde mit Hacken und Pflügen zerrissen. Euch zahlt die Erde einen blutigen Tribut. Uns beschenkte sie. Ihr entreißt der Erde mit Gewalt ihre Schätze. Für uns brachte sie Früchte und Blumen hervor, weil sie uns liebte. Nun ja, keine Liebe währt ewig. Doch wir wollen überdauern.«

»Statt Korn zu stehlen, kann man es kaufen. So viel, wie ihr braucht. Schließlich habt ihr viele Dinge, die die Menschen für ungewöhnlich kostbar halten. Ihr könntet Handel treiben.«

Filavandrel lächelte angewidert. »Mit euch? Niemals.«

Geralt verzog das Gesicht, dass die Kruste getrockneten Blutes aufriss. »Hol euch der Teufel, mitsamt eurer Arroganz und Verachtung. Wenn ihr nicht mit uns zusammenleben wollt, verurteilt ihr euch selbst zum Untergang. Zusammenleben, sich arrangieren, das ist eure einzige Chance.«

Filavandrel beugte sich heftig vor, seine Augen funkelten.

»Zu euren Bedingungen?«, fragte er mit veränderter, doch immer noch ruhiger Stimme. »Und eure Vorherrschaft anerkennen? Die eigene Identität verlieren? Zusammenleben als was? Als Sklaven? Parias? Mit euch über die Mauern hinweg zusammenleben, mit denen ihr euch in den Städten vor uns abschirmt? Mit euren Frauen zusammenleben und dafür den Galgen riskieren? Beziehungsweise zusehen, was den Kindern, die aus solch einem Zusammenleben hervorgehen, auf Schritt und Tritt widerfährt? Warum weichst du meinem Blick aus, seltsamer Mensch? Wie gelingt dir das Zusammenleben mit deinen Nächsten, von denen du dich ja etwas unterscheidest?«

»Ich komme zurecht.« Der Hexer blickte ihm geradezu in die Augen. »Irgendwie komme ich zurecht. Weil ich muss. Weil ich

keinen anderen Ausweg habe. Weil ich Hochmut und Stolz auf mein Anderssein in mir bezwungen habe, denn ich habe begriffen, dass Hochmut und Stolz zwar ein Schutz vor dem Anderssein sind, aber ein erbärmlicher. Weil ich begriffen habe, dass die Sonne anders scheint, weil etwas sich ändert, und nicht ich bin der Angelpunkt dieser Veränderung. Die Sonne scheint anders und wird weiter scheinen, es hilft nichts, mit Steinen nach ihr zu werfen. Man muss die Tatsachen akzeptieren, Elf, das muss man lernen.«

»Das ist es, was ihr wollt, nicht wahr?« Filavandrel wischte mit dem Handrücken den Schweiß weg, der auf die blasse Stirn über den weißen Brauen getreten war. »Das wollt ihr den anderen beibringen? Die Überzeugung, dass jetzt eure Zeit gekommen ist, die Ära und Epoche der Menschen, dass das, was ihr den anderen Rassen antut, genauso natürlich ist wie der Auf- und Untergang der Sonne? Dass alle sich damit abfinden, es akzeptieren müssen? Und mir wirfst du Hochmut vor? Was sind denn die Ansichten, die du verkündest? Warum nehmt ihr Menschen nicht endlich die Tatsache zur Kenntnis, dass eure Herrschaft über die Welt genauso natürlich ist wie die Vermehrung von Läusen in einem Pelz? Ebenso gut könntest du mir vorschlagen, mit den Läusen zusammenzuleben, mit derselben Andacht würde ich den Läusen zuhören, wenn sie sich gegen die Anerkennung ihrer Überlegenheit zur gemeinsamen Nutzung des Pelzes bereit erklären würden.«

»Dann verschwende keine Zeit an Diskussionen mit einem so unangenehmen Insekt, Elf«, sagte der Hexer, der mit Mühe seine Stimme beherrschte. »Mich wundert, wie sehr es dich verlangt, in einer Laus wie mir Schuldgefühle und Reue zu wecken. Du bist zu bedauern, Filavandrel. Du bist verbittert, dürstest nach Rache und weißt um deine Ohnmacht. Also los, stich mich mit dem Schwert nieder. Räche dich an der ganzen menschlichen Rasse. Du wirst sehen, wie dir davon leichter wird. Tritt mich vorher in die Eier oder in die Zähne, wie deine Toruviel.«

Filavandrel wandte den Kopf ab. »Toruviel ist krank«, sagte er.

»Ich kenne diese Krankheit und ihre Symptome.« Geralt spuckte über die Schulter. »Das, womit ich sie behandelt habe, müsste

helfen.«

»Wirklich, dieses Gespräch hat keinen Sinn.« Filavandrel stand auf. »Es tut mir leid, aber wir müssen euch töten. Mit Rache hat das nichts zu tun, es ist ein rein praktisches Erfordernis. Torque muss seine Aufträge weiter erfüllen, und niemand darf ahnen, für wen er das tut. Einen Krieg mit euch können wir uns nicht leisten, und zu Handel und Tausch geben wir uns nicht her. Wir sind nicht so naiv, dass wir nicht wüssten, wessen Vorhut eure Kaufleute sind. Wer nach ihnen kommt. Und welche Art Zusammenleben er mitbringt.«

»Elf«, meldete sich Rittersporn, der bisher geschwiegen hatte. »Ich habe Freunde. Leute, die Lösegeld für uns bezahlen werden. Wenn du willst, auch in Form von Lebensmitteln. In jeder Form. Denk darüber nach. Dieses gestohlene Saatgut kann euch doch nicht retten . . .«

»Nichts kann sie mehr retten«, unterbrach ihn Geralt. »Heul nicht vor ihm, Rittersporn, bettle nicht. Das hat keinen Zweck und ist erbärmlich.«

»Für jemanden, der so kurze Zeit lebt« – Filavandrel lächelte gequält –, »zeigst du eine erstaunliche Todesverachtung, Mensch.«

»Man wird einmal geboren und stirbt einmal«, sagte der Hexer ruhig. »Eine passende Philosophie für eine Laus, nicht wahr? Und deine Langlebigkeit? Du tust mir leid, Filavandrel.«

Der Elf zog die Brauen hoch. »Erklär, weshalb.«

»Ihr seid erbärmlich komisch, ihr mit den Säcken gestohlenen Saatguts auf den Packpferden, mit der Handvoll Samen, mit den paar Brocken, mit denen ihr überleben wollt. Und mit dieser Mission, durch die ihr eure Gedanken vom nahen Untergang ablenken wollt. Denn du weißt doch, dass es schon zu Ende geht. Im Hochland wird nichts aufgehen und nichts gedeihen, nichts kann euch mehr retten. Aber ihr seid langlebig, ihr werdet lange leben, sehr lange, in hochmütig gewählter Isolation, immer geringer an Zahl, immer schwächer, immer verbitterter. Und du weißt, was dann geschehen wird, Filavandrel. Du weißt, dass dann verzweifelte junge Männer mit den Augen hundertjähriger Greise und Mädchen, verblüht,

unfruchtbar und krank, solche wie Toruviel, jene in die Täler führen werden, die noch Schwerter und Bögen zu halten vermögen. Ihr werdet in die blühenden Täler hinabsteigen, um den Tod zu finden, damit ihr würdig sterbt, im Kampfe, und nicht auf dem Siechenbett, auf das euch Blutarmut, Schwindsucht und Skorbut werfen. Dann, langlebiger Aén Seidhe, wirst du an mich denken. Du wirst daran denken, dass du mir leidgetan hast. Und wirst verstehen, dass ich recht hatte.«

»Die Zeit wird zeigen, wer recht hatte«, sagte der Elf leise. »Und da liegt der Vorteil der Langlebigkeit. Ich habe die Chance, mich davon zu überzeugen. Und sei es wegen dieser gestohlenen Handvoll Getreide. Du wirst solch eine Chance nicht haben. In einem Augenblick stirbst du.«

»Verschone wenigstens ihn.« Geralt deutete mit einer Kopfbewegung auf Rittersporn. »Nein, nicht aus pathetischer Barmherzigkeit. Aus Vernunft. An mich wird niemand denken, ihn aber werden sie rächen wollen.«

»Du hältst nicht viel von meiner Vernunft«, sagte der Elf zögernd. »Wenn er dank dir überlebt, wird er sich zweifellos verpflichtet fühlen, dich zu rächen.«

»Da kannst du Gift drauf nehmen!«, platzte Rittersporn heraus, totenbleich. »Kannst dich drauf verlassen, Hundesohn. Bring mich auch um, denn ich verspreche dir, dass ich sonst die ganze Welt gegen euch in Bewegung setze. Du wirst sehen, wozu die Läuse aus dem Pelz imstande sind! Wir erledigen euch, und wenn wir diese eure Berge dem Erdboden gleichmachen müssten! Dessen kannst du sicher sein!«

»Was bist du doch dumm, Rittersporn«, stöhnte der Hexer.

»Man wird einmal geboren und stirbt einmal«, sprach der Dichter trotzig, wobei die Wirkung dadurch, dass seine Zähne wie Kastagnetten klapperten, etwas geschmälert wurde.

»Das entscheidet die Sache.« Filavandrel zog die Handschuhe hinterm Gürtel hervor und streifte sie über. »Es wird Zeit, diese Episode zu beenden.«

Auf seinen knappen Befehl hin nahmen die Elfen mit Pfeil und Bogen gegenüber Aufstellung. Sie taten es schnell, offensichtlich hatten sie längst darauf gewartet. Wie der Hexer feststellte, kaute einer immer noch an einer Rübe. Toruviel, Mund und Nase über Kreuz mit Streifen von Stoff und Birkenrinde verbunden, stand neben den Bogenschützen. Ohne Bogen.

»Sollen wir euch die Augen verbinden?«, fragte Filavandrel.

»Geh weg.« Der Hexer wandte den Kopf ab. »Geh . . .«

»A d'yeabl aép arse«, vervollständigte Rittersporn zähneklappernd.

»O nein!«, meckerte plötzlich der Teufel los, lief herbei und deckte die Verurteilten mit seinem Körper. »Seid ihr von Sinnen? Filavandrel! Das haben wir nicht verabredet! Das nicht! Du solltest sie in die Berge bringen, in irgendeiner Höhle festhalten, bis wir hier fertig sind . . .«

»Torque«, sagte der Elf. »Ich kann nicht. Ich kann kein Risiko eingehen. Hast du gesehen, was er mit Toruviel gemacht hat, und zwar gefesselt? Ich kann kein Risiko eingehen.«

»Es geht mich nichts an, was du kannst und was nicht! Was bildet ihr euch ein? Denkt ihr, ich werde euch einen Mord erlauben? Hier, auf meinem Land? Hier neben meinem Zuhause? Ihr verdammten Idioten! Verschwindet mitsamt euren Bögen, sonst nehme ich euch auf die Hörner, uk, uk!«

»Torque«, Filavandrel hakte die Hände in den Gürtel. »Was wir tun müssen, ist eine Notwendigkeit.«

»Düvvvelsheyss und keine Notwendigkeit!«

»Geh zur Seite, Torque.«

Der Gehörnte wackelte mit den Ohren, meckerte noch lauter, riss die Augen auf und krümmte den Arm in einer bei den Zwergen beliebten unanständigen Geste. »Ihr werdet hier niemanden ermorden! Steigt auf die Pferde und verschwindet in die Berge, hinter die Pässe! Sonst müsst ihr auch mich umbringen!«

»Sei vernünftig«, sagte der weißhaarige Elf langsam. »Wenn wir sie am Leben lassen, erfahren die Menschen von dir, davon, was du

tust. Sie werden dir nachstellen und dich totschiagen. Du kennst sie doch.«

»Ich kenne sie«, meckerte der Teufel und deckte Geralt und Rittersporn weiterhin. »Sieht so aus, als kenne ich sie besser als euch! Und ich weiß wirklich nicht, zu wem ich lieber halten soll! Es tut mir leid, dass ich mich mit euch eingelassen habe, Filavandrel!«

»Du hast es selbst gewollt«, erwiderte der Elf kühl und gab den Bogenschützen ein Zeichen. »Du hast es selbst gewollt, Torque. L'sparelleán! Evelliénn!«

Die Elfen zogen Pfeile aus den Köchern.

»Geh weg, Torque«, sagte Geralt mit zusammengebißenem Zähnen. »Es hat keinen Sinn. Geh zur Seite.«

Ohne sich von der Stelle zu rühren, zeigte ihm der Teufel die Zwergengeste.

»Ich höre ... Musik . . .«, schluchzte Rittersporn plötzlich auf.

»Das kommt vor«, erklärte der Hexer, den Blick auf die Pfeilspitzen gerichtet. »Mach dir nichts draus. Es ist keine Schande, vor Angst zu verblöden.«

Filavandrels Gesicht veränderte sich, verzog sich zu einer sonderbaren Grimasse. Der weißhaarige Seidhe wandte sich ruckartig um, rief den Bogenschützen knapp und abgehackt etwas zu. Sie senkten die Waffen.

Auf die Lichtung kam Lille.

Das war nicht mehr das magere Dorfmadchen in dem Leinenröckchen. Übers taubedeckte Gras der Lichtung schritt – nein, schwebte – die Königin auf sie zu, die strahlende, goldhaarige, flammenäugige, alles in ihren Bann schlagende Königin der Felder, mit Kränzen von Blumen, Ähren, Kräuterbüscheln geschmückt. Zu ihrer Linken stakste steifbeinig ein Rehkitz einher, zur Rechten raschelte ein großer Igel.

»Dana Méadbh«, sagte Filavandrel ehrerbietig. Und dann neigte er den Kopf und kniete nieder.

Auch die anderen Elfen knieten nieder; langsam, als zögerten sie, fielen sie einer nach dem anderen auf die Knie, neigten die Köpfe

tief, ehrerbietig. Als Letzte kniete Toruviel nieder.

»Haél, Dana Méadbh«, wiederholte Filavandrel.

Lille antwortete nicht auf den Gruß. Sie blieb ein paar Schritte vor dem Elf stehen, ließ den Blick ihrer blauen Augen über Rittersporn und Geralt schweifen. Torque, der sich ebenfalls verneigt hatte, machte sich sofort daran, die Fesseln zu lösen. Keiner der Seidhe rührte sich.

Lille stand noch immer vor Filavandrel. Sie sprach nicht, machte nicht das kleinste Geräusch, doch der Hexer sah die Veränderungen im Gesicht des Elfs, spürte die Aura, die beide umgab, und hatte keinen Zweifel, dass sie Gedanken austauschten.

Der Teufel zog ihn plötzlich am Ärmel. »Dein Freund«, meckerte er leise, »hat es vorgezogen, ohnmächtig zu werden. Was soll ich tun?«

»Gib ihm ein, zwei Mauschellen.«

»Mit Vergnügen.«

Filavandrel erhob sich. Auf seinen Befehl machten sich die Elfen blitzartig daran, die Pferde zu satteln.

»Komm mit uns, Dana Meadbh«, sagte der weißhaarige Elf. »Wir brauchen dich. Verlass uns nicht, Ewige. Entzieh uns nicht deine Gnade. Ohne sie sind wir verloren.«

Lille wandte langsam den Kopf, wies nach Osten, zu den Bergen. Der Elf verneigte sich und drehte in der Hand die verzierten Zügel seines Reittiers mit der weißen Mähne.

Rittersporn kam herbei, bleich und sprachlos, von dem Silvan gestützt. Lille blickte ihn an, lächelte. Sie schaute dem Hexer in die Augen, lange Zeit. Sie sprach kein Wort. Worte waren nicht nötig.

Die meisten Elfen saßen schon im Sattel, als Filavandrel und Toruviel herantraten. Geralt sah in die schwarzen Augen der Elfe, die über dem Verband zu sehen waren. »Toruviel . . .«, begann er. Und sprach nicht weiter.

Die Elfe nickte. Sie nahm vom Sattelknauf eine Laute, ein prächtiges Instrument von leichtem, kunstvoll mit Intarsien versehenem Holz und schlankem, geschnitztem Griff. Wortlos

überreichte sie die Laute Rittersporn. Der Dichter nahm das Instrument, verneigte sich. Ebenfalls wortlos, doch seine Augen sprachen Bände.

»Leb wohl, seltsamer Mensch«, sagte Filavandrel leise zu Geralt.
»Du hast recht. Es sind keine Worte nötig. Nichts ändert sich.«

Geralt schwieg.

»Nachdem ich es mir länger überlegt habe, bin ich zu dem Schluss gekommen, dass du recht hattest. Vorhin, als wir dir leidtaten. Also dann auf Wiedersehen. Bis bald, bis zu dem Tag, an dem wir in die Täler kommen werden, um mit Anstand zu sterben. Wir werden dann nach dir Ausschau halten, ich und Toruviel. Enttäusche uns nicht.«

Eine Zeitlang blickten sie einander schweigend an. Und dann antwortete der Hexer knapp und einfach: »Ich will's versuchen.«

VII

»Bei den Göttern, Geralt!« Rittersporn hörte auf zu spielen, drückte die Laute an sich, legte die Wange daran. »Dieses Holz singt von selbst! Diese Saiten leben! Welch ein wunderbarer Ton! Verdammt, für diese Laute sind ein paar Fußtritte und ein bisschen Angst ein sehr niedriger Preis. Ich hätte mich den lieben langen Tag treten lassen, wenn ich gewusst hätte, was ich dafür kriege. Geralt? Hörst du überhaupt zu?«

»Es lässt sich kaum vermeiden.« Der Hexer blickte vom Buch auf, sah zu dem Teufel hin, der noch immer verbissen auf einer sonderbaren Schalmey aus unterschiedlich langen Stücken Schilfrohr quietschte. »Ich höre euch, die ganze Gegend hört euch.«

»Dyvvelsjýt, aber keine Gegend.« Torque legte die Schalmey weg. »Einöde und weiter nichts. Wildnis. Der Arsch der Welt. Ach, wie ich mein Hanffeld vermisse!«

»Das Hanffeld vermisst er«, lachte Rittersporn, während er vorsichtig die meisterhaft geschnitzten Wirbel der Laute nachzog. »Du hättest mucksmäuschenstill im Dickicht sitzen sollen, statt die Mädchen zu erschrecken, Dämme zu beschädigen und in den Brunnen zu pinkeln. Ich denke, jetzt wirst du vorsichtiger sein, und die Lust auf Streiche ist dir vergangen, was, Torque?«

»Ich liebe Streiche«, teilte der Teufel mit und bleckte dabei die Zähne. »Und ein Leben ohne Streiche kann ich mir nicht vorstellen. Aber meinerwegen, ich verspreche, dass ich mich in den neuen Gegenden mehr vorsehen werde. Ich werde mit mehr Zurückhaltung Streiche spielen.«

Die Nacht war bewölkt und windig, Windstöße bogen das Schilf nieder, ließen die Zweige der Sträucher rauschen, zwischen denen sie sich gelagert hatten. Rittersporn warf noch ein Scheit ins Feuer. Torque drehte sich auf der Lagerstatt hin und her und verscheuchte mit dem Schwanz die Mücken. Im See bewegte sich plätschernd ein Fisch.

»Unsere ganze Expedition an den Rand der Welt werde ich in einer Ballade schildern«, verkündete Rittersporn. »Und dich schildere ich auch darin, Torque.«

»Glaub bloß nicht, dass ich dir das durchgehen lasse«, knurrte der Teufel. »Dann schreibe ich auch eine Ballade und schildere dich so, dass du dich zwanzig Jahre lang nicht in anständiger Gesellschaft blicken lassen kannst. Sieh dich also vor. Geralt?«

»Ja?«

»Hast du irgendwas Interessantes in dem Buch gelesen, das du den Bauern abgegaunert hast?«

»Hm.«

»Dann lies es uns vor, solange das Feuer noch nicht erloschen ist.«

»Ja, ja.« Rittersporn klimperte aus den tönenden Saiten von Toruviels Laute. »Lies vor, Geralt.«

Der Hexer stützte sich auf den Ellenbogen und schob das Buch näher ans Feuer. »Sehen kann man sie«, begann er, »zur Sommerszeit, von den Tagen des Maien und des Brachets bis zu den Tagen des Gilbharts, am häufigsten aber geschieht es zum Sichelfest, so die Uralten ›Lammas‹ nannten. Sie erscheint als die Blonde Jungfrau, ganz in Blumen, und alles, was lebet, strebet ihr nach und fällt ihr zu Füßen, sei es Kraut oder Tier. Darum heißet sie Lebin. Die Uralten nennen sie: ›Danamebi‹ und halten sie hoch in Ehren. Selbst die Langbärte, wenn sie gleich im Innern der Berge leben und nicht inmitten der Felder, achten sie und nennen sie ›Bluomarmagde‹.«

»Danamebi«, murmelte Rittersporn. »Dana Méadbh, die Feldjungfrau.«

»Wohin die Lebin tritt, blühet die Erde und trägt Frucht, und machtvoll mehret sich jegliches Geschöpf, denn solches ist ihre Macht. Alles Volk bringet ihr von der Ernte Opfer dar, in inniger Hoffnung, die Lebin möge ihr Land besuchen und nicht ein fremdes. Denn es heißet auch, dass sich die Lebin irgendwann in dem Volke niederlässt, das andere übertrifft, doch siehe, das sind

Weibermärchen. Denn recht sprechen die Weisen, dass die Lebin allein die Erde liebet und das, was darauf wächst und lebet, ohn Unterschied, mag es das kleinste Kräutlein sein oder der geringste Wurm, und jegliche Menschen bedeuten ihr nicht mehr als nämliches armseligstes Kraut, denn auch sie gehen ja dereinst dahin, und kommen nach ihnen neue, andere Geschlechter. Die Lebin aber ist ewig, sie war und wird sein, immer, für alle Zeit.«

»Für alle Zeit!«, sang der Troubadour und schlug einen Akkord auf der Laute. Torque fiel mit einem hohen Triller auf seiner Rohrschalmel ein. »Heil dir, o Feldjungfrau! Für die Ernte, für die Blumen im Dol Blathanna, doch auch für die heile Haut des Endunterzeichneten, die du davor bewahrt hast, von einem Pfeilhagel durchlöchert zu werden. Wisst ihr, ich sag euch was.«

Er hörte auf zu spielen, umarmte die Laute wie ein Kind und wurde trauriger. »Ich werde in der Ballade wohl nicht die Elfen erwähnen und die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten. Es würde sich genug Abschaum finden, der Lust auf einen Zug in die Berge hätte ... Wozu beschleunigen . . .«

Der Troubadour verstummte.

»Red zu Ende«, sagte Torque bitter. »Du wolltest sagen: Wozu beschleunigen, was unausweichlich ist. Unvermeidlich.«

»Reden wir nicht davon«, unterbrach ihn Geralt. »Wozu reden? Es braucht keine Worte. Nehmt euch ein Beispiel an Lille.«

»Sie hat sich mit dem Elf telepathisch verständigt«, murmelte der Barde. »Ich hab's gespürt. Nicht wahr, Geralt? Du fühlst so was doch. Hast du verstanden, wovon ... was sie dem Elf übermittelt hat?«

»Ein bisschen schon.«

»Wovon hat sie gesprochen?«

»Von der Hoffnung. Davon, dass alles sich erneuert und nie aufhört, sich zu erneuern.«

»Weiter nichts?«

»Das war genug.«

»Hm ... Geralt? Lille lebt im Dorf, unter den Menschen. Glaubst du, dass sie . . .«

»Dass sie bei ihnen bleibt? Hier, im Dol Blathanna? Vielleicht. Wenn . . .«

»Wenn was?«

»Wenn die Menschen sich dessen würdig erweisen. Wenn der Rand der Welt der Rand der Welt bleibt. Wenn wir die Grenzen achten. Na, genug von dem Gerede. Schlafenszeit, Jungs.«

»Stimmt. Es ist bald Mitternacht, das Feuer brennt nieder. Ich bleib noch sitzen, die besten Reime sind mir immer am niederbrennenden Feuer eingefallen. Aber ich brauche für meine Ballade einen Titel. Einen schönen Titel.«

»Vielleicht ›Der Rand der Welt‹?«

»Zu banal.« Der Dichter schnaufte geringschätzig. »Sogar wenn das wirklich der Rand ist, muss man den Ort anders bezeichnen. Metaphorisch. Ich nehme an, du weißt, was eine Metapher ist, Geralt? Hm ... Lass mich nachdenken ... ›Dort, wo . . .‹ Verdammt. ›Dort, wo . . .‹«

»Gute Nacht«, sagte der Teufel.

Die Stimme der Vernunft 6

Der Hexer band sein Hemd auf, löste das feuchte Leinen vom Hals. In der Höhle war es sehr warm, sogar heiß; in der Luft hing ein schwerer, feuchter Dampf, der auf den moosbewachsenen Felsbrocken und an den Basaltwänden Tropfen bildete.

Überall ringsum gab es Pflanzen. Sie wuchsen aus in den Felsboden gehauenen torfgefüllten Vertiefungen, aus großen Kisten, Trögen und Bottichen. Sie rankten sich die Wände entlang, über hölzerne Gerüste und Bohnenstangen. Geralt blickte sich neugierig um, er erkannte einige seltene Arten – jene, die Bestandteile der Hexertränke und -elixiere, von magischen Filtern und Zauberdekokten waren. Und andere, noch seltenere, deren Eigenschaften er nur vermuten konnte. Und solche, die er überhaupt nicht kannte und von denen er nie auch nur gehört hatte. Er sah Flecken von sternblättriger Nostrix, die die Höhlenwände überzogen, die aus riesigen Bottichen hervorquellenden dichtgedrängten Kugeln von Blaskopf, mit blutroten Beeren übersäte Arenarientriebe. Er erkannte die fleischigen, grobgeäderten Blätter von Zielschnell, die bordeauxgoldenen Ovale von Nimmermerk und die dunklen Nadeln von Sägstichel. Er bemerkte den an Steinbrocken geschmiegt flaumigen Pelz von Blutstill, die wogenden Knollen von Rabenaugen und die getigerten Läppchen der Mäuseschwanz-Orchidee.

Im schattigen Teil der Grotte wölbten sich die Pilzkappen des Nadelblättlings, unansehnliche Staubfäden verrieten den Wundfuß, eine Wurzel mit starken und universellen Heilkräften.

Die Mitte der Höhle nahmen Wasserpflanzen ein. Geralt sah Bottiche voller Hornblatt und Schildkrötengrütze und Bassins, die mit einer dichten Decke von Wasserlasche überzogen waren, der Nahrung für die schmarotzende Gelbwurz. Glasbehälter voller gewundener Stengel des halluzinogenen Zwiespitz, schlanker dunkelgrüner Kryptokoryn und Büscheln von Fädlingen. Sumpfige, verschlammte Tröge, die Brutstätten von zahllosen Algenpilzen, Wassermoosen, Schimmel und Moorflechten.

Nenneke hatte die Ärmel ihres Priesterinnengewandes hochgekrempelt, sie nahm aus dem Körbchen eine Schere und einen Knochenrechen und machte sich wortlos an die Arbeit. Geralt setzte sich auf eine Bank zwischen den Lichtsäulen, die durch große Kristallplatten im Gewölbe der Höhle hereinfließen.

Die Priesterin murmelte vor sich hin, während sie die Hände geschickt in das Gewirr von Blättern und Stengeln versenkte, rasch mit der Schere klapperte und das Körbchen mit Grünzeug füllte. Sie rückte die Stangen und Rahmen zurecht, die die Pflanzen stützten, und stocherte von Zeit zu Zeit mit dem Stiel des Rechens in der Erde. Manchmal riss sie zornig brummend vertrocknete oder durchgefaltete Triebe heraus, warf sie auf den Humusbehälter, damit sie den Pilzen und anderen, schuppigen und schlangenförmig gewundenen Pflanzen zur Nahrung dienen konnten, die der Hexer nicht kannte. Er war sich nicht einmal sicher, ob es überhaupt Pflanzen waren – es schien ihm, als ob sich die schimmernden Büschel sacht bewegten und der Priesterin behaarte Fortsätze entgegenstreckten.

Es war warm. Sehr warm.

»Geralt?«

»Ja.« Er schüttelte die Schläfrigkeit ab, die ihn überkam. Nenneke, die sich mit der Schere zu schaffen machte, betrachtete ihn zwischen den großen gefiederten Blättern eines Fliegenbluts hindurch.

»Reis noch nicht ab. Bleib. Noch ein paar Tage.«

»Nein, Nenneke. Für mich ist es Zeit aufzubrechen.«

»Was treibt dich so? Um Hereward brauchst du dich nicht zu kümmern. Und dieser Herumtreiber Rittersporn soll allein losreiten und sich den Hals brechen. Bleib, Geralt.«

»Nein, Nenneke.«

Die Priesterin ließ die Schere zuklappen. »Hast du es so eilig, das Heiligtum zu verlassen, weil du fürchtest, dass sie dich hier findet?«

»Ja«, gestand er nicht ohne Überwindung. »Du hast es erraten.«

»Das war alles andere als schwer«, murmelte sie. »Aber beruhige dich. Yennefer war schon hier. Vor zwei Monaten. Sie kommt so bald nicht wieder, denn wir haben uns gestritten. Nein, nicht deinetwegen, nach dir hat sie nicht einmal gefragt.«

»Sie hat nicht gefragt?«

»Da drückt dich der Schuh.« Die Priesterin lächelte. »Du bist egozentrisch wie alle Männer. Es gibt nichts Schlimmeres als Desinteresse, nicht wahr? Aber nein, nimm's dir nicht zu Herzen. Ich kenne Yennefer zu gut. Sie hat keine Fragen gestellt, sich aber gründlich umgesehen, deine Spuren hier gesucht. Und sie ist mächtig wütend auf dich, das habe ich gespürt.«

»Weswegen habt ihr euch gestritten?«

»Nichts, was dich angehen könnte.«

»Ich weiß es sowieso.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Nenneke gelassen und rückte Bohnenstangen zurecht. »Was du über sie weißt, ist sehr oberflächlich. Ihr Wissen über dich übrigens auch. Das passt zu der Beziehung, die euch verband und verbindet. Bei allen beiden reicht es zu nichts außer einer sehr gefühlsmäßigen Einschätzung der Folgen bei gleichzeitiger Missachtung der Ursachen.«

»Sie war hier, um zu versuchen, sich heilen zu lassen«, stellte er kühl fest. »Darüber habt ihr euch gestritten, gib's zu.«

»Nichts gebe ich zu.«

Der Hexer erhob sich, stand im vollen Licht unter einer der Kristalltafeln im Gewölbe der Grotte.

»Komm doch bitte mal her, Nenneke. Wirf einen Blick darauf.«

Er öffnete eine Geheimitasche im Gürtel, holte eine kleine Börse hervor, ein winziges Säckchen aus Ziegenleder, und schüttete den Inhalt auf die Handfläche.

»Zwei Diamanten, ein Rubin, drei hübsche Nephrite, ein reizvoller Achat.« Nenneke kannte sich überall aus. »Wie viel haben sie gekostet?«

»Zweieinhalbtausend temerische Orons. Den Lohn für die Striege von Wyzima.«

»Für einen aufgerissenen Hals.« Die Priesterin runzelte die Stirn. »Nun ja, eine Frage des Preises. Aber es war gut, dass du den Lohn in diesen Glitzerdingern angelegt hast. Der Oron ist schwach, und Steine sind in Wyzima nicht teuer, es liegt zu nahe an den Zwergenminen von Mahakam. Wenn du die Steine in Nowigrad verkaufst, bekommst du mindestens fünfhundert Nowigrader Kronen, und die Krone steht momentan bei sechseinhalb Orons und steigt noch.«

»Ich möchte, dass du sie nimmst.«

»Zur Aufbewahrung?«

»Nein. Die Nephrite behalte fürs Heiligtum, sagen wir, als meine Opfertgabe für die Göttin Melitele. Und die übrigen Steine ... sind für sie. Für Yennefer. Gib sie ihr, wenn sie dich wieder besucht, was sicherlich bald sein wird.«

Nenneke blickte ihm offen in die Augen. »An deiner Stelle würde ich das nicht tun. Glaub mir, du bringst sie nur noch mehr in Wut, viel mehr. Lass alles, wie es ist, denn du kannst nichts mehr rückgängig machen oder verbessern. Als du vor ihr weggelaufen bist, hast du dich ... na, sagen wir, auf eine Weise verhalten, die einem reifen Mann nicht besonders gut zu Gesicht steht. Wenn du versuchst, deine Schuld mit Edelsteinen wettzumachen, verhältst du dich wie ein sehr, sehr überreifer Mann. Ich kann nicht einmal sagen, welche Sorte Mann mir mehr zuwider ist.«

»Sie war zu besitzergreifend«, murmelte er mit abgewandtem Gesicht. »Das konnte ich nicht ertragen. Sie hat mich behandelt wie ...«

»Hör auf«, sagte sie scharf. »Heul dich nicht bei mir aus. Ich bin nicht deine Mutter, wie oft soll ich es dir noch sagen? Deine Beichtigerin gedenke ich auch nicht zu sein. Es geht mich einen Scheißdreck an, wie sie dich behandelt hat, und wie du sie behandelt hast, erst recht. Und ich denke überhaupt nicht daran, zu

vermitteln oder ihr diese dämlichen Steinchen zu übergeben. Wenn du dich zum Narren machen willst, dann tu es ohne meine Hilfe.«

»Du hast mich nicht verstanden. Ich habe nicht vor, sie günstig zu stimmen oder zu bestechen. Aber ich bin ihr etwas schuldig, und die Behandlung, der sie sich unterziehen will, ist vermutlich sehr teuer. Ich will ihr helfen, weiter nichts.«

»Du bist noch dümmer, als ich dachte.« Nenneke nahm den Korb vom Boden auf. »Eine teure Behandlung? Helfen? Geralt, für sie sind diese deine Steinchen eine Lappalie, nicht die Spucke wert. Weißt du, wie viel Yennefer bei einer großen Dame dafür kassieren kann, dass sie eine Schwangerschaft verschwinden lässt?«

»Das weiß ich genau. Und auch, dass die Heilung von der Unfruchtbarkeit noch mehr kostet. Schade, dass sie sich in dieser Beziehung nicht selber helfen kann. Darum sucht sie bei anderen Hilfe, unter anderem bei dir.«

»Niemand kann ihr helfen, es ist ganz unmöglich. Sie ist eine Zauberin. Wie die meisten Magierinnen hat sie verkümmerte, völlig unfruchtbare Eierstöcke, und das ist unabänderlich. Sie wird nie ein Kind bekommen können.«

»Nicht alle Zauberinnen sind in dieser Hinsicht benachteiligt. Ich weiß etwas davon, und du weißt es auch.«

»Nun ja.« Nenneke kniff die Augen zusammen. »Ich weiß.«

»Es kann keine Regel sein, wenn es Ausnahmen gibt. Tisch mir bitte nicht das übliche Geschwafel von den Ausnahmen auf, die die Regel bestätigen. Sag mir etwas über die Ausnahmen als solche.«

»Über die Ausnahmen«, erwiderte sie kühl, »kann man nur eins sagen: dass es sie gibt. Weiter nichts. Aber Yennefer ... Je nun, sie ist leider keine Ausnahme. Zumindest nicht, was die Einschränkung angeht, von der wir reden. Denn in anderer Hinsicht findet man schwerlich eine größere Ausnahme als sie.«

»Zauberer« – Geralt ließ sich weder von der Kälte noch von der Anspielung irritieren – »haben schon Tote erweckt. Ich kenne verbürgte Fälle. Und Tote zu erwecken ist schwieriger, als die Atrophie von Organen aufzuheben, wie mir scheint.«

»Dann scheint es dir falsch. Denn ich kenne keinen einzigen verbürgten Fall, in dem es vollends gelungen wäre, eine Atrophie der Drüsen mit innerer Sekretion aufzuheben oder sie zu regenerieren. Geralt, es reicht, das sieht schon nach einer Ärzteberatung aus. Du kennst dich da nicht aus, aber ich. Und wenn ich dir sage, dass Yennefer für gewisse Fähigkeiten mit dem Verlust anderer bezahlt hat, dann ist es so.«

»Wenn es wirklich so offensichtlich ist, dann begreife ich nicht, warum sie sich weiter so bemüht . . .«

»Du begreifst sehr vieles nicht«, fiel ihm die Priesterin ins Wort. »Verdammt vieles. Hör auf, dich um Yennefers Beschwerden zu kümmern, denk an die eigenen. Dein Organismus ist auch Veränderungen unterworfen worden, die sich nicht rückgängig machen lassen. Du wunderst dich, aber was sagst du zu dir selbst? Für dich muss auch offensichtlich sein, dass du niemals ein Mensch sein wirst, und doch versuchst du andauernd, einer zu sein. Indem du menschliche Fehler machst. Fehler, die ein Hexer nicht machen darf.«

Er stand da, gegen die Höhlenwand gelehnt, und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Du antwortest nicht«, stellte Nenneke mit leichtem Lächeln fest. »Das wundert mich nicht. Es ist nicht leicht, mit der Stimme der Vernunft zu streiten. Du bist krank, Geralt. Du bist nicht voll leistungsfähig. Du reagierst schlecht auf Elixiere. Du hast einen beschleunigten Puls, verlangsamte Akkommodation der Augen, verzögerte Reaktionen. Dir gelingen nicht einmal die einfachsten *Zeichen*. Und du willst auf Fahrt gehen? Du musst dich kurieren. Du brauchst eine Heilbehandlung. Und vorher eine Trance.«

»Hast du deswegen Iola zu mir geschickt? Im Rahmen der Heilbehandlung? Um die Trance zu erleichtern?«

»Du bist dumm!«

»So sehr nun auch wieder nicht.«

Nenneke wandte sich ab und steckte die Hände zwischen die fleischigen Stiele einiger Schlingpflanzen, die dem Hexer unbekannt waren. »Na gut«, sagte sie gelassen. »Ja, ich habe sie zu dir geschickt. Im Rahmen der Heilbehandlung. Und ich sage dir, es hat genützt. Du hast am Morgen darauf viel besser reagiert. Du warst ausgeglichener. Außerdem brauchte lola auch eine Behandlung. Sei nicht böse.«

»Ich bin weder wegen der Behandlung böse, noch auf lola.«

»Aber auf die Stimme der Vernunft, die du hörst?«

Er gab keine Antwort.

»Eine Trance muss sein«, wiederholte Nenneke und ließ den Blick über ihren Höhlengarten schweifen. »lola ist bereit. Sie hat körperlich und geistig Kontakt zu dir aufgenommen. Wenn du abreisen willst, dann machen wir es heute Nacht.«

»Nein. Ich will nicht. Versteh doch, Nenneke, in der Trance kann lola Gesichte haben. Prophezeiungen machen, die Zukunft voraussagen.«

»Darum geht es ja.«

»Eben. Ich will die Zukunft aber nicht wissen. Wie könnte ich tun, was ich tue, wenn ich die Zukunft kennen würde? Übrigens kenne ich sie sowieso.«

»Bist du sicher?«

Er antwortete nicht.

»Na gut.« Sie seufzte. »Gehn wir. Ach ja, Geralt? Ich will nicht neugierig sein, aber sag mir ... Sag, wie habt ihr euch kennengelernt? Du und Yennefer? Wie hat es angefangen?«

Der Hexer lächelte. »Es hat damit angefangen, dass Rittersporn und ich nichts zum Abendessen hatten und beschlossen, Fische zu fangen.«

»Soll das heißen, du hast statt eines Fisches Yennefer gefangen?«

»Ich erzähl dir, wie es war. Aber vielleicht nach dem Abendbrot, ich bin nämlich ein bisschen hungrig.«

»Also gehen wir. Ich hab schon alles, was ich brauche.«

Der Hexer ging zum Ausgang, ließ den Blick noch einmal durch das Höhlentreibhaus schweifen. »Nenneke?«

»Hm?«

»Die Hälfte von dem, was du hier hast, sind Pflanzen, die sonst nirgends mehr auf der Welt wachsen. Ich irre mich doch nicht?«

»Du irrst dich nicht. Über die Hälfte.«

»Wie erklärst du das?«

»Wenn ich sage, es ist die Huld der Göttin Melitele, wird dir das sicherlich nicht genügen?«

»Sicherlich nicht.«

»Das dachte ich mir.« Nenneke lächelte. »Siehst du, Geralt, unsere liebe Sonne scheint immer noch. Aber nicht mehr so wie früher. Wenn du willst, kannst du in den Büchern davon lesen. Wenn du aber darauf keine Zeit verwenden willst, dann genügt dir vielleicht die Erklärung, dass der Kristall, aus dem das Dach gemacht ist, als Filter wirkt. Er schaltet die tödliche Strahlung aus, von der es im Sonnenlicht immer mehr gibt. Darum wachsen hier Pflanzen, die du nirgends auf der Welt in der Natur finden wirst.«

»Ich verstehe.« Der Hexer nickte. »Und wir, Nenneke? Was ist mit uns? Auf uns scheint die Sonne auch. Sollten wir uns nicht unter solch einem Dach in Sicherheit bringen?«

»Eigentlich sollten wir das«, seufzte die Priesterin. »Aber . . .«

»Aber was?«

»Es ist schon zu spät.«

Der letzte Wunsch

I

Der Wels streckte den Kopf mit den Barteln aus dem Wasser, ruckte kräftig, warf sich herum, wühlte das Wasser auf, ließ seinen weißen Bauch blitzen.

»Pass auf, Rittersporn!«, rief der Hexer und stemmte sich mit den Absätzen in den Schlick. »Halt fest, verdammt!«

»Ich halt ihn . . .«, stöhnte der Dichter. »Himmel, was für ein Monster! Ein Leviathan und kein Fisch! Aber das wird ein Essen, bei den Göttern!«

»Lass nach, lass nach, sonst reißt die Schnur!«

Der Wels hatte sich an den Grund geheftet, dann stürzte er sich mit einem plötzlichen Angriff in die Strömung, auf die Flussschleife zu. Die Schnur zischte auf, Rittersporns und Geralts Handschuhe begannen zu rauchen.

»Zieh, Geralt, zieh! Lass nicht nach, sonst verheddert sie sich am Grund!«

»Die Schnur reißt!«

»Sie reißt nicht! Zieh!«

Sie stemmten sich fest, zogen. Zischend fuhr die Schnur durchs Wasser, vibrierte, warf einen Schauer kleiner Tropfen hoch, die in der aufgehenden Sonne wie Quecksilber funkelten. Unvermittelt tauchte der Wels auf, zappelte dicht unter der Oberfläche, die Spannung der Schnur ließ nach. Rasch begannen sie, das lockere Stück einzuholen.

»Wir werden ihn räuchern«, schnaufte Rittersporn. »Wir bringen ihn ins Dorf und lassen ihn räuchern. Und von dem Kopf kochen wir eine Suppe!«

»Pass auf!«

Der Wels, der die Untiefe unterm Bauch spürte, stieg bis zur Mitte seines mächtigen Körpers aus dem Wasser, warf den Kopf herum,

schlug mit dem flachen Schwanz und stürzte sich in die Tiefe. Wieder stieg Rauch von den Handschuhen auf.

»Zieh, zieh! Ans Ufer mit dem Mistkerl!«

»Gleich reißt die Schnur! Lass nach, Rittersporn!«

»Sie hält, keine Angst! Von dem Kopf ... kochen wir eine Suppe . . .«

Der Wels, abermals in Ufernähe gezogen, warf sich herum und zerrte wütend, als wollte er zeigen, so leicht werde er sich nicht in die Pfanne hauen lassen. Das Wasser spritzte klafferweit empor.

»Die Haut verkaufen wir . . .« Die Füße in den Boden gestemmt, zog Rittersporn mit beiden Händen an der Schnur, rot vor Anstrengung. »Und die Barten ... aus den Barten machen wir . . .«

Niemand erfuhr jemals, was der Dichter aus den Barten des Wels machen wollte. Mit einem Knall riss die Schnur, beide Angler verloren das Gleichgewicht und fielen in den nassen Sand.

»Dass dich der Teufel!«, brüllte Rittersporn, und das Echo hallte überm Rispengras. »So viel Essen hinüber! Verrecken sollst du, Mistwels!«

»Ich hab's gesagt.« Geralt klopfte sich die Hose ab. »Ich hab's gesagt, dass wir nicht zu kräftig ziehen sollen. Du hast's vermasselt, Kumpel. Als Angler bist du so gut wie ein Ziegenarsch als Trompete.«

»Stimmt nicht«, erwiderte der Troubadour gekränkt. »Dass dieses Monster überhaupt angebissen hat, ist mein Verdienst.«

»Sieh an. Du hast keinen Finger gerührt, als ich die Schnur ausgeworfen habe. Du hast auf der Laute gespielt und sperrangelweit das Maul aufgerissen, weiter nichts.«

»Du irrst dich.« Rittersporn bleckte die Zähne. »Denn weißt du, als du eingeschlafen warst, habe ich die Engerlinge vom Haken genommen und einen toten Raben draufgesteckt, den ich im Gebüsch gefunden hatte. Ich wollte am Morgen dein Gesicht sehen, wenn du den Raben rausziehst. Und der Wels hat auf den Raben gebissen. Auf deine Engerlinge hätte ein Scheiß gebissen.«

»Angebissen, angebissen.« Der Hexer spuckte ins Wasser, während er die Schnur auf ein Holz wickelte. »Aber er hat sich losgerissen, weil du wie ein Irrer gezogen hast. Statt zu reden, wickle den Rest der Schnur auf. Die Sonne ist schon aufgegangen, wir müssen weiter. Ich gehe und packe.«

»Geralt!«

»Was ist?«

»An der anderen Schnur ist auch was ... Nein, verdammt, sie hat sich bloß verhakt. Mist, sie hängt fest wie ein Stück Fels, ich krieg sie nicht los! Ah, na also ... Ha, ha, sieh nur, was ich da herausziehe! Das scheint das Wrack einer Schute aus der Zeit König Desmonds zu sein! So ein großes Stück Dreck! Sieh nur, Geralt!«

Klar, Rittersporn übertrieb, der Klumpen verrotteter Taue, Netzreste und Wasserpflanzen, den Rittersporn herausgezogen hatte, war ansehnlich, aber längst nicht von den Ausmaßen einer Schute aus der Zeit des sagenhaften Königs. Der Barde warf den Klumpen am Ufer auseinander und begann, mit dem Stiefelabsatz darin zu stochern. Die Wasserpflanzen wimmelten von Egel, Gründlingen und kleinen Krebsen.

»Ha! Schau, was ich gefunden habe!«

Neugierig geworden, trat Geralt näher. Der Fund erwies sich als bauchiger Krug aus Steingut, etwas in der Art einer Amphore mit zwei Henkeln, in ein Netz verstrickt, schwarz von verfaultem Wassermoos, von Köcherfliegen- und Schneckenkolonien – und er stank nach Schlamm.

»Ha!«, rief Rittersporn abermals stolz. »Weißt du, was das ist?«

»Klar. Ein alter Topf.«

»Du irrst dich«, verkündete der Troubadour, während er mit einem Stück Holz Muscheln und versteinerten, schmutzigen Lehm abkratzte. »Das ist nichts Geringeres als ein Zauberkrug. Drinnen sitzt also ein Dschinn, der mir drei Wünsche erfüllen wird.«

Der Hexer machte »Pah!«.

»Du kannst ruhig lachen.« Rittersporn war mit dem Abschaben fertig, bückte sich und spülte die Amphore mit Wasser ab. »Auf dem

Korken ist nämlich ein Siegel und auf dem Siegel ein magisches Zeichen.«

»Was für eins? Zeig.«

»Von wegen.« Der Dichter versteckte den Krug hinterm Rücken.
»Das könnte dir so passen. Ich hab ihn gefunden, und ich brauche alle Wünsche selber.«

»Rühr das Siegel nicht an! Lass es in Ruhe!«

»Lass los, sag ich! Es ist meiner!«

»Rittersporn, sieh dich vor!«

»Genau!«

»Rühr ihn nicht an! Oh verdammt!«

Aus dem Krug, der bei dem Handgemenge zu Boden gefallen war, strömte roter, leuchtender Rauch.

Der Hexer sprang beiseite und stürzte zum Lagerplatz, um sein Schwert zu holen. Rittersporn hatte die Arme vor der Brust gekreuzt und zuckte mit keiner Wimper. Der Rauch verdichtete sich, sammelte sich zu einer unregelmäßigen Kugel, die in Kopfhöhe des Dichters schwebte. Die Kugel nahm die Gestalt eines karikierten Kopfes ohne Nase an, mit riesigen Augen und einer Art Schnabel. Der Kopf war ungefähr einen Klafter groß.

»Dschinn!«, sprach Rittersporn und stampfte auf. »Ich habe dich befreit, und fortan bin ich dein Gebieter. Meine Wünsche . . .«

Der Kopf klappte mit dem Schnabel, der gar kein Schnabel war, sondern etwas in der Form herabhängender, entstellter Lippen von wechselnder Gestalt.

»Lauf weg!«, brüllte der Hexer. »Lauf weg, Rittersporn!«

»Meine Wünsche«, fuhr der Dichter fort, »sind folgende. Erstens soll Valdo Marx, den Troubadour von Cidaris, auf der Stelle der Schlag treffen. Zweitens lebt in Caelf die Baroness Virginia, die keinen lassen will. Mich soll sie lassen. Drittens . . .«

Rittersporns dritter Wunsch blieb ungesagt. Der monströse Kopf ließ zwei noch monströsere Arme aus sich hervorstechen und packte den Barden an der Gurgel. Rittersporn begann zu röcheln.

Geralt hatte den Kopf mit drei Sprüngen erreicht, holte mit dem silbernen Schwert aus und hieb ihn vom Ohr her mittendurch. Die Luft heulte auf, aus dem Kopf wallte Rauch, und er wuchs rapide an, auf den doppelten Durchmesser. Der scheußliche Rachen, jetzt ebenfalls doppelt so groß, öffnete sich, klappte wieder zu und zischte; die Pranken schüttelten den zappelnden Rittersporn und pressten ihn zu Boden.

Der Hexer formte mit den Fingern das Zeichen Aard und sammelte im Kopf so viel Energie, wie er nur mobilisieren konnte. Die Energie, die sich im Luftraum rings um den Kopf als blendende Strahlung materialisierte, traf aufs Ziel. Es krachte so laut, dass Geralt die Ohren zu klingen begannen, und vom durch die Implosion erzeugten Luftstoß begannen die Weiden zu rauschen. Das Ungeheuer brüllte markerschütternd auf, wuchs noch mehr an, ließ den Dichter aber los, schnellte empor, begann zu wirbeln, flog über die Wasseroberfläche hinaus und fuchtelte mit den Pfoten.

Der Hexer stürzte los, um den reglos daliegenden Rittersporn wegzuzerren. In diesem Augenblick trafen seine Finger auf einen im Sande vergrabenen runden Gegenstand.

Es war ein Messingsiegel, geschmückt mit einem gebrochenen Kreuz und einem neunzackigen Stern.

Der überm Fluss schwebende Kopf hatte schon die Größe eines Heuschobers erreicht. Der aufgerissene, brüllende Rachen aber erinnerte an ein mittelgroßes Scheunentor. Mit vorgereckten Armen griff das Monster an.

Geralt, der sich absolut keinen Rat wusste, umklammerte das Siegel mit der Faust, streckte dem Angreifer den Arm entgegen und schrie eine Exorzismusformel, die ihm einst eine gewisse Priesterin beigebracht hatte. Er hatte die Formel noch nie benutzt, da er an Aberglauben prinzipiell nicht glaubte.

Die Wirkung übertraf seine Erwartungen.

Das Siegel begann plötzlich zu zischen und schlagartig heiß zu werden, dass es die Handfläche verbrannte. Der riesige Kopf erstarrte in der Luft, schwebte reglos überm Fluss. So blieb er einen

Moment hängen, dann heulte er auf, brüllte und löste sich in einen pulsierenden Rauchballen auf, eine große dicke Wolke. Die Wolke stieß ein dünnes Pfeifen aus und jagte mit unglaublicher Geschwindigkeit flussaufwärts, wobei sie auf dem Wasser einen aufgewühlten Streifen hinterließ. Binnen weniger Sekunden verschwand sie in der Ferne, nur das Wasser trug noch eine Zeitlang ihr abflauendes Heulen heran.

Der Hexer kniete sich neben den Dichter, der zusammengekrümmt im Sand lag. »Rittersporn? Lebst du? Rittersporn, verdammt! Was ist mit dir?«

Der Dichter wackelte mit dem Kopf, zuckte mit den Armen und öffnete den Mund zu einem Schrei. Geralt verzog das Gesicht und kniff die Augen zusammen – Rittersporn hatte eine kräftige, ausgebildete Tenorstimme, und wenn er sich ängstigte, erreichte seine Stimme ungeahnte Höhen. Doch der Kehle des Barden entrang sich ein kaum hörbares heiseres Krächzen.

»Rittersporn! Was ist mit dir? Antworte!«

»Hhhh ... eeee ... cheee . . .«

»Tut dir was weh? Was ist mit dir? Rittersporn!«

»Hhhh ... Khuuu . . .«

»Red nicht. Wenn alles in Ordnung ist, dann nicke.«

Rittersporn verzog das Gesicht und nickte mit großer Mühe, doch gleich darauf drehte er sich auf die Seite, krümmte sich und spuckte Blut, wobei er hustete und um Luft rang.

Geralt fluchte.

//

»Bei den Göttern!« Der Wächter wich zurück und senkte die Laterne. »Was ist mit ihm?«

»Lass uns durch, guter Mann«, sagte leise Geralt, der den im Sattel zusammengesunkenen Rittersporn stützte. »Wir haben es eilig. Du siehst doch.«

»Ich sehe.« Der Wächter schluckte, als er das bleiche Gesicht des Dichters und sein von geronnenem Blut überzogenes Kinn betrachtete. »Ist er verwundet? Das sieht gar nicht gut aus, Herr.«

»Ich habe es eilig«, wiederholte Geralt. »Wir sind seit Tagesanbruch unterwegs. Lasst uns durch, bitte.«

»Wir können nicht«, sagte der zweite Wächter. »Durchs Tor darf man nur von Sonnenaufgang bis zum Untergang. Nachts ist kein Durchlass. So ist es befohlen. Für niemanden, es sei denn, er hat ein Zeichen vom König oder vom Bürgermeister. Oder er ist ein Edelmann von Geblüt.«

Rittersporn begann zu krächzen, krümmte sich noch mehr zusammen, stützte den Kopf auf die Mähne des Pferdes, erbebte, würgte mit einem Anfall von trockenem Brechreiz. Über das verzweigte, geronnene Muster auf dem Hals des Pferdes ergoss sich ein weiteres Rinnsal.

»Leute«, sagte Geralt, so ruhig er vermochte. »Ihr seht doch, dass es schlecht um ihn steht. Ich muss jemanden finden, der ihn heilt. Lasst uns bitte durch.«

»Bittet nicht.« Der Wächter stützte sich auf die Hellebarde. »Befehl ist Befehl. Wenn ich Euch durchlasse, komme ich an den Pranger, und man wirft mich aus dem Dienst, was soll ich dann den Kindern zu essen geben? Nein, Herr, ich kann nicht. Holt den Freund vom Pferd und bringt ihn in die Hütte am Vorwerk. Wir pflegen ihn, bis zum Morgen hält er durch, wenn es ihm vorbestimmt ist. Es dauert nicht mehr lange.«

»Pflege genügt hier nicht«, erwiderte der Hexer zähneknirschend.
»Es muss ein Heiler her, ein Priester, ein fähiger Arzt . . .«

»So einen würdet Ihr nachts sowieso nicht aus dem Bett kriegen«, erklärte der andere Wächter. »So viel können wir für Euch tun, dass Ihr nicht bis zum Morgengrauen vor dem Tor sitzen müsst. In der Hütte ist es warm, und ein Lager für den Verwundeten findet sich auch, es wird besser für ihn sein als im Sattel. Kommt, wir helfen Euch, ihn vom Pferd zu heben.«

In der Hütte innerhalb des Vorwerkes war es wirklich warm, stickig und eng. Das Feuer knisterte lustig im Kamin, und hinter dem Kamin zirpte ausdauernd eine Grille.

An dem schweren quadratischen Tisch, auf dem Krüge und Teller standen, saßen drei Männer.

»Verzeiht, edle Herren«, sagte der Wächter, der Rittersporn stützte, »dass wir Euch stören ... Ich hoffe, Ihr habt nichts dagegen ... Dieser Ritter hier, hmm ... Und der andere, er ist verwundet, und da dachte ich . . .«

»Du hast richtig gedacht.« Einer der Männer wandte ihm das schmale, scharf geschnittene, ausdrucksvolle Gesicht zu und stand auf. »Weiter, legt ihn hier auf die Pritsche.«

Der Mann war ein Elf. Vermutlich ebenso wie der zweite, der am Tisch saß. Wie ihre Kleidung, die typische Mischung von Menschen- und Elfenmode, zeigte, waren beide sesshafte, assimilierte Elfen. Der dritte Mann, dem Aussehen nach der älteste, war ein Mensch. Ein Ritter, nach der Kleidung und nach dem grauen Haar zu urteilen, das so geschnitten war, dass es unter einen Helm passte.

»Ich bin Chireadan«, stellte sich der größere der Elfen vor, der mit dem ausdrucksvollen Gesicht. Wie üblich bei den Vertretern des Älteren Volkes, ließ sich sein Alter nicht schätzen; er konnte ebenso gut zwanzig und hundertzwanzig Jahre alt sein. »Und das ist mein Verwandter Errdil. Dieser Edelmann aber ist der Ritter Vratimir.«

»Ein Edelmann«, murmelte Geralt, doch ein genauerer Blick auf das auf den Waffenrock genähte Wappen zerstörte seine Hoffnungen: Auf dem viergeteilten Schild mit goldenen Lilien lag

schräg ein silberner Balken. Vratimir entstammte nicht nur einer illegitimen Verbindung, sondern auch einer gemischten von Mensch und Nichtmensch. Als solcher konnte er, wenngleich er ein Wappen führte, nicht als vollwertiger Edelmann gelten, und zweifellos stand ihm nicht das Privileg zu, nach Sonnenuntergang das Tor zu passieren.

»Leider« – der Blick des Hexers war dem Elf nicht entgangen – »müssen auch wir hier aufs Morgengrauen warten. Das Recht kennt keine Ausnahmen, zumindest nicht für solche wie uns. Leistet uns bitte Gesellschaft, Herr Ritter.«

»Geralt von Riva«, stellte sich der Hexer vor. »Ich bin Hexer, kein Ritter.«

»Was ist mit ihm?« Chireadan wies auf Rittersporn, den die Wächter inzwischen auf die Bettstatt gelegt hatten. »Sieht aus wie eine Vergiftung. Wenn es eine Vergiftung ist, dann kann ich ihm helfen. Ich habe eine gute Arznei bei mir.«

Geralt setzte sich, worauf er einen kurzen Bericht vom Vorfall am Fluss gab. Die Elfen wechselten Blicke. Der grauhaarige Ritter runzelte die Stirn und spuckte durch die Zähne.

»Unheimlich«, sagte Chireadan. »Was kann das gewesen sein?«

»Ein Flaschengeist«, murmelte Vratimir. »Wie im Märchen . . .«

»Nicht ganz.« Geralt zeigte auf Rittersporn, der zusammengekrümmt auf der Pritsche lag. »Ich kenne kein Märchen, das so ausgeht.«

»Die Verletzungen dieses Ärmsten«, sagte Chireadan, »sind augenscheinlich magischer Natur. Ich fürchte, dass meine Medikamente da nicht viel nützen. Aber ich kann wenigstens seine Leiden lindern. Hast du ihm irgendeine Arznei gegeben, Geralt?«

»Ein Elixier gegen Schmerz.«

»Komm, du wirst mir helfen. Du kannst ihm den Kopf halten.«

Rittersporn trank gierig die mit Wein vermischte Medizin, verschluckte sich, begann zu husten, bespie das lederne Kissen.

»Ich kenne ihn«, sagte der andere Elf, Errdil. »Das ist Rittersporn, der Troubadour und Dichter. Ich habe ihn einmal gesehen, als er am

Hof von König Ethain in Cidaris gesungen hat.«

»Ein Troubadour«, wiederholte Chireadan und sah Geralt an. »Schlecht. Sehr schlecht. Seine Halsmuskeln und die Kehle sind verletzt. An den Stimmbändern beginnen schon Veränderungen. Man muss schleunigst die Wirkung des Zaubers beenden, denn sonst ... Das kann unumkehrbar sein.«

»Das heißt ... Heißt das, er wird nicht mehr sprechen können?«

»Reden schon. Vielleicht. Aber nicht singen.«

Ohne ein Wort zu sagen, saß Geralt am Tisch, die Stirn auf die gefalteten Hände gestützt.

»Ein Zauberer«, sagte Vratimir. »Es braucht eine magische Arznei oder einen Heilspruch. Du musst ihn in irgendeine andere Stadt bringen, Hexer.«

»Wie das?« Geralt hob den Kopf. »Und hier in Rinde? Gibt es hier keinen Zauberer?«

»In ganz Redanien sieht es nicht gut aus mit Zauberern«, erklärte der Ritter. »Nicht wahr, ihr Herren Elfen? Seit König Heribert Zauberei mit einer halsabschneiderischen Steuer belegt hat, boykottieren die Zauberer die Hauptstadt und jene Städte, die die königlichen Anordnungen mit Eifer ausführen. Und wie ich gehört habe, sind die Ratsherren von Rinde berühmt für ihren Eifer in dieser Sache. Nicht wahr? Chireadan, Errdil, habe ich recht?«

»Hast du«, bestätigte Errdil. »Aber ... Chireadan, darf ich?«

»Du musst sogar«, sagte Chireadan. »Wozu ein Geheimnis draus machen, es wissen sowieso alle, ganz Rinde. In der Stadt, Geralt, hält sich im Augenblick eine gewisse Zauberin auf.«

»Sicherlich inkognito?«

»Nicht besonders.« Der Elf lächelte. »Die Person, von der ich spreche, ist eine große Persönlichkeit. Sie ignoriert sowohl den Boykott, mit dem der Rat der Zauberer Rinde belegt hat, als auch die Anordnungen der hiesigen Ratsherren, und sie fährt blendend dabei, denn der Boykott bewirkt, dass es hier eine gewaltige Nachfrage nach magischen Diensten gibt. Natürlich zahlt die Zauberin keine Steuern.«

»Die Zauberin wohnt in der Residenz eines gewissen Kaufmanns, der einer Faktorei von Nowigrad vorsteht und gleichzeitig Titulargesandter ist. Niemand kann sie dort anrühren. Sie genießt Asyl.«

»Es ist eher ein Hausarrest als Asyl«, berichtigte Errdil. »Sie ist dort praktisch gefangen. Aber über Mangel an Kunden kann sie sich nicht beklagen. An reichen Kunden. Auf die Ratsherren pfeift sie demonstrativ, veranstaltet Bälle und Gelage . . .«

»Die Ratsherren ihrerseits sind wütend, bringen jeden gegen sie auf, den sie nur können, ruinieren ihren Ruf nach Kräften«, fügte Chireadan hinzu. »Sie setzten widerwärtige Gerüchte über sie in Umlauf, sicherlich in der Hoffnung, dass der Hierarch von Nowigrad dem Kaufmann verbietet, ihr Asyl zu gewähren.«

»Ich stecke meine Finger nicht gern in solche Mühlen«, murmelte Geralt. »Aber mir bleibt keine Wahl. Wie heißt dieser Kaufmann und Gesandte?«

»Beau Berrant.« Dem Hexer schien es, dass Chireadan das Gesicht verzog, als er den Namen aussprach. »Doch es ist wirklich deine einzige Chance. Oder besser, die einzige Chance dieses armen Kerls, der dort auf dem Bett stöhnt. Ob dir die Zauberin aber wird helfen wollen ... Ich weiß nicht.«

»Pass auf, wenn du dort hingehst«, sagte Errdil. »Die Spitzel des Bürgermeisters halten das Haus unter Beobachtung. Wenn sie dich aufhalten sollten, weißt du, was zu tun ist. Geld öffnet alle Türen.«

»Ich gehe, sobald das Tor geöffnet wird. Wie heißt die Zauberin?«

Geralt kam es vor, als bemerke er auf Chireadans ausdrucksvollem Gesicht einen Anflug von Röte. Es konnte aber auch nur ein Widerschein des Kaminfeuers sein.

»Yennefer von Vengerberg.«

///

»Der Herr schläft«, wiederholte der Türhüter und blickte auf Geralt herab. Er war einen Kopf größer und fast doppelt so breit in den Schultern. »Bist du taub, Lump? Der Herr schläft, sage ich.«

»Soll er schlafen«, stimmte der Hexer zu. »Mit deinem Herrn habe ich kein Geschäft vor, sondern mit der Dame, die sich hier aufhält.«

»Du hast ein Geschäft vor, sagst du.« Der Türhüter erwies sich als witziger Mann, was bei jemandem von seiner Statur und Erscheinung erstaunlich war. »Dann nimm die Beine in die Hand, geh ins Hurenhaus und bedien dich seiner. Troll dich. Raus.«

Geralt löste den Geldbeutel vom Gürtel, hielt ihn bei den Riemen und wog ihn in der Hand.

»Du kannst mich nicht bestechen«, erklärte der Zerberus stolz.

»Das habe ich nicht vor.«

Der Türhüter war zu massig, als dass seine Reflexe ihm erlaubt hätten, sich gegen den raschen Schlag eines gewöhnlichen Menschen zu decken. Vor dem Schlag des Hexers bekam er nicht einmal die Augen zu. Mit metallischem Klang donnerte ihm der Beutel an die Schläfe. Er stürzte gegen die Tür und hielt sich mit beiden Händen am Rahmen. Geralt riss ihn davon mit einem Tritt ins Knie los, stieß mit der Schulter zu und benutzte nochmals den Geldbeutel. Die Augen des Türstehers trübten sich und liefen zu einem urkomischen Schielen auseinander, die Beine klappten unter ihm wie zwei Federmesser zusammen. Der Hexer sah, dass der Koloss, obwohl schon fast bewusstlos, noch immer mit den Armen herumfuchtelte, und versetzte ihm noch einen dritten Schlag, mitten auf den Scheitel.

»Geld«, murmelte er, »öffnet alle Türen.«

Im Hausflur war es ziemlich dunkel. Durch die Tür zur Linken drang lautes Schnarchen. Der Hexer warf vorsichtig einen Blick hinein. Auf einer zerwühlten Pritsche schlief eine füllige Frau in einem bis über die Hüften hochgerutschten Nachthemd und pfiff durch die Nase. Es

war kein besonders schöner Anblick. Geralt zog den Türsteher in die Kammer und hakte die Tür zu.

Zur Rechten lagen weitere Türen, halb offen, und dahinter eine Steintreppe, die abwärts führte. Der Hexer wollte schon an ihr vorbeigehen, als von unten her ein undeutlicher Fluch ertönte, ein Poltern und das trockene Krachen eines zerbrechenden Gefäßes.

Der Raum stellte sich als eine große Küche voller Gerätschaften heraus, die nach Kräutern und geteertem Holz roch. Auf dem Steinfußboden kniete inmitten der Scherben eines Tonkruges ein völlig nackter Mann, den Kopf tief gesenkt.

»Apfelsaft, verdammich«, stammelte er und wackelte mit dem Kopf wie ein Widder, der aus Versehen eine Festungsmauer gestoßen hat. »Apfel ... saft. Wo ... Wo ist die Dienerschaft?«

»Ich höre?«, erkundigte sich der Hexer höflich.

Der Mann hob den Kopf und schluckte Spucke hinunter. Seine Augen waren blass und blickten sehr schräg.

»Sie will Apfelsaft«, teilte er mit, worauf er mit sichtlicher Mühe aufstand, sich auf eine mit einem Fell bedeckte Truhe setzte und sich an den Ofen lehnte. »Ich muss ... welchen raufschaffen, weil . . .«

»Habe ich das Vergnügen mit dem Kaufmann Beau Berrant?«

»Still.« Der Mann verzog schmerzerfüllt das Gesicht. »Schrei nicht. Pass auf, dort in dem Fässchen ... Saft. Apfelsaft. Schütt ihn wo rein ... und hilf mir die Treppe rauf, ja?«

Geralt zuckte mit den Schultern, dann nickte er mitfühlend. Er selbst vermied alkoholische Exzesse eher, doch der Zustand, in dem sich der Kaufmann befand, war ihm nicht völlig fremd. Beim Geschirr fand er einen leeren Krug und eine Kelle aus Zinn, er schöpfte Saft aus dem Fässchen. Er hörte ein Schnarchen und wandte sich um. Der nackte Mann schlief, den Kopf auf die Brust gesenkt.

Einen Augenblick lang hatte der Hexer Lust, ihn mit Saft zu übergießen und ihn zu wecken, doch er besann sich eines Besseren. Er ging aus der Küche, den Krug in der Hand. Der Korridor endete an einer schweren, mit Intarsien geschmückten Tür.

Er trat vorsichtig ein, schob sie nur so weit auf, dass er hindurchschlüpfen konnte. Es war dunkel, also weitete er die Pupillen. Und blähte die Nüstern.

In der Luft hing ein schwerer Geruch von gärendem Wein, Kerzen und überreifen Früchten. Und von noch etwas, das an eine Mischung von Fliederduft und Stachelbeeren erinnerte.

Er sah sich um. Auf dem Tisch in der Zimmermitte erstreckte sich ein wahres Schlachtfeld von Krügen, Karaffen, Kelchen, silbernen Tellern und Schalen, Schüsseln und Bestecken mit Elfenbeingriffen. Das zerknitterte, halb weggerutschte Tischtuch war mit Wein übergossen, voller violetter Flecke, steif vom Wachs, das von den Leuchtern herabgelaufen war. Apfelsinenschalen prangten wie Blumen inmitten von Pflaumen- und Pfirsichkernen, Birnenstielen und holzigen Weintraubenresten. Ein Pokal war umgestürzt und zerbrochen. Der andere war heil, halb voll, und ein Truthahnknochen ragte heraus. Neben dem Pokal stand ein Damenhalbschuh mit hohem Absatz. Er war aus der Haut eines Basilisken gefertigt. Es gab kein teureres Material, aus dem Schuhe gemacht werden konnten.

Der zweite Schuh lag unterm Sessel auf einem achtlos hingeworfenen Rock mit weißem Faltensaum und Blumenstickerei.

Einen Augenblick lang blieb Geralt unschlüssig stehen und kämpfte mit dem Gefühl von Peinlichkeit, mit dem Verlangen, auf der Stelle kehrtzumachen und zu gehen. Doch das hätte bedeutet, dass er den Zerberus im Hausflur für nichts und wieder nichts niedergeschlagen hätte. Der Hexer tat nicht gern etwas Unnötiges. In der Zimmerecke bemerkte er eine Wendeltreppe.

Auf den Stufen fand er vier welke weiße Rosen und eine Serviette mit Flecken von Wein und karminrotem Lippenrouge. Der Geruch nach Flieder und Stachelbeeren wurde stärker.

Die Treppe führte ins Schlafzimmer, dessen Fußboden ein großes Fell bedeckte. Auf dem Fell lagen ein weißes Hemd mit Spitzenmanschetten und ein gutes Dutzend weiße Rosen. Und ein schwarzer Strumpf.

Der zweite Strumpf hing an einem der vier geschnitzten Pfosten, die den schweren Baldachin überm Bett trugen. Die Schnitzereien an den Pfosten stellten Nymphen und Faune dar, in verschiedenen Stellungen. Manche Stellungen waren interessant. Andere nur lächerlich. Vieles wiederholte sich. Im Großen und Ganzen.

Geralt räusperte sich laut, während er auf die Flut schwarzer Locken schaute, die unter der damastenen Bettdecke hervorschauten. Die Decke regte sich und seufzte. Geralt räusperte sich noch lauter.

»Beau?«, fragte die schwarze Lockenflut undeutlich.

»Hast du Saft geholt?«

»Hab ich.«

Unter den schwarzen Locken hervor erschien ein blasses dreieckiges Gesicht mit veilchenblauen Augen und schmalen, leicht verzogenen Lippen.

»Och . . .« Die Lippen verzogen sich noch stärker. »Ich komme um vor Durst . . .«

»Bitte.«

Die Frau schälte sich aus dem Bett und setzte sich auf. Sie hatte hübsche Schultern und einen wohlgeformten Hals, um den Hals ein schwarzes Samtband mit einem sternförmigen, vor Brillanten funkelnden Schmuckstück. Außer dem Halsband hatte sie nichts an.

»Danke.« Sie nahm ihm den Becher aus der Hand, trank ihn gierig aus, dann hob sie die Hände und griff sich an die Schläfen. Die Decke rutschte noch weiter herab. Geralt wandte den Blick ab. Höflich, doch widerwillig.

»Wer bist du eigentlich?«, fragte die schwarzhaarige Frau, während sie sich die Augen rieb und die Decke hochzog. »Was tust du hier? Wo zum Teufel ist Berrant?«

»Auf welche Frage soll ich zuerst antworten?«

Augenblicklich bereute er die Ironie. Die Frau hob die Handfläche, und aus ihren Fingern schoss ein goldglänzender Strahl hervor. Geralt reagierte instinktiv, indem er mit beiden Händen das Zeichen des Heliotrops formte; er fing den Zauber unmittelbar vor seinem

Gesicht ab, doch der Impuls war so stark, dass er nach hinten gegen die Wand gepresst wurde. Er ließ sich zu Boden sinken.

»Nein!«, rief er, als er sah, dass die Frau die Hände abermals hob. »Frau Yennefer! Ich komme in Frieden, ohne böse Absicht!«

Von der Treppe her erklang Fußgetrappel, in der Tür des Schlafzimmers tauchten die Gestalten der Diener auf. »Frau Yennefer!«

»Geht weg«, befahl ihnen die Zauberin ruhig. »Ich brauche euch nicht mehr. Ihr werdet dafür bezahlt, dass ihr das Haus hütet. Da diese Person aber dennoch hier hereingelangen konnte, werde ich mich selbst mit ihr befassen. Teilt das Herrn Berrant mit. Und für mich soll bitte ein Bad bereitet werden.«

Der Hexer stand mit Mühe auf. Yennefer betrachtete ihn schweigend mit zusammengekniffenen Augen.

»Du hast meinen Spruch abgewehrt«, sagte sie schließlich. »Du bist kein Zauberer, das sieht man. Aber du hast ungewöhnlich schnell reagiert. Sag, wer du bist, Unbekannter, der du in Frieden kommst. Und ich rate dir, sag es schnell.«

»Ich bin Geralt von Riva. Ein Hexer.«

Yennefer beugte sich aus dem Bett und hielt sich dabei an einem in den Pfosten geschnitzten Faun fest, an einem zum Festhalten nicht übel geeigneten Körperteil. Ohne Geralt aus den Augen zu lassen, hob sie einen Mantel mit Pelzbesatz vom Boden auf. Sie wickelte ihn eng um sich und stand auf. Ohne Eile goss sie sich noch einen Becher Saft ein, trank ihn in einem Zug leer, räusperte sich, kam näher. Geralt rieb sich ein wenig das Kreuz, das eben noch schmerzhaft mit der Wand in Berührung gekommen war.

»Geralt von Riva«, wiederholte die Zauberin und musterte ihn zwischen den schwarzen Wimpern hindurch. »Wie bist du hereingekommen? Und zu welchem Zweck? Berrant, hoffe ich, hast du kein Leid getan?«

»Nein. Das nicht. Frau Yennefer, ich brauche deine Hilfe.«

»Ein Hexer«, murmelte sie, während sie noch näher kam und den Mantel eng um sich zog. »Nicht nur der erste, den ich aus der Nähe

zu Gesicht bekomme, sondern gleich der berühmte Weiße Wolf. Ich habe einiges von dir gehört.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Ich weiß nicht, was du dir vorstellst.« Sie gähnte und kam noch näher. »Du erlaubst?« Sie berührte mit der Hand seine Wange, blickte ihm aus nächster Nähe in die Augen. Er biss die Zähne zusammen. »Die Pupille passt sich reflektorisch dem Licht an, oder kannst du sie willkürlich verengen oder weiten?«

»Yennefer«, sagte er ruhig. »Ich bin den ganzen Tag ohne Halt nach Rinde geritten. Ich habe die halbe Nacht darauf gewartet, dass das Tor geöffnet wurde. Ich habe dem Türhüter eins über den Schädel gegeben, weil er mich nicht hereinlassen wollte. Ich habe dich unhöflich und aufdringlich um Schlaf und Ruhe gebracht. Und das alles, weil mein Freund Hilfe braucht, die nur du ihm geben kannst. Gib sie ihm bitte, und dann können wir, wenn du willst, über Mutationen und Aberrationen reden.«

Sie trat einen Schritt zurück, verzog unschön den Mund. »Um welche Art Hilfe geht es?«

»Um eine magische Regeneration verletzter Organe. Gurgel, Kehlkopf und Stimmbänder. Verletzungen von der Art, wie das Scharlachdunkel sie bewirkt. Oder sehr ähnliche.«

»Ähnliche«, wiederholte sie. »Kurzum, es war nicht das Scharlachdunkel, das deinen Freund verletzt hat. Was also war es? Red schon, so im Morgengrauen aus dem Schlaf gerissen, habe ich weder Kraft noch Lust, dir das Hirn zu sondieren.«

»Hmm ... Am besten beginne ich von vorn . . .«

»O nein«, fiel sie ihm ins Wort. »Wenn es derart kompliziert ist, dann gedulde dich noch etwas. Schaler Geschmack im Munde, verhedderte Haare, klebrige Lider und derlei frühmorgendliche Misslichkeiten schränken mein Auffassungsvermögen stark ein. Geh zum Bad in den Keller hinunter. Ich werde gleich dort sein, und dann kannst du mir alles erzählen.«

»Yennefer, ich möchte nicht aufdringlich sein, aber die Zeit drängt. Mein Freund . . .«

»Geralt«, unterbrach sie ihn scharf. »Ich bin dir zuliebe aufgestanden, und ich hatte nicht vor, das vor dem Mittagsläuten zu tun. Ich bin bereit, aufs Frühstück zu verzichten. Weißt du warum? Weil du mir den Apfelsaft gebracht hast. Du hattest es eilig, musstest immerzu an die Leiden deines Freundes denken, du bist gewaltsam hier eingedrungen, indem du Leuten eins über den Schädel gegeben hast, und trotzdem hattest du einen Gedanken an eine durstige Frau übrig. Damit hast du mich für dich eingenommen, und es ist nicht ausgeschlossen, dass ich dir helfen werde. Aber auf Wasser und Seife verzichte ich nicht. Geh. Bitte.«

»Gut.«

»Geralt.«

»Ja.« Er blieb an der Schwelle stehen.

»Nutze die Gelegenheit und nimm auch ein Bad. Am Geruch erkenne ich nicht nur Rasse und Alter, sondern sogar die Farbe deines Pferdes.«

IV

Sie kam ins Bad, als Geralt, der nackt in einem kleinen Zuber saß, sich gerade aus einem Kübel mit Wasser übergoss. Er räusperte sich und wandte ihr sittsam den Rücken zu.

»Genier dich nicht«, sagte sie, während sie einen Armvoll Kleidungsstücke über den Kleiderständer warf. »Ich werde beim Anblick eines nackten Mannes nicht ohnmächtig. Triss Merigold, meine Freundin, pflegt zu sagen: Wenn man einen gesehen hat, hat man alle gesehen.«

Er stand auf und schlang sich dabei das Handtuch um die Hüften.

»Eine schöne Narbe.« Yennefer musterte lächelnd seine Brust. »Was war das? Bist du in der Schneidemühle unter eine Säge geraten?«

Er antwortete nicht.

Die Zauberin betrachtete ihn weiter, den Kopf kokett geneigt. »Der erste Hexer, den ich mir aus der Nähe ansehen kann, und das splitterfasernackt. Oho!« Sie beugte sich herab, die Ohren gespitzt. »Ich höre dein Herz. Ein sehr langsamer Rhythmus. Kannst du die Adrenalinproduktion beeinflussen? Ach, entschuldige die berufliche Neugier. Du bist anscheinend erstaunlich empfindlich, wenn es um die Eigenschaften deines eigenen Organismus geht. Du bist es gewohnt, diese Eigenschaften mit Worten zu benennen, die mir gar nicht gefallen, und verfällst dabei in einen bitterbösen Spott, der mir noch weniger behagt.«

Er antwortete nicht.

»Na, genug davon. Mein Bad wird kalt.« Yennefer machte eine Bewegung, als wolle sie den Umhang abwerfen, hielt inne. »Ich werde baden, und du wirst erzählen. So nutzen wir die Zeit. Aber ... Ich will dich nicht verlegen machen, und außerdem kennen wir einander kaum. Und daher, mit Rücksicht auf den Anstand . . .«

»Ich drehe mich um«, schlug er unsicher vor.

»Nein. Ich muss die Augen dessen sehen, mit dem ich rede. Ich habe eine bessere Idee.«

Er hörte, wie sie einen Spruch sagte, spürte, wie das Medaillon erzitterte, und sah, wie der schwarze Umhang langsam zu Boden fiel. Und dann hörte er Wasser platschen.

»Jetzt kann ich deine Augen nicht sehen, Yennefer«, sagte er. »Schade.«

Die unsichtbare Zauberin kicherte, begann im Bottich zu plätschern. »Erzähl.«

Geralt hatte inzwischen mit einiger Mühe die Hosen unterm Handtuch hochgezogen und setzte sich auf die Bank. Während er die Stiefelschnallen schloss, berichtete er von dem Abenteuer am Fluss, wobei er die Beschreibung des Kampfes mit dem Wels auf ein Minimum raffte. Yennefer sah nicht aus wie jemand, der sich für Fischfang interessieren könnte.

Als er an der Stelle war, wo das Wolkenwesen aus dem Gefäß kam, erstarrte der große Schwamm, der das Unsichtbare abwusch.

»Na, na«, hörte er. »Interessant. Ein Dschinn. Ein Flaschengeist.«

»Was denn für ein Dschinn«, widersprach er. »Das war eine Abart von Scharlachdunkel. Irgendeine neue, unbekannte Sorte . . .«

»Eine neue und unbekannte Sorte verdient, irgendwie benannt zu werden«, sprach die unsichtbare Yennefer. »Dschinn ist als Bezeichnung nicht schlechter als andere. Fahr bitte fort.«

Er gehorchte. Die Seife im Bottich schäumte immer mehr, während er weitererzählte, das Wasser schwappte über den Rand. In einem bestimmten Moment fesselte etwas seinen Blick. Er sah genauer hin und bemerkte Umrisse und Formen, die die Seife rings ums Unsichtbare bildete. Die Umrisse und Formen fesselten ihn derart, dass er verstummte.

»Erzähl!«, spornte ihn die Stimme aus dem Nichts, von den Umrissen her an. »Was war weiter?«

»Das war alles«, sagte er. »Ich habe diesen Dschinn, wie du sagst, vertrieben . . .«

»Womit?« Die Schöpfkelle hob sich und goss Wasser aus. Die Seife verschwand, die Formen auch. Geralt seufzte.

»Mit einem Zauberspruch«, sagte er. »Genauer, mit einem Exorzismus.«

»Welchem?« Wieder goss die Schöpfkelle Wasser aus. Der Hexer begann die Bewegungen der Kelle eingehender zu verfolgen, denn auch das Wasser ließ, wenngleich nur für kurze Zeit, dieses und jenes erkennen. Er wiederholte den Spruch und ersetzte dabei gemäß den Sicherheitsgeboten den Vokal »e« durch einen Hauch. Er glaubte, die Zauberin mit der Kenntnis dieser Methode zu beeindrucken, und so wunderte er sich, als aus dem Bottich ein irres Gelächter ertönte.

»Was ist daran komisch?«

»Dieser Exorzismus von dir . . .« Das Handtuch flog vom Haken und begann, den Rest der Umrisse heftig abzutrocknen. »Triss wird Tränen lachen, wenn ich ihr davon erzähle! Wer hat dir das beigebracht, Hexer? Diesen ... Spruch?«

»Eine gewisse Priesterin aus dem Heiligtum der Huldra. Das ist die geheime Tempelsprache . . .«

»Geheim, für wen sie geheim sein soll.« Das Handtuch schlug auf den Rand des Bottichs, Wasser spritzte auf den Boden, die Spuren nackter Fußsohlen zeigten die Schritte der Zauberin. »Das war kein Zauberspruch, Geralt. Ich würde dir auch nicht raten, diese Worte in anderen Heiligtümern zu wiederholen.«

»Wenn es kein Zauberspruch ist, was dann?« Er sah zu, wie zwei schwarze Strümpfe einer nach dem anderen zwei wohlgeformte Beine aus der Luft erstehen ließen.

»Eine scherzhafte Redensart.« Ein paar enge Kniehosen mit Rüschen spannten sich auf reizvolle Weise über das Nichts. »Allerdings etwas anstößig.«

Eine weiße Bluse mit einem großen Jabot in Form einer Blüte fuhr herauf und ließ Formen entstehen. Wie der Hexer bemerkte, trug Yennefer keinen Firlefanz aus Fischbein, der für gewöhnlich von Frauen benutzt wurde. Sie hatte es nicht nötig.

»Was für eine Redensart?«, fragte er.

»Lassen wir das.«

Aus einem auf dem Tisch stehenden vierkantigen Kristallfläschchen sprang der Korken heraus. Im Bad breitete sich der Geruch von Flieder und Stachelbeeren aus. Der Korken beschrieb einen Kreisbogen und sprang an seinen Platz zurück. Die Zauberin knöpfte die Manschetten der Bluse zu, zog den Rock hoch und materialisierte sich.

»Hak mich zu.« Sie wandte ihm den Rücken zu und kämmte sich das Haar mit einem Kamm aus Schildpatt. Wie der Hexer bemerkte, lief der Stiel des Kamms in einen langen und spitzen Dorn aus, der bei Bedarf gut als Stilett dienen konnte.

Er hakte ihr das Kleid ausgesucht langsam zu, ein Heftel nach dem anderen, und erfreute sich am Duft ihres Haars, das schwarz bis zur Mitte des Rückens herabfiel.

»Was das Flaschengeschöpf betrifft«, sagte Yennefer, während sie an den Ohren Brillantringe befestigte, »so liegt auf der Hand, dass nicht dein lächerlicher ›Zauberspruch‹ es zur Flucht gezwungen hat. Der Wahrheit näher kommt wohl der Gedanke, dass es seine Wut an deinem Kumpel ausgelassen hat und abgehauen ist, weil es ihm einfach langweilig wurde.«

»Wahrscheinlich«, stimmte Geralt finster zu. »Denn ich glaube nicht, dass es nach Cidaris geflogen ist, um Valdo Marx den Garaus zu machen.«

»Wer ist Valdo Marx?«

»Ein Troubadour, der meinen Kumpel, ebenfalls Dichter und Musikant, für einen dem Geschmack des Pöbels verfallenen Stümper hält.«

Die Zauberin drehte sich um, ein seltsames Funkeln in den Augen. »Hat es dein Freund etwa geschafft, einen Wunsch auszusprechen?«

»Sogar zwei. Beide fürchterlich dumm. Warum fragst du? Das ist doch offensichtlich Unsinn, diese Wünsche erfüllenden Genien, D'jinnis, Lampengeister . . .«

»Offensichtlich Unsinn«, wiederholte Yennefer lächelnd. »Natürlich. Das sind Hirngespinnste, sinnlose Ammenmärchen wie alle Legenden, in denen gute Geister und Feen Wünsche erfüllen. Diese Märchen sind von armen Einfaltspinseln erfunden worden, die nicht einmal im Traum hoffen können, ihre zahlreichen Wünsche durch eigenes Tun zu erfüllen. Es freut mich, dass du nicht zu denen gehörst, Geralt von Riva. Darin bist du mir eine verwandte Seele. Wenn ich einen Wunsch habe, dann träume ich nicht, sondern handle. Und ich bekomme immer, was ich will.«

»Kein Zweifel. Bist du fertig?«

»Ich bin fertig.« Die Zauberin band die Schuhriemchen zu, stand auf. Sogar mit den Absätzen war sie nicht besonders groß. Sie schüttelte ihre Mähne, die, wie er feststellte, trotz dem gründlichen Kämmen ihre malerische, wilde und lockige Unordnung bewahrt hatte.

»Ich habe eine Frage, Geralt. Das Siegel, mit dem die Flasche verschlossen war ... Hat dein Freund es immer noch?«

Der Hexer zögerte. Das Siegel hatte nicht Rittersporn, sondern er selbst, und zwar bei sich. Doch die Erfahrung lehrte, dass man Zauberern nicht zu viel sagen sollte.

»Hmm ... Ich glaube, ja . . .« So täuschte er sie über den Grund seines Zögerns. »Ja, er hat's wohl. Und? Ist dieses Siegel wichtig?«

»Eine merkwürdige Frage«, antwortete sie scharf, »für einen Hexer, einen Spezialisten für übernatürliche Monstrositäten. Für jemanden, der wissen müsste, dass so ein Siegel derart wichtig ist, dass man es nicht anrühren sollte. Und es auch seinem Freunde nicht erlauben.«

Er biss die Zähne zusammen. Er hatte ins Schwarze getroffen.

»Nun ja.« Yennefer ging zu einem viel freundlicheren Ton über. »Jeder Mensch irrt sich mal, auch Hexer irren sich, wie man sieht. Jeder kann einen Fehler machen. Also, wir können aufbrechen. Wo befindet sich dein Kamerad?«

»Hier in Rinde. Im Hause eines gewissen Errdil. Eines Elfen.«

Sie sah ihn sehr aufmerksam an. »Bei Errdil?«, wiederholte sie. »Ich weiß, wer das ist. Wie ich annehme, hält sich dort auch sein Vetter Chireadan auf?«

»Stimmt. Und was . . .«

»Nichts«, unterbrach sie ihn, hob eine Hand, schloss die Augen. Das Medaillon am Halse des Hexers ruckte, die Kette spannte sich.

An der feuchten Wand des Badezimmers flammte eine helle Kontur auf; sie erinnerte an eine Tür, in deren Rahmen sich ein phosphoreszierendes milchiges Nichts ballte.

Der Hexer fluchte leise. Er mochte keine magischen Portale, und ebensowenig eine Reise mit ihrer Hilfe.

»Müssen wir . . .?«, krächzte er. »Es ist nicht weit . . .«

»Ich kann nicht auf den Straßen dieser Stadt gehen«, schnitt sie ihm das Wort ab. »Man mag mich hier nicht, sie können mich beschimpfen, mit Steinen nach mir werfen, womöglich auch mit etwas Schlimmerem. Ein paar Leute ruinieren hier mit Erfolg meinen Ruf und glauben, sie könnten das ungestraft tun. Hab keine Angst, meine Portale sind sicher.«

Geralt war einmal Zeuge gewesen, wie durch ein sicheres Portal die Hälfte eines Passanten geflogen kam. Die andere Hälfte war nie gefunden worden. Und er kannte mehrere Fälle, wo jemand in ein Portal getreten war und man nie wieder von ihm gehört hatte.

Die Zauberin strich zum wiederholten Male das Haar zurecht, befestigte einen perlenbestickten Beutel am Gürtel. Der Beutel sah zu klein aus, als dass mehr als ein bisschen Kleingeld und ein Stück Lippenrouge drin sein konnten, doch Geralt wusste, dass es kein gewöhnlicher Beutel war.

»Umarme mich. Fester, ich bin nicht aus Porzellan. Auf geht's!«

Das Medaillon begann zu vibrieren, etwas blitzte auf, und plötzlich befand sich Geralt in einem schwarzen Nichts, in durchdringender Kälte. Er sah nichts, hörte nichts, fühlte nichts. Die Kälte war das Einzige, was der Verstand wahrnahm.

Er wollte fluchen, kam aber nicht dazu.

V

»Sie ist jetzt seit einer Stunde da drin.« Chireadan drehte die Sanduhr auf dem Tisch um. »Ich beginne mir Sorgen zu machen. Stand es denn um Rittersporns Kehle derart schlecht? Meinst du nicht, dass wir bei ihnen da oben nachsehen sollten?«

»Sie hat ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, dass sie das nicht will.« Geralt trank den Becher mit Kräutersud aus und verzog ungnädig das Gesicht. Er schätzte und liebte die sesshaften Elfen für ihre Intelligenz, die ruhige Zurückhaltung und den eigenartigen Sinn für Humor, doch ihre Vorlieben in Bezug auf Essen und Trinken verstand und teilte er nicht. »Ich habe nicht vor, sie zu stören, Chireadan. Magie erfordert Zeit. Meinetwegen kann es einen ganzen Tag lang dauern, Hauptsache, Rittersporn wird gesund.«

»Da hast du freilich recht.«

Im Nebenraum ertönten Hammerschläge. Wie sich erwies, wohnte Errdil in einem aufgegebenen Gasthof, den er gekauft hatte, um ihn zu renovieren und gemeinsam mit seiner Frau, einer zurückhaltenden und schweigsamen Elfe, zu führen. Ritter Vratimir, der sich nach der gemeinsam in der Wachstube verbrachten Nacht der Gesellschaft angeschlossen hatte, hatte aus eigenem Antrieb seine Hilfe bei den Reparaturarbeiten angeboten. Gemeinsam mit dem Ehepaar hatte er sich an die Erneuerung der Täfelung gemacht, sobald sich die Verwirrung wegen des plötzlichen und spektakulären Auftauchens des Hexers und Yennefers gelegt hatte, die im Lichtschein des Portals aus der Wand hervorgesprungen waren.

»Ehrlich gesagt«, fuhr Chireadan fort, »ich hatte nicht erwartet, dass du es so leicht schaffen würdest. Yennefer gehört nicht zu den besonders spontanen Personen, wenn es um Hilfeleistung geht. Die Sorgen der Mitmenschen verursachen ihr kein Herzdrücken und bringen sie nicht um den Schlaf. Kurzum, ich habe nicht gehört, dass sie jemals jemandem uneigennützig geholfen hätte. Was mag sie wohl für ein Interesse haben, dir und Rittersporn zu helfen?«

»Übertreibst du nicht?« Der Hexer lächelte. »Auf mich hat sie keinen gar so schlechten Eindruck gemacht. Ihre Überlegenheit kehrt sie freilich gern heraus, aber im Vergleich zu anderen Zauberern, zu dieser ganzen hochnäsigen Bande, ist sie ein Muster an Tugend und ein Ausbund an gutem Willen.«

Chireadan lächelte ebenfalls. »Das ist ungefähr so, als ob du der Ansicht wärst, ein Skorpion sei schöner als eine Spinne, weil er so einen hübschen Schwanz hat. Sieh dich vor, Geralt. Du bist nicht der Erste, der sie so einschätzt, ohne zu wissen, dass sie aus Tugend und Schönheit eine Waffe gemacht hat. Eine Waffe, derer sie sich überaus geschickt und skrupellos bedient. Was natürlich nichts an der Tatsache ändert, dass sie eine faszinierend schöne Frau ist. Das wirst du doch nicht leugnen?«

Geralt warf einen scharfen Blick auf den Elf. Zum zweiten Mal kam es ihm so vor, als bemerke er auf seinem Gesicht einen Anflug von Röte. Das erstaunte ihn nicht weniger als Chireadans Worte. Reinblütige Elfen interessierten sich für gewöhnlich nicht für Menschenfrauen. Nicht einmal für die sehr schönen. Yennefer indes war zwar auf ihre Art attraktiv, doch als Schönheit konnte sie nicht gelten.

Über Geschmack ließ sich nicht streiten, doch im Grunde fiel es kaum jemandem ein, Zauberinnen »schön« zu nennen. Alle stammten ja aus Gesellschaftskreisen, wo es die einzige Bestimmung von Töchtern war, zu heiraten. Wer dachte schon daran, seine Tochter zu jahrelangen mühseligen Studien und zur Folter der körperlichen Veränderungen zu verurteilen, wenn man sie verheiraten und sich vorteilhaft verschwägern konnte? Wer wollte eine Zauberin in der Familie haben? Bei allem Respekt, den Magier genossen, hatte die Familie einer Zauberin nicht den geringsten Nutzen von ihr, denn noch ehe das Mädchen seine Ausbildung beendete, verlor es alle Bindungen an die Familie – es zählte nur die Bruderschaft. Darum wurden nur Töchter Zauberinnen, deren Chancen, einen Mann zu finden, gleich null waren.

Im Gegensatz zu Priesterinnen und Druidinnen, die ungern hässliche oder verkrüppelte Mädchen aufnahmen, akzeptierten die

Zauberer jede, die die nötige Veranlagung erkennen ließ. Wenn das Kind allerdings nicht während der ersten Lehrjahre ausgesiebt wurde, trat die Magie auf den Plan – sie machte Beine gerade und gleich, reparierte schlecht zusammengewachsene Knochen, flickte Hasenscharten, ließ Narben, Male und die Spuren der Pocken verschwinden. Die junge Zauberin wurde »attraktiv«, denn so erforderte es das Prestige ihres Berufes. Das Ergebnis waren Frauen mit dem Anschein von Schönheit und den bösen und kalten Augen hässlicher Weiber. Von Weibern, die ihre von einer magischen Maske verdeckte Hässlichkeit nicht vergessen konnten, einer Maske, die nicht ihrem Glück diene, sondern allein dem beruflichen Ansehen.

Nein, Geralt verstand Chireadan nicht. Seine Augen, die Augen eines Hexers, registrierten zu viele Einzelheiten.

»Nein, Chireadan«, beantwortete er die Frage. »Ich leugne es nicht. Ich danke dir auch für die Warnung. Aber hier geht es ausschließlich um Rittersporn. Er hat in meiner Gegenwart Schaden genommen. Ich habe ihn nicht davor zu bewahren vermocht, konnte ihm nicht helfen. Wenn ich wüsste, dass es ihn gesund macht, würde ich mich mit bloßem Hintern auf einen Skorpion setzen.«

»Gerade davor musst du dich hüten.« Der Elf lächelte rätselhaft. »Denn Yennefer weiß das, und sie nutzt dieses Wissen gern aus. Trau ihr nicht, Geralt. Sie ist gefährlich.«

Er antwortete nicht.

Oben quietschte eine Tür. Yennefer stand an der Treppe, aufs Geländer der Galerie gestützt. »Hexer, könntest du für einen Augenblick heraufkommen?«

»Natürlich.«

Die Zauberin lehnte sich mit dem Rücken an die Tür eines der wenigen halbwegs eingerichteten Zimmer, wo der kranke Troubadour untergebracht worden war. Der Hexer ging hinauf und betrachtete sie schweigend. Er sah ihre linke Schulter, ein winziges Stück höher als die rechte. Die Nase – ein winziges Stück zu lang.

Die Lippen – ein bisschen zu schmal. Das Kinn – ein wenig zu kurz.
Die Brauen – nicht gleichmäßig genug. Die Augen ...

Er sah zu viele Einzelheiten. Ganz unnötigerweise.

»Was ist mit Rittersporn?«

»Zweifelst du an meinen Fähigkeiten?«

Er blickte sie weiter an. Sie hatte die Figur einer Zwanzigjährigen, obwohl er ihr wahres Alter lieber nicht raten wollte. Sie bewegte sich mit natürlicher, zwangloser Grazie. Nein, es ließ sich nicht ahnen, wie sie früher gewesen, was an ihr verändert worden war. Er hörte auf, darüber nachzudenken, es hatte keinen Sinn.

»Dein talentierter Freund wird gesund«, sagte sie. »Er wird seine stimmlichen Fähigkeiten zurückgewinnen.«

»Du hast meine Dankbarkeit, Yennefer.«

Sie lächelte. »Du wirst imstande sein, sie zu beweisen.«

»Kann ich zu ihm hineinschauen?«

Sie schieg für einen Augenblick, betrachtete ihn mit seltsamem Lächeln und trommelte mit den Fingern gegen den Türrahmen.
»Natürlich. Komm herein.«

Das Medaillon am Halse des Hexers begann heftig und rhythmisch zu zittern.

Auf der Mitte des Fußbodens lag eine milchiges Licht verströmende Glaskugel von der Größe einer kleinen Melone. Die Kugel bezeichnete den Mittelpunkt eines neunzackigen Sterns, der genau gezeichnet war und mit den Spitzen an die Ecken und Wände des kleinen Zimmers reichte. Dem Stern einbeschrieben war ein mit roter Farbe gemaltes Pentagramm. Die Enden des Pentagramms wurden von schwarzen Kerzen markiert, die in sonderbar geformten Leuchtern steckten. Schwarze Kerzen brannten auch am Kopfende des Bettes, auf dem der mit Schaffellen zugedekte Rittersporn ruhte. Der Dichter atmete ruhig, keuchte und krächzte nicht mehr, von seinem Gesicht war die Grimasse des Schmerzes gewichen, und an ihre Stelle war ein dümmliches, glückliches Lächeln getreten.

»Er schläft«, sagte Yennefer. »Und träumt.«

Geralt sah sich die auf den Boden gezeichneten Muster an. Die darin verborgene Magie war zu spüren, doch er wusste, dass diese Magie schlief, noch nicht geweckt war. Sie ließ an die Laute eines schlafenden Löwen denken, doch sie vermittelte einen Begriff davon, wie das Gebrüll des Löwen sein mochte.

»Was ist das, Yennefer?«

»Eine Falle.«

»Für wen?«

»Für dich. Vorläufig.« Die Zauberin drehte den Schlüssel im Schloss herum, dann in der Hand. Der Schlüssel verschwand.

»Ich bin also gefangen«, sagte er kühl. »Was nun? Wirst du meine Tugend auf die Probe stellen?«

»Bilde dir nur nichts ein.« Yennefer setzte sich auf den Bettrand. Rittersporn, noch immer dümmlich lächelnd, seufzte leise. Es war ohne Zweifel ein Wonneseufzer.

»Worum geht es hier, Yennefer? Wenn das ein Spiel ist, dann kenne ich die Regeln nicht.«

»Ich habe erwähnt«, begann sie, »dass ich immer bekomme, was ich will. Es hat sich aber so ergeben, dass ich etwas haben will, was Rittersporn besitzt. Ich werde es ihm wegnehmen, und wir trennen uns. Keine Angst, er wird keinen Schaden nehmen . . .«

»Das sonderbare Zeug, das du am Boden aufgestellt hast«, unterbrach er sie, »dient zur Dämonenbeschwörung. Und wo Dämonen beschworen werden, nimmt immer jemand Schaden. Ich werde das nicht erlauben.«

». . . ihm wird kein Haar gekrümmt«, fuhr die Zauberin fort, ohne seinen Worten die geringste Beachtung zu schenken. »Sein Stimmchen wird noch schöner sein, und er wird sehr zufrieden, geradezu glücklich sein. Wir alle werden glücklich sein. Und wir werden uns trennen, ohne Bedauern, ohne Kränkung.«

»Ach, Virginia«, seufzte Rittersporn, ohne die Augen zu öffnen. »Wie schön sind deine Brüste, zarter als Schwanenflaum . . .«

»Hat er den Verstand verloren? Phantasiert er?«

»Er träumt.« Yennefer lächelte. »Sein Wunsch erfüllt sich. Ich habe sein Hirn bis zum Grunde sondiert. Viel war da nicht. Ein bisschen Schweinerei, ein paar Wünsche, eine Menge Poesie. Lassen wir das. Das Siegel, mit dem die Flasche des Dschinn verschlossen war, Geralt. Ich weiß, dass nicht der Troubadour es besitzt, sondern du. Ich bitte darum.«

»Wozu brauchst du dieses Siegel?«

»Wie soll ich jetzt auf deine Frage antworten?« Die Zauberin lächelte flüchtig. »Versuchen wir es so: Das geht dich einen Dreck an, Hexer. Bist du mit dieser Antwort zufrieden?«

»Nein.« Er lächelte ebenfalls, und ebenso boshaft. »Ich bin nicht zufrieden. Aber mach dir deswegen keine Vorwürfe, Yennefer. Ich bin schwer zufriedenzustellen. Bisher ist das nur Leuten gelungen, die über den Durchschnitt hinausragten.«

»Schade. Dann bleibst du eben unbefriedigt. Dein Pech. Das Siegel, bitte. Zieh kein Gesicht, das nicht zu deiner Art von Schönheit und deinem Teint passt. Falls du es noch nicht bemerkt hast, sollst du wissen, dass jetzt die Gegenleistungen nötig werden, die du mir schuldest. Das Siegel ist die erste Rate des Preises für die Stimme des Sängers.«

»Wie ich sehe, hast du den Preis auf viele Raten verteilt«, sagte er kalt. »Gut. Ich hatte das erwarten können und habe es erwartet. Aber es soll ein ehrlicher Handel sein, Yennefer. Ich habe deine Hilfe gekauft. Und ich werde bezahlen.«

Sie verzog die Lippen zu einem Lächeln, doch ihre veilchenblauen Augen blieben unbewegt und kalt. »Was das betrifft, Hexer, so darfst du daran nicht zweifeln.«

»Ich«, wiederholte er. »Aber nicht Rittersporn. Ich werde ihn von hier an einen sicheren Ort bringen. Wenn ich das getan habe, komme ich wieder und bezahle die zweite Rate und die folgenden. Denn was die erste betrifft . . .«

Er griff in die Geheimtasche im Gürtel, holte das Messingsiegel mit dem Zeichen des Sterns und des gebrochenen Kreuzes hervor.

»Bitte, nimm. Nicht als Rate. Nimm es vom Hexer als Beweis des Dankes dafür, dass du ihn, wenngleich aus Berechnung, besser behandelt hast, als es die meisten von deinen Berufsgenossen getan hätten. Nimm es als Zeichen des guten Willens, das dich überzeugen soll, dass ich, sobald ich für die Sicherheit des Freundes gesorgt habe, hierher zurückkehren werde, um zu bezahlen. Ich habe den Skorpion zwischen den Blumen übersehen, Yennefer. Ich bin bereit, für meine Unaufmerksamkeit zu bezahlen.«

»Eine schöne Rede.« Die Zauberin verschränkte die Arme vor der Brust. »Rührend und pathetisch. Nur leider vergebens. Ich brauche Rittersporn, und er bleibt hier.«

»Er war schon einmal in der Nähe dessen, was du herbeirufen willst.« Geralt wies auf die Muster am Fußboden. »Wenn du fertig bist und den Dschinn herbeibeschwörst, wird Rittersporn trotz deiner Beteuerungen mit Sicherheit Schaden nehmen, vielleicht schlimmer als zuvor. Denn um das Geschöpf aus der Flasche geht es dir doch, nicht wahr? Du hast vor, dich seiner zu bemächtigen, es dir dienstbar zu machen? Du brauchst nicht zu antworten, ich weiß, das geht mich einen Dreck an. Also tu, was du willst, beschwöre meinetwegen zehn Dämonen. Aber ohne Rittersporn. Wenn du Rittersporn ein Leid zufügst, dann ist das kein ehrlicher Handel mehr, Yennefer, und du hast kein Recht, dafür eine Bezahlung zu verlangen. Ich lasse nicht zu . . .«

Er verstummte.

»Ich war neugierig, wann du es merken würdest«, kicherte die Zauberin.

Geralt spannte die Muskeln an, sammelte seinen ganzen Willen, biss die Zähne zusammen, dass es wehtat. Es half nichts. Er war wie gelähmt, wie ein steinernes Standbild, wie eine in den Boden gerammte Säule. Er konnte nicht einmal eine Zehe im Stiefel regen.

»Ich wusste, dass du imstande bist, einen direkten Zauber abzuwehren«, sagte Yennefer. »Ich wusste auch, dass du, ehe du irgendetwas unternimmst, versuchen würdest, mich mit Beredsamkeit zu beeindrucken. Du hast geredet, und der über dir schwebende Zauber hat gewirkt und dich langsam gebrochen. Jetzt

kannst du nur noch sprechen. Aber du brauchst mich nicht mehr zu beeindrucken. Ich weiß, dass du beredt bist. Weitere Anstrengungen in dieser Richtung können die Wirkung nur noch schmälern.«

»Chireadan . . .«, sagte er mit Mühe, während er noch immer gegen die magische Lähmung anzukämpfen versuchte. »Chireadan wird merken, dass du etwas im Schilde führst. Er wird es schnell merken, wird jeden Augenblick Verdacht schöpfen, denn er traut dir nicht. Er hat dir von Anfang an nicht getraut . . .«

Die Zauberin machte eine ausholende Handbewegung. Die Zimmerwände verschwammen und nahmen eine gleichmäßige schmutziggraue Beschaffenheit und Farbe an. Es verschwanden die Türen, die Fenster, es verschwanden sogar die staubigen Portieren und die vom Fliegendreck scheckigen Muster an der Wand.

»Und was ist, wenn Chireadan es merkt?« Sie lächelte boshaft. »Glaubst du, er kommt dir zu Hilfe geeilt? Meine Barriere durchdringt niemand. Aber Chireadan wird nirgendwohin eilen, er wird nichts gegen mich unternehmen. Nichts. Er steht in meinem Bann. Nein, das hat nichts mit Zauberei zu tun, ich habe nichts in dieser Richtung getan. Die gewöhnliche Chemie des Organismus. Er hat sich in mich verliebt, der Trottel. Hast du das nicht gewusst? Er hatte sogar vor, Beau zu einem Zweikampf herauszufordern, kannst du dir das vorstellen? Ein Elf, und dann eifersüchtig. Das kommt selten vor. Geralt, ich habe dieses Haus nicht ohne Grund gewählt.«

»Beau Berrant, Chireadan, Errdil, Rittersporn. Du gehst wirklich auf dem einfachsten Weg zum Ziel. Aber mich, Yennefer, wirst du nicht benutzen.«

»Und ob ich dich benutze.« Die Zauberin stand vom Bett auf, ging durchs Zimmer und wich dabei sorgfältig den auf den Boden gemalten Zeichen und Symbolen aus. »Ich habe doch gesagt, dass du mir für die Heilung des Dichters etwas schuldest. Es handelt sich um eine Lappalie, einen kleinen Dienst. Nach dem, was ich jetzt hier erledigen will, werde ich sofort aus Rinde verschwinden, aber ich habe in diesem Nest noch gewisse ... sagen wir: offene Rechnungen. Einigen Leuten hier habe ich etwas versprochen, und

ich halte meine Versprechen immer. Weil ich es aber selber nicht mehr schaffe, wirst du diese Versprechen für mich einlösen.«

Er kämpfte, kämpfte mit ganzer Kraft. Vergebens.

»Quäl dich nicht, kleiner Hexer.« Nun war das Lächeln voll beißendem Spott. »Das hilft nichts. Du hast einen starken Willen und große Widerstandskraft gegen Magie, aber mit mir und meinen Sprüchen kannst du dich nicht messen. Und spiel mir keine Komödie vor. Versuch nicht, mich mit deiner harten und trotzigem Männlichkeit zu umgarnen. Du bist nur in deiner eigenen Vorstellung hart und trotzig. Um den Freund zu retten, hättest du für mich alles getan, auch ohne Zauberei, hättest jeden Preis gezahlt, mir die Stiefel geleckt. Und vielleicht noch was anderes, wenn ich unverhofft etwas Kurzweil gebraucht hätte.«

Er schwieg. Yennefer stand lächelnd vor ihm und spielte mit dem an die Samtbluse gehefteten Stern aus Obsidian, dessen Brillanten funkelten.

»Schon in Beaus Schlafzimmer«, fuhr sie fort, »kaum dass wir ein paar Worte gewechselt hatten, wusste ich, was ich von dir zu halten hatte. Und ich wusste, in welcher Münze ich von dir den Preis fordern würde. Meine Rechnungen in Rinde hätte jeder begleichen können, zum Beispiel Chireadan. Doch tun wirst du es, denn du musst bezahlen. Für die vorgetäuschte Härte, für den kalten Blick, für die Augen, die jede Einzelheit erfassen, für das steinerne Gesicht, für den spöttischen Ton. Für die Meinung, du könntest Yennefer von Vengerberg die Stirn bieten und sie für ein hochnäsiges Weib halten, das sich selbst anbetet, für eine berechnende Hexe, und zugleich ihre eingeseiften Titten mit den Augen verschlingen. Bezahle, Geralt von Riva!«

Sie packte ihn mit beiden Händen bei den Haaren und küsste ihn heftig auf den Mund, saugte sich wie ein Vampir daran fest. Das Medaillon am Halse ruckte, Geralt hatte den Eindruck, dass sich die Kette verdrehte und ihn wie eine Garotte würgte. In seinem Kopf flammte ein helles Licht auf, in den Ohren begann es schrecklich zu tosen. Er sah die veilchenblauen Augen der Zauberin nicht mehr, versank in Dunkelheit.

Er kniete. Yennefer sprach zu ihm mit sanfter, weicher Stimme.

»Hast du es dir gemerkt?«

»Ja, Herrin.«

Es war seine eigene Stimme.

»Dann geh und erfülle meine Aufträge.«

»Zu Befehl, Herrin.«

»Du darfst mir die Hand küssen.«

»Danke, Herrin.«

Er fühlte, wie er sich ihr auf Knien näherte. In seinem Kopf surrten zehntausend Bienen. Ihre Hand roch nach Flieder und Stachelbeeren. Flieder und Stachelbeeren ... Flieder und Stachelbeeren ... Ein Blitz. Dunkelheit.

Das Geländer, die Treppe. Das Gesicht Chireadans.

»Geralt! Was ist mit dir? Geralt, wohin?«

»Ich muss . . .« Seine eigene Stimme. »Muss gehen . . .«

»Götter! Seht euch seine Augen an!«

Das Gesicht Vratimirs, von Entsetzen verzerrt. Das Gesicht Errdils. Und die Stimme Chireadans.

»Nein! Errdil, nein! Rührt ihn nicht an und versucht ihn nicht aufzuhalten! Aus dem Weg, Errdil! Geh ihm aus dem Weg!«

Der Geruch von Flieder und Stachelbeeren ... Flieder und Stachelbeeren ...

Die Tür. Die explodierende Sonne. Heiß. Schwül. Der Geruch von Flieder und Stachelbeeren. Es wird ein Gewitter geben, dachte er.

Und das war sein letzter klarer Gedanke.

VI

Dunkelheit. Der Geruch ...

Geruch? Nein, Gestank. Nach Urin, verfaultem Stroh und nassen Lumpen. Der Gestank einer rußenden Fackel, die in einer eisernen, in eine Wand aus unregelmäßigen Steinblöcken eingelassenen Halterung steckte. Ein Schatten, den die Fackel warf, ein Schatten auf strohbedecktem Estrich ...

Der Schatten eines Gitters.

Der Hexer fluchte.

»Endlich.« Er spürte, wie jemand ihn hochzog, ihn mit dem Rücken gegen die feuchte Mauer lehnte. »Ich habe mir schon Sorgen gemacht, dass du so lange bewusstlos warst . . .«

»Chireadan? Wo ... Verdammt, mir zerspringt der Kopf ... Wo sind wir?«

»Und was meinst du wohl?«

Geralt rieb sich das Gesicht, sah sich um. An der Wand gegenüber saßen drei zerlumppte Gestalten. Er sah sie undeutlich, sie saßen an der Stelle, die vom Licht der Fackel am weitesten entfernt war, in fast völliger Dunkelheit. An dem Gitter, das sie von dem beleuchteten Korridor trennte, hockte etwas, was nur dem Anschein nach ein Bündel Lumpen war. In Wirklichkeit war es ein dürrer Greis mit einer Nase wie ein Storchenschnabel. Die Länge der strähnigen Haare und der Zustand seiner Kleidung machten deutlich, dass er nicht erst seit gestern hier war.

»Sie haben uns in den Knast gesteckt«, stellte er finster fest.

»Es freut mich«, sagte der Elf, »dass du die Fähigkeit zu logischen Schlüssen wiedererlangt hast.«

»Mist, elender ... Und Rittersporn? Seit wann sitzen wir hier? Wie viel Zeit ist vergangen, seit . . .«

»Ich weiß nicht. Wie du war ich nicht bei Bewusstsein, als sie mich hier hereingeworfen haben.« Chireadan raffte Stroh zusammen,

setzte sich bequemer hin. »Ist das wichtig?«

»Und wie, verdammt. Yennefer ... Und Rittersporn. Rittersporn ist dort, bei ihr, und sie hat vor ... He, ihr da? Seit wann sind wir hier eingesperrt?«

Die Lumpen flüsterten miteinander. Keiner gab Antwort.

»Seid ihr taub?« Geralt spuckte aus, er konnte noch immer nicht den metallischen Geschmack auf den Lippen loswerden. »Ich frage, welche Tageszeit ist jetzt? Oder ist es Nacht? Ihr werdet doch wissen, wann ihr zu fressen kriegt?«

Abermals murmelten die Lumpen miteinander, räusperten sich.

»Edle Herren«, sagte schließlich einer. »Lasst uns in Ruhe und redet nicht mit uns, bitteschön. Wir sind ordentliche Verbrecher, nicht irgendwas Politisches. Wir haben die Obrigkeit nicht angegriffen. Wir haben bloß gestohlen.«

»Ja«, bestätigte ein anderer. »Ihr habt eure Ecke, wir unsere. Und jeder soll sich um seine kümmern.«

Chireadan fauchte. Der Hexer spuckte aus.

»Genausowas ist es«, plapperte der zugewachsene Alte mit der langen Nase los. »Jeder im Gefängnis kümmert sich um seine Ecke und hält sich zu seinesgleichen.«

»Und du, Opa«, erkundigte sich der Elf spöttisch, »hältst du dich zu denen oder zu uns? Zu welcher Gruppe zählst du dich?«

»Zu keiner«, erwiderte der Opa stolz. »Weil ich unschuldig bin.«

Geralt spuckte abermals aus.

»Chireadan?«, fragte er, während er sich die Schläfen massierte. »Das mit dem Angriff auf die Obrigkeit ... Ist das wahr?«

»Allerdings. Erinnerst du dich nicht?«

»Ich ging die Straße lang ... Die Leute haben mir nachgeschaut ... Dann ... Dann war da so ein Laden ...«

»Ein Leihhaus.« Der Elf senkte die Stimme. »Du bist ins Leihhaus gegangen. Sobald du drin warst, hast du dem Besitzer eins auf die Fresse gegeben. Kräftig. Sogar sehr kräftig.«

Der Hexer presste einen Fluch zwischen den Zähnen hervor.

»Der Wucherer fiel zu Boden«, fuhr Chireadan leise fort. »Und du hast ihm ein paar Tritte in empfindliche Stellen gegeben. Als der Knecht seinem Prinzipal zu Hilfe eilte, hast du ihn aus dem Fenster geworfen, mitten auf die Straße.«

»Ich fürchte«, murmelte Geralt, »dass das nicht alles war.«

»Eine berechnete Befürchtung. Du bist aus dem Leihhaus gegangen und mitten auf der Straße langmarschiert, hast Fußgänger angerempelt und irgendwelchen Blödsinn über die Ehre einer Dame geschrien. Hinter dir ging schon eine ziemlich große Menschenmenge, darunter ich, Errdil und Vratimir. Du aber bist vorm Hause des Apothekers Lorbeerträger stehen geblieben, bist hineingegangen, und einen Augenblick später kamst du wieder raus und zogst Lorbeerträger an einem Bein hinter dir her. Und du hast vor der Menge eine Art Rede gehalten.«

»Was für eine?«

»Kurz gesagt, du hast verkündet, dass ein Mann, der auf sich hält, nicht einmal eine professionelle Dirne eine Nutte nennen darf, weil es niederträchtig und widerwärtig ist. Wenn einer jedoch die Bezeichnung ›Nutte‹ für eine Frau verwendet, die er nie gebumst und der er nie Geld dafür gegeben hat, dann ist er ein Scheißkerl und verdient zweifellos Bestrafung. Die Strafe, hast du jedermann kundgegeben, würde auf der Stelle vollstreckt, und es wäre genau die richtige Strafe für einen Scheißkerl. Du hast dir den Kopf des Apothekers zwischen die Knie geklemmt, ihm die Hose heruntergezogen und ihm mit dem Gürtel den Arsch versohlt.«

»Sprich weiter, Chireadan. Sprich. Schone mich nicht.«

»Du hast Lorbeerträger den Hintern verhauen, was das Zeug hielt, und der Apotheker hat geheult, gebrüllt, geweint, Götter und Menschen zu Hilfe gerufen, um Erbarmen gefleht, ja, er hat sogar Besserung versprochen, aber du hast es offensichtlich nicht geglaubt. Dann kamen ein paar bewaffnete Banditen herbeigelaufen, die man in Rinde als die Garde zu bezeichnen pflegt.«

»Und da« – Geralt nickte – »habe ich die Obrigkeit angegriffen?«

»Woher denn. Die hattest du schon viel früher angegriffen. Sowohl der Wucherer als auch Lorbeerträger sitzen im Rat der Stadt. Es wird dich gewiss interessieren, dass beide verlangt haben, Yennefer aus der Stadt zu jagen. Sie haben nicht nur im Rat dafür gestimmt, sondern sich auch in den Wirtshäusern die Zungen zerfetzt und sich über sie in einer wenig gewählten Art ausgedrückt.«

»Das habe ich mir schon längst gedacht. Erzähl. Du warst bei den Stadtwachen, die gelaufen kamen. Haben die mich in den Knast gesteckt?«

»Sie wollten. Oje, Geralt, was war das für ein Anblick! Was du mit denen angestellt hast, ist schwer zu beschreiben. Sie hatten Schwerter, Peitschen, Knüppel, Äxte und du nur einen Spazierstock aus Eschenholz mit rundem Knauf, den du irgendeinem Stutzer weggenommen hattest. Und als alle am Boden lagen, bist du weitergegangen. Die meisten von uns wussten, wo du hinwolltest.«

»Ich würde es auch gern wissen.«

»Du bist zum Tempel gegangen. Denn Priester Krepp, auch er Ratsmitglied, hat Yennefer viel Raum in seinen Predigten gewidmet. Du hast mit deiner Meinung über Priester Krepp übrigens durchaus nicht hinterm Berge gehalten. Hast ihm eine Lehre in Sachen Achtung vor dem schönen Geschlecht versprochen. Seinen offiziellen Titel hast du weggelassen, aber andere Bezeichnungen hinzugefügt, die in der Menge viel Heiterkeit ausgelöst haben.«

»Aha«, murmelte Geralt. »Gotteslästerung ist also auch noch dazugekommen. Was noch? Die Schändung des Tempels?«

»Nein. Du bist dort nicht reingekommen. Vor dem Tempel wartete schon ein ganzer Zug der Stadtwache, mit allem bewaffnet, was das Zeughaus hergab, ausgenommen das Katapult, glaube ich. Es sah so aus, als würden sie dich einfach massakrieren. Aber du bist nicht bis zu ihnen gekommen. Plötzlich hast du dir mit beiden Händen an den Kopf gegriffen und bist ohnmächtig geworden.«

»Den Rest kannst du dir sparen. Aber, Chireadan, wie bist du in den Knast geraten?«

»Als du hinfielst, sprangen ein paar Wächter herbei, um dich mit Lanzen zu durchlöchern. Ich bin mit ihnen in Streit geraten. Ich habe eins mit einem Streitkolben übern Kopf gekriegt und bin hier aufgewacht, im Kerker. Zweifellos werden sie mich der Beteiligung an einer volksfeindlichen Verschwörung anklagen.«

»Wenn wir schon bei der Anklage sind« – der Hexer knirschte mit den Zähnen –, »was haben wir zu befürchten, was meinst du?«

»Wenn Neville, der Bürgermeister, schon aus der Hauptstadt zurück ist«, murmelte Chireadan, »dann ist es schwer zu sagen ... Ich kenne ihn. Wenn er aber noch nicht da ist, fällen die Ratsherren das Urteil, darunter natürlich Lorbeerträger und der Wucherer. Und das bedeutet . . .«

Der Elf machte eine kurze Handbewegung am Halse. Trotz der in dem Keller herrschenden Dunkelheit ließ diese Geste wenig Raum für Deutungen. Der Hexer antwortete nicht. Die Verbrecher murmelten leise miteinander. Der wegen Unschuld eingelochte Opa schien zu schlafen.

»Schön«, sagte Geralt schließlich und fluchte erbärmlich. »Nicht genug, dass ich hängen werde, sondern auch noch mit dem Wissen, dass ich deinen Tod verursacht habe, Chireadan. Und sicherlich auch den Rittersporns. Nein, unterbrich mich nicht. Ich weiß, dass Yennefer das bewirkt hat, aber die Schuld liegt bei mir. Bei meiner Dummheit. Sie hat mich eingewickelt, mich zum Hartmann gemacht, wie die Zwerge sagen.«

»Hmm . . .«, murmelte der Elf. »Wo du recht hast, hast du recht. Ich habe dich vor ihr gewarnt. Verdammt, dich habe ich gewarnt, aber selber war ich ein ebenso großer, entschuldige den Ausdruck, Trottel. Du machst dir Vorwürfe, dass ich deinetwegen hier sitze, aber es ist genau umgekehrt. Du sitzt meinetwegen hier. Ich hätte dich auf der Straße aufhalten können, dich niederschlagen, es nicht zulassen ... Ich habe es nicht getan. Denn ich hatte Angst, dass du, wenn der Zauber verfliegt, den sie dir auferlegt hat, zurückgehen würdest und ... ihr etwas antun. Verzeih.«

»Da gibt's nicht viel zu verzeihen. Denn du hast keine Ahnung, wie stark dieser Spruch war. Mein lieber Elf, einen gewöhnlichen Zauber

durchbreche ich in ein paar Minuten, ohne dass mir dabei schlecht wird. Yennefers Spruch hättet ihr nicht brechen können, und das Niederschlagen wäre vielleicht schwierig geworden. Denk an die Garde.«

»Wie gesagt, ich habe nicht an dich gedacht. Ich dachte an sie.«

»Chireadan?«

»Ja?«

»Du ... Du . . .«

»Ich mag keine großen Worte«, unterbrach ihn der Elf mit traurigem Lächeln. »Sagen wir, ich bin von ihr sehr fasziniert. Du wunderst dich sicherlich, wie man von jemandem wie ihr fasziniert sein kann?«

Geralt schloss die Augen, um sich das Bild in Erinnerung zu rufen. Das Bild, das ihn auf unerklärliche Weise, sagen wir es ohne große Worte: faszinierte.

»Nein, Chireadan«, sagte er. »Ich wundere mich nicht.«

Aus dem Korridor ertönten schwere Schritte, das Klirren von Metall. Die Schatten von vier Wächtern füllten den Kerker. Der Schlüssel knirschte, der unschuldige Alte sprang wie ein Luchs vom Gitter weg und tauchte bei den Kriminellen unter.

»So schnell?«, wunderte sich der Elf halblaut. »Ich dachte, es würde länger dauern, das Schafott zu errichten . . .«

Einer der Wächter, kahl wie eine Billardkugel, mit Bartstoppeln, die lebhaft an einen Keiler erinnerten, wies auf den Hexer. »Der da.«

Zwei andere packten Geralt, rissen ihn brutal hoch und drückten ihn gegen die Wand. Die Verbrecher drängten sich in ihre Ecke, der langnasige Opa vergrub sich im Stroh. Chireadan wollte aufspringen, fiel aber auf den Estrich zurück, die Klinge eines Dolches vor der Brust.

Der kahle Wächter baute sich vor dem Hexer auf, streifte die Ärmel hoch und rieb sich die Faust. »Der Ratsherr Lorbeerträger lässt fragen, ob du dich bei uns im Loch auch wohlfühlst. Vielleicht fehlt dir was? Vielleicht ist es zu kalt? Na?«

Geralt hielt es nicht für zweckmäßig zu antworten. Den Kahlen treten konnte er auch nicht, denn die Wächter, die ihn festhielten, hatten ihm ihre schweren Stiefel auf die Füße gestellt.

Der Kahle holte kurz aus und schlug ihm in den Magen. Es half nichts, dass er zur Abwehr die Muskeln anspannte. Geralt rang nach Atem und betrachtete eine Zeitlang die eigene Gürtelschnalle, worauf ihn die Wächter abermals hochrissen.

»Du brauchst nichts?«, fuhr der Kahle fort. Er roch nach Zwiebeln und schlechten Zähnen. »Der Ratsherr wird sich freuen, dass du keine Klagen hast.«

Der nächste Schlag – auf dieselbe Stelle. Der Hexer krümmte sich und hätte sich erbrochen, wenn da etwas zu erbrechen gewesen wäre. Der Kahle drehte sich seitlich. Er wechselte die Hand.

Krach! Abermals betrachtete Geralt die Schnalle seines Gürtels. So seltsam es scheinen mochte, aber darüber war kein Loch, wo die Mauer hindurchgeschienen hätte.

»Also, was ist?« Der Kahle zog sich etwas zurück, zweifellos, um weiter ausholen zu können. »Du hast keine Wünsche? Herr Lorbeerträger lässt fragen, ob du nicht welche hast. Warum redest du denn nicht? Hast du einen Knoten in der Zunge? Den werde ich dir gleich lösen!«

Krach!

Auch diesmal wurde Geralt nicht ohnmächtig. Doch er musste ohnmächtig werden, weil ihm an seinen inneren Organen einiges lag. Um ohnmächtig zu werden, musste er den Kahlen zwingen, dass er ...

Der Wächter spuckte aus, bleckte die Zähne, massierte sich erneut die Hand.

»Und was ist? Keine Wünsche?«

»Einen . . .«, stöhnte der Hexer und hob mit Mühe den Kopf. »Du sollst platzen, Hundesohn.«

Der Kahle knirschte mit den Zähnen, trat zurück und holte aus, um diesmal auf den Kopf zu zielen, wie Geralt es wollte. Doch der Schlag blieb aus. Der Wächter begann plötzlich wie ein Truthahn zu

kollern, lief rot an, griff sich mit beiden Händen an den Bauch, brüllte vor Schmerz auf ...

Und platzte.

VII

»Und was soll ich mit euch machen?«

Den dunkelnden Himmel jenseits des Fensters durchschnitt das gleißend helle Band eines Blitzes, kurz darauf ertönte durchdringendes, andauerndes Donnern. Der Platzregen nahm an Stärke zu, eine Gewitterwolke zog über Rinde dahin.

Geralt und Chireadan saßen auf einer Bank unter einem großen Gobelin, der den Propheten Majoran beim Schafehüten darstellte, und schwiegen, die Köpfe bescheidengesent. Bürgermeister Neville ging im Zimmer auf und ab, wobei er zornig fauchte und schnaufte.

»Ihr verdammten, beschissenen Zauberer!«, brüllte er plötzlich und blieb stehen. »Ihr habt es auf meine Stadt abgesehen, wie? Gibt es denn keine anderen Städte auf der Welt, oder was?«

Der Elf und der Hexer schwiegen.

»Dass so etwas . . .« Der Bürgermeister schluckte. »Dass man den Schließer ... Wie eine Tomate! Zu rotem Brei! Das ist unmenschlich!«

»Unmenschlich und gottlos«, wiederholte der in der Amtsstube des Rathauses anwesende Priester Krepp. »So unmenschlich, dass selbst ein Dummkopf begreifen würde, wer dahintersteckt. Ja, Bürgermeister, Chireadan kennen wir beide, und der da, der sich für einen Hexer ausgibt, hätte nicht genug Macht, um den Schließer so zu behandeln. Hinter allem steckt diese Yennefer, diese gottverfluchte Hexe!«

Vorm Fenster, wie um die Worte des Priesters zu bestätigen, donnerte es.

»Sie ist das, niemand anders«, fuhr Krepp fort. »Das steht außer Frage. Wer, wenn nicht Yennefer, hätte sich am Ratsherrn Lorbeerträger rächen wollen?«

»Ha, ha, ha«, lachte der Bürgermeister plötzlich los. »Deswegen bin ich gerade am wenigsten böse. Lorbeerträger hat an meinem Stuhl gesagt, er war auf mein Amt scharf. Aber jetzt wird er bei den

Leuten kein Gehör mehr finden. Wer daran denkt, wie er was auf den Hintern gekriegt hat . . .«

»Es fehlt nur noch, dass Sie diesem Verbrechen Beifall spenden, Herr Neville.« Krepp runzelte die Stirn. »Ich erinnere Euch daran, dass, wenn ich nicht einen Exorzismus gegen den Hexer geschleudert hätte, er gegen mich und die Majestät des Heiligtums die Hand erhoben hätte . . .«

»Ihr habt in Euren Predigten ja auch hässlich über sie geredet, Krepp. Sogar Berrant hat es Euch übel genommen. Aber wahr bleibt wahr. Hört ihr, ihr Lumpen?« Der Bürgermeister wandte sich wieder Geralt und Chireadan zu. »Für euch gibt es keine Rechtfertigung! Ich denke nicht daran, hier derartige Exzesse zu dulden! Na los denn, erzählt mir jetzt alles, alles, was ihr zu eurer Verteidigung vorzubringen habt, denn sonst, ich schwöre es bei allen Reliquien, könnt ihr von mir was erleben, was ihr euer Lebtage nicht vergesst! Heraus mit allem, sofort, wie bei der Beichte!«

Chireadan seufzte tief und sah den Hexer an, vielsagend und bittend. Geralt seufzte ebenfalls, räusperte sich.

Und er erzählte alles. Nun ja, fast alles.

»Daher also weht der Wind«, ließ sich der Priester nach kurzem Schweigen vernehmen. »Eine schöne Geschichte. Ein freigesetzter Genius. Und eine Zauberin, die sich den Spruch für diesen Genius ergaunert hat. Keine üble Kombination. Das kann böse ausgehen, sehr böse.«

»Was ist ein Genius?«, fragte Neville. »Und worum geht es dieser Yennefer?«

»Die Zauberer«, erklärte Krepp, »schöpfen ihre Kraft aus Naturkräften, genauer gesagt, aus den sogenannten vier Elementen oder Prinzipien. Luft, Wasser, Feuer und Erde. Jedes von diesen Elementen hat seine eigene Dimension, im Jargon der Zauberer ›Ebene‹ genannt. Es gibt eine Ebene des Wassers, eine Ebene des Feuers und so weiter. Diese uns unzugänglichen Dimensionen werden von Wesen bewohnt, die man Genien nennt . . .«

»In den Legenden«, unterbrach ihn der Hexer. »Denn soviel mir bekannt ist . . .«

»Unterbrich mich nicht«, schnitt ihm Krepp das Wort ab. »Dass dir nicht viel bekannt ist, ist schon während deiner Erzählung klar geworden, Hexer. Also schweig jetzt und höre zu, wenn Klügere reden. Was die Genien betrifft, so gibt es davon vier Arten, wie es vier Ebenen gibt. Es gibt die D'jinnis, Luftwesen, die Marids, die mit dem Element Wasser in Verbindung stehen, die Ifrits, die die Genien des Feuers sind, und die D'ao, die Genien der Erde . . .«

»Du hast dich vergaloppiert, Krepp«, warf Neville ein. »Hier ist nicht die Tempelschule, halt uns keine Vorträge. Sag kurz und knapp: Was will Yennefer von diesem Genius?«

»So ein Genius, Bürgermeister, ist eine lebendige Ansammlung magischer Energie. Ein Zauberer, dem ein Genius zur Verfügung steht, kann diese Energie in Form von Zaubersprüchen gezielt einsetzen. Er braucht die Kraft nicht mühselig aus der Natur zu gewinnen, das tut der Genius für ihn. Dann wird die Macht eines solchen Zauberers riesig, kommt der Allmacht nahe . . .«

»Also, ich habe noch nie von Zauberern gehört, die alles können.« Neville verzog das Gesicht. »Ganz im Gegenteil, die Macht der meisten von ihnen wird stark übertrieben. Dieses können sie nicht, jenes nicht . . .«

»Der Zauberer Stammelford«, unterbrach ihn der Priester, wobei er wieder Ton, Pose und Miene eines akademischen Dozenten annahm, »hat einmal einen Berg versetzt, weil er ihm den Blick vom Turm versperrte. Nie zuvor oder danach ist jemandem etwas dergleichen gelungen. Denn Stammelford, wie die Überlieferung berichtet, hatte einen D'ao zu Diensten, einen Erdgenius. Es gibt Aufzeichnungen über die Taten anderer Magier von ähnlichen Ausmaßen. Gewaltige Wellen und verheerende Regenfälle, zweifellos das Werk von Marids. Feuersäulen, Brände und Explosionen durch die Feuerifrits . . .«

»Windhosen, Orkane, Flüge über der Erde«, murmelte Geralt. »Geoffrey Monck.«

»Richtig. Etwas weißt du ja doch, wie ich sehe.« Krepp blickte ihn etwas wohlwollender an. »Es heißt, der alte Monck habe ein Mittel gefunden, um einen D'jinni in seinen Dienst zu zwingen, einen Luftgenius. Es gingen Gerüchte, es seien sogar mehr als einer gewesen. Er soll sie in Flaschen gehalten und nach Bedarf verwendet haben, drei Wünsche pro Genius. Denn ein Genius, meine Herren, erfüllt nur drei Wünsche, danach ist er frei und entweicht in seine Dimension.«

»Dort am Fluss hat er nichts erfüllt«, sagte Geralt bestimmt. »Er ist Rittersporn sofort an die Kehle gegangen.«

»Genien«, erwiderte Krepp herablassend, »sind boshafte und perverse Wesen. Sie mögen die Leute nicht, die sie in Flaschen stecken und Berge versetzen lassen. Sie tun alles, um zu verhindern, dass man Wünsche ausspricht, und sie erfüllen sie auch auf eine schwer zu beherrschende und vorherzusehende Art. Manchmal wörtlich, man muss also achtgeben, was man sagt. Um aber einen Genius zu unterjochen, braucht man einen eisernen Willen, Nerven von Stahl, eine starke Kraft und bedeutende Fähigkeiten. Aus deiner Erzählung folgt, dass deine Fähigkeiten, Hexer, nicht ausreichen.«

»Sie reichten nicht aus, um das Miststück zu unterjochen«, stimmte Geralt zu. »Aber ich habe ihn vertrieben, er hat sich so schnell verdrückt, dass die Luft heulte. Und das ist auch was. Yennefer allerdings hat sich über meinen Exorzismus lustig gemacht . . .«

»Was war das für ein Exorzismus? Wiederholt ihn.«

Der Hexer wiederholte ihn Wort für Wort.

»Was?!« Der Priester erbleichte zuerst, dann lief er rot an und zum Schluss blau. »Wie kannst du es wagen! Willst du dich über mich lustig machen?«

»Verzeiht«, sagte Geralt kleinlaut. »Aufrichtig gesagt, ich weiß nicht ... was diese Worte bedeuten.«

»Dann wiederholt nicht, was Ihr nicht kennt! Ich kann mir nicht vorstellen, wo Ihr so was Widerwärtiges gehört haben könnt!«

»Genug davon.« Der Bürgermeister winkte ab. »Wir verschwenden Zeit. Gut. Wir wissen also, wozu die Zauberin diesen Genius braucht. Aber Ihr habt gesagt, Krepp, dass das nicht gut ist. Was ist nicht gut? Soll sie ihn sich doch fangen und zum Teufel gehen, was kümmert es mich. Ich denke . . .«

Niemand erfuhr jemals, was Neville in diesem Augenblick dachte, selbst wenn das nicht geprahlt war. An der Wand neben dem Gobelin mit dem Propheten Majoran erschien plötzlich ein leuchtendes Rechteck, es blitzte, und mitten in der Ratsstube landete ... Rittersporn.

»Unschuldig!«, brüllte der Dichter mit klarer, tönender Tenorstimme, während er auf dem Fußboden saß und sich mit unstetem Blick umsah. »Unschuldig! Der Hexer ist unschuldig! Ich wünsche, dass man das glaubt!«

»Rittersporn!«, rief Geralt und hielt Krepp zurück, der sich offensichtlich zu einem Exorzismus anschickte, wenn nicht gar zu einem Fluch. »Wo kommst du ... hier her ... Rittersporn!«

»Geralt!« Der Dichter sprang auf.

»Rittersporn!«

»Was ist denn das für einer?«, blaffte Neville. »Himmeldonnerwetter, wenn ihr nicht mit dem Zaubern aufhört, kann ich für mich nicht mehr eintreten. Ich habe gesagt, in Rinde darf nicht gezaubert werden! Zuerst muss man einen schriftlichen Antrag stellen, dann Steuer und Schatzabgabe entrichten ... He? Ist das nicht dieser Sänger, die Geisel der Zauberin?«

»Rittersporn«, wiederholte Geralt und hielt den Dichter bei den Schultern. »Wie bist du hergekommen?«

»Ich weiß nicht«, gestand der Barde mit dummer und besorgter Miene. »Offen gesagt, ich habe kaum eine Ahnung, was mit mir passiert ist. Ich erinnere mich an wenig, und der Schlag soll mich treffen, wenn ich weiß, was davon wirklich und was ein Alptraum war. Ich erinnere mich aber an eine Schwarzhaarige mit feurigen Augen, die nicht übel war . . .«

»Was kommt Ihr mir hier mit Schwarzhaarigen«, unterbrach ihn Neville zornig. »Zur Sache, meine Herren, zur Sache. Ihr habt geschrien, der Hexer sei unschuldig. Wie soll ich das verstehen? Hat sich Lorbeerträger etwa selber eigenhändig den Hintern verdroschen? Denn wenn der Hexer unschuldig ist, kann es nicht anders gewesen sein. Es sei denn, es war eine Massenhalluzination.«

»Von Hintern oder Halluzinationen ist mir nichts bekannt«, erklärte Rittersporn stolz. »Auch nichts von trägem Lorbeer. Ich wiederhole, das Letzte, woran ich mich erinnere, war eine elegante Frau, geschmackvoll in Schwarz und Weiß gekleidet. Besagte stieß mich brutal in ein leuchtendes Loch, wohl ein magisches Portal. Und zuvor hat sie mir eine deutliche und genaue Anweisung gegeben. Bei der Ankunft am Ziel sollte ich unverzüglich bezeugen, ich zitiere: ›Es ist mein Wunsch, dass man mir glaubt, dass den Hexer keine Schuld an dem trifft, was geschehen ist. Das und nichts anderes ist mein Wunsch.« So war der Wortlaut. Ich habe allerdings gefragt, was los ist, worum es geht und was das Ganze soll. Die Schwarze hat mich nicht ausreden lassen. Sie hat mich ganz unelegant beschimpft, mich am Kragen gepackt und in das Portal gestoßen. Das ist alles. Und jetzt . . .« Rittersporn reckte sich, klopfte sich das Wams ab, rückte den Kragen und das exquisite, aber schmutzige Jabot zurecht. ». . . wollen mir die Herren bitte sagen, wie der beste Gasthof in dieser Stadt heißt und wo er sich befindet.«

»In meiner Stadt gibt es keine schlechten Gasthöfe«, sagte Neville langsam. »Aber bevor du dich davon überzeugen kannst, wirst du dir den besten Knast in dieser Stadt gründlich ansehen. Du und deine Kumpane. Noch seid ihr nicht frei, Kerls, vergesst das nicht! Schaut sie euch an! Der eine erzählt eine wüste Geschichte, und der andere springt aus der Wand und schreit was von Unschuld, ich wünsche, brüllt er, dass man mir glaubt. Er sollte sich lieber . . .«

»Götter!« Der Priester fasste sich plötzlich an die Glatze. »Jetzt verstehe ich! Der Wunsch! Der letzte Wunsch!«

»Was ist mit Euch, Krepp?« Der Bürgermeister runzelte die Stirn. »Ist Euch schlecht?«

»Der letzte Wunsch!«, wiederholte der Priester. »Sie hat den Barden gezwungen, den letzten, dritten Wunsch auszusprechen. Sie konnte sich des Genius nicht bemächtigen, solange er diesen Wunsch nicht erfüllt hatte. Yennefer hat eine magische Falle gestellt und den Genius sicherlich gefangen, ehe er in seine eigene Dimension verschwinden konnte! Herr Neville, wir müssen unbedingt . . .«

Draußen donnerte es. Und zwar so, dass die Wände wackelten.

»Verdammt«, murmelte der Bürgermeister und trat ans Fenster. »Das war ganz nahe. Bloß nicht in ein Haus. Eine Feuersbrunst hat mir gerade noch gefehlt ... Götter! Seht doch! Seht doch nur! Krepp!!! Was ist das?«

Alle stürzten wie ein Mann zum Fenster.

»Oh verdammt!«, brüllte Rittersporn und griff sich an die Gurgel. »Das ist der Hundesohn, der mich gewürgt hat!«

»Ein D'jinni!«, schrie Krepp. »Ein Luftgenius!«

»Über Errdils Schänke!«, rief Chireadan. »Überm Dach!«

»Sie hat ihn gefangen!« Der Priester lehnte sich so weit aus dem Fenster, dass er beinahe hinausgefallen wäre. »Seht ihr das magische Licht? Die Zauberin hat den Genius in der Falle!«

Geralt sah und schwieg.

Vor Jahren, als er, noch ganz ein Rotzbengel, die Lehre in Kaer Morhen, der Heimstatt der Hexer, begonnen hatte, hatten er und sein Mitschüler Eskel eine große Waldhummel gefangen und sie anschließend mit einem aus dem Hemd gezogenen Faden an einem Krug befestigt, der auf dem Tisch stand. Sie sahen zu, was die gefesselte Hummel anstellte, und lachten sich halbtot, bis Vesemir, ihr Lehrmeister, sie bei dieser Beschäftigung erwischte und beide mit dem Riemen verprügelte.

Der Dschinn, der über dem Dach von Errdils Schänke kreiste, verhielt sich genau wie jene Hummel. Er flog auf und ab, riss sich hoch und stieß herab, kreiste mit wütendem Summen durch die Gegend. Denn der Dschinn, ganz wie die Hummel in Kaer Morhen, war mit gewundenen Fäden aus gleißend hellem, vielfarbigem Licht

angebunden, die ihn dicht umschlangen und auf dem Dach endeten. Der Dschinn besaß jedoch mehr Möglichkeiten als die an den Krug gebundene Hummel. Die Hummel konnte nicht die Dächer der umliegenden Häuser zerschmettern, das Stroh umherschleudern, die Schornsteine abtragen, Türmchen und Mansarden zertrümmern. Der Dschinn konnte es. Und tat es.

»Er zerstört die Stadt!«, heulte Neville auf. »Dieses Ungeheuer zerstört meine Stadt!«

»Ha, ha«, lachte der Priester. »An dem beißt sie sich die Zähne aus, scheint mir! Das ist ein ungewöhnlich starker D'jinni! Wirklich, ich weiß nicht, wer wen gefangen hat, die Hexe ihn oder er die Hexe! Ha, am Ende wird der D'jinni sie in Stücke reißen, sehr gut! Der Gerechtigkeit wird Genüge getan!«

»Ich pfeif auf die Gerechtigkeit!«, brüllte der Bürgermeister, ohne darauf zu achten, dass unterm Fenster Wähler stehen könnten. »Sieh, Krepp, was dort los ist! Panik, Ruin! Das hast du nicht gesagt, du kahler Dummkopf! Hast kluge Reden geschwungen, und kein Wort von der Hauptsache! Warum hast du mir nicht gesagt, dass dieser Dämon ... Hexer! Tu was! Hörst du, unschuldiger Zauberer? Schaff Ordnung mit diesem Teufel! Ich erlasse dir alle Vergehen, aber . . .«

»Da ist nichts zu machen, Herr Neville«, fauchte Krepp. »Ihr habt einfach nicht zugehört, als ich gesprochen hab. Nie hört ihr zu, wenn ich spreche. Ich wiederhole: Das ist ein ungewöhnlich starker D'jinni, sonst hätte ihn die Zauberin schon. Ich sage Euch, ihr Zauber wird gleich nachlassen, und dann erledigt der D'jinni sie und flieht. Und es wird Ruhe sein.«

»Und die Stadt fällt inzwischen in Schutt und Asche?«

»Wir müssen warten«, wiederholte der Priester. »Aber nicht mit den Händen im Schoß. Gebt Anweisungen, Bürgermeister. Die Leute sollen die umliegenden Häuser verlassen und sich aufs Löschen von Bränden vorbereiten. Was jetzt vor sich geht, ist nichts im Vergleich zu der Hölle, die losbricht, wenn der Genius mit der Zauberin fertig ist.«

Geralt hob den Kopf, traf auf den Blick Chireadans, wich ihm aus.

»Herr Krepp«, sagte er plötzlich entschlossen. »Ich brauche Eure Hilfe. Es geht um das Portal, durch das Rittersporn hierhergekommen ist. Das Portal verbindet ja das Rathaus mit . . .«

»Von dem Portal gibt es nicht mehr die geringste Spur«, erklärte der Priester abweisend und zeigte auf die Wand. »Siehst du nicht?«

»Ein Portal, sogar wenn es nicht zu sehen ist, hinterlässt eine Spur. Mit einem Zauberspruch kann man so eine Spur stabilisieren. Ich werde auf dieser Spur gehen.« »Ihr seid wohl verrückt geworden. Sogar, wenn so ein Durchgang Euch nicht in Stücke reißt, was wollt Ihr erreichen? Wollt ihr Euch im Auge des Wirbelsturms befinden?«

»Ich habe gefragt, ob ihr mit einem Spruch das Portal stabilisieren könnt.«

»Mit einem Spruch?« Der Priester hob stolz den Kopf. »Ich bin kein gottloser Zauberer! Ich mache keine Zaubersprüche! Meine Kraft entspringt aus Glauben und Gebet!«

»Könnt Ihr's oder nicht?«

»Ich kann.«

»Dann geht an die Arbeit, denn die Zeit drängt.«

»Geralt«, meldete sich Rittersporn zu Wort. »Du hast wirklich den Verstand verloren! Halt dich von diesem verdammten Würger fern!«

»Ich bitte um Ruhe«, sagte Krepp. »Und um Respekt. Ich bete.«

»Zum Teufel mit deinem Gebet!«, donnerte Neville. »Die Leute sollen sich sammeln! Man muss etwas tun und nicht dastehn und reden! Götter, was für ein Tag! Was für ein verdammter Tag!«

Der Hexer spürte, wie Chireadan seine Schulter berührte. Er wandte sich um. Der Elf schaute ihm in die Augen, dann senkte er den Blick. »Du gehst dorthin ... weil du musst, nicht wahr?«

Geralt zögerte. Ihm war, als spüre er den Duft von Flieder und Stachelbeeren.

»Scheint so«, sagte er zögernd. »Ich muss. Verzeih, Chireadan . . .«

»Entschuldige dich nicht. Ich weiß, was du fühlst.«

»Kaum. Denn ich weiß es selber nicht.«

Der Elf lächelte. Das Lächeln hatte nicht viel mit Freude zu tun.

»Das ist es ja gerade. Gerade das.«

Krepp reckte sich, atmete tief durch.

»Fertig«, sagte er und zeigte stolz auf den kaum sichtbaren Umriss an der Wand. »Aber das Portal ist flüchtig und wird nicht lange halten. Es lässt sich auch nicht sagen, ob es nicht unterbrochen ist. Ehe Ihr dort eintretet, Herr Hexer, rechnet mit Eurem Gewissen ab. Ich kann Euch segnen, aber zur Vergebung der Sünden . . .«

». . . reicht die Zeit nicht«, beendete Geralt den Satz. »Ich weiß, Herr Krepp. Dafür reicht die Zeit nie. Geht alle aus dem Zimmer. Wenn das Portal in die Luft fliegt, platzen euch die Trommelfelle.«

»Ich bleibe«, erklärte Krepp, als sich hinter Neville, Rittersporn und dem Elf die Tür schloss. Er machte Handbewegungen in der Luft und erzeugte rings um sich eine pulsierende Aura. »Ich breite einen Schutz aus, für alle Fälle. Und wenn das Portal explodiert ... versuche ich Euch rauszuziehen, Herr Hexer. Was sind schon die Trommelfelle. Die wachsen wieder zu.«

Geralt betrachtete ihn etwas freundlicher. Der Priester lächelte. »Ihr seid ein tapferer Mann«, sagte er. »Ihr wollt sie retten, nicht wahr? Aber die Tapferkeit wird Euch nicht viel nützen. Dschinns sind rachsüchtige Wesen. Die Zauberin ist verloren. Wenn Ihr dort hingehet, seid auch Ihr verloren. Rechnet mit Eurem Gewissen ab.«

»Das habe ich schon.« Geralt stand vor dem schwach leuchtenden Portal. »Herr Krepp?«

»Ja.«

»Dieser Exorzismus, über den Ihr Euch so geärgert habt ... Was bedeuten die Worte?«

»Wirklich ein passender Zeitpunkt für Witze und Kurzweil . . .«

»Ich bitte Euch, Herr Krepp.«

»Nun ja«, sagte der Priester und ging hinter dem schweren eichenen Schreibtisch des Bürgermeisters in Deckung. »Es wird Euer letzter Wunsch sein, also will ich es Euch sagen. Es heißt ... Hmm ... Hmmm ... »Scher dich weg und bums dich selber durch.«

Geralt trat ins Nichts, und die Kälte erstickte das Gelächter, das ihn schüttelte.

VIII

Heulend und wie ein Orkan wirbelnd stieß ihn das Portal mit Schwung hinaus, so stark, dass seine Lunge fast gerissen wäre. Der Hexer stürzte kraftlos zu Boden, atmete schwer, schnappte mit offenem Mund krampfhaft nach Luft.

Der Fußboden bebte. Zuerst dachte er, er selbst sei es, der nach der Reise durch die explodierende Hölle des Portals zitterte, doch rasch erkannte er seinen Irrtum. Das ganze Haus vibrierte, zitterte und krachte.

Er sah sich um. Er befand sich nicht in der Kammer, wo er Yennefer und Rittersporn zuletzt gesehen hatte, sondern im großen Gastraum von Errdils renovierter Schänke.

Dann sah er sie. Sie kniete zwischen den Stühlen, über die Zauberkugel gebeugt. Die Kugel verströmte einen starken milchigen Schein, strahlte rötlich durch die Finger der Zauberin hindurch. Der Lichtschein der Kugel formte ein Bild. Flackernd, unstet, aber deutlich. Geralt sah das kleine Zimmer mit dem Stern und dem Pentagramm, die jetzt weiß glühten, auf den Boden gezeichnet. Er sah die von dem Pentagramm ausstrahlenden, verschiedenfarbig zitternden, feurigen Linien, die nach oben hin durchs Dach verschwanden, woher das wütende Gebrüll des gefangenen Dschinns drang.

Yennefer bemerkte ihn, sprang auf und hob eine Hand.

»Nein!«, schrie er. »Tu das nicht! Ich will dir helfen!«

»Helfen?«, fauchte sie. »Du?«

»Ich.«

»Trotz allem, was ich dir angetan habe?«

»Trotz allem.«

»Erstaunlich. Aber im Grunde unwichtig. Ich brauche deine Hilfe nicht. Verschwinde von hier, sofort.«

»Nein.«

»Verschwinde!«, schrie sie und verzog böse das Gesicht. »Hier wird es gefährlich! Die Sache entgleitet meiner Kontrolle, verstehst du? Ich kann ihn nicht beherrschen, ich verstehe es nicht, aber der Kerl wird nicht schwächer. Ich habe ihn gefangen, als er den dritten Wunsch des Troubadours erfüllte, ich müsste ihn in der Kugel haben. Aber er wird überhaupt nicht schwächer! Verdammt, es sieht so aus, als würde er immer stärker! Aber ich bezwinde ihn trotzdem, breche ihn . . .«

»Du wirst ihn nicht brechen, Yennefer. Er wird dich umbringen.«

»Ich bin nicht so leicht umzubringen . . .«

Sie stockte. Die ganze Decke der Schenke leuchtete plötzlich grell auf. Die von der Kugel erzeugte Vision verschwamm vor der allgemeinen Helligkeit. Auf dem Sturzboden bildete sich ein großes feuriges Viereck. Die Zauberin fluchte, hob die Hände, von ihren Fingern sprühten Funken.

»Flieh, Geralt!«

»Was geht da vor sich, Yennefer?«

»Er hat mich geortet . . .«, stöhnte sie rot vor Anstrengung. »Er will an mich heran. Er schafft sich sein eigenes Portal, um hereinzukommen. Er kann die Fesseln nichtzerreißen, aber durch das Portal kommt er her. Ich kann ihn nicht ... Ich kann ihn nicht aufhalten!«

»Yennefer . . .«

»Lenk mich nicht ab! Ich muss mich konzentrieren ... Geralt, du musst fliehen. Ich öffne mein Portal, einen Fluchtweg für dich. Pass auf, es wird ein ungerichtetes Portal, für ein andres hab ich weder Zeit noch Kraft ... Ich weiß nicht, wo du landest ... Aber du wirst in Sicherheit sein ... Mach dich fertig . . .«

Das große Portal an der Decke flammte plötzlich blendend hell auf, weitete und verformte sich, aus dem Nichts drang die dem Hexer bekannte formlose, mit den hängenden Lippen klappende Schnauze, die derart heulte, dass es in die Ohren schnitt. Yennefer sprang hin, fuchtelte mit den Händen und schrie einen Spruch. Aus ihren Händen schoss ein Lichtgewebe, das wie ein Netz über den Dschinn

fiel. Der Dschinn brüllte auf und ließ lange Pfoten aus sich hervorwachsen, die wie Kobras zum Halse der Zauberin schossen. Yennefer wich nicht zurück.

Geralt stürzte zu ihr, stieß sie beiseite und stellte sich vor sie. Der Dschinn, von magischem Licht eingewoben, sprang aus dem Portal wie der Korken aus einer Flasche und stürzte sich mit aufgerissenem Rachen auf die beiden. Der Hexer biss die Zähne zusammen und schleuderte ihm ein *Zeichen* entgegen – ohne sichtbare Wirkung. Doch der Genius griff nicht an. Er blieb knapp unter der Decke in der Luft schweben, zu imposanten Ausmaßen aufgebläht, glotzte Geralt aus bleichen Augen an und brüllte. In dem Gebrüll lag etwas wie ein Befehl, eine Empfehlung. Welche, verstand Geralt nicht.

»Da lang!«, schrie Yennefer und zeigte auf das Portal, das sie an der Wand bei der Treppe gezaubert hatte. Im Vergleich zu dem vom Genius geschaffenen Portal sah das der Zauberin armselig aus, unansehnlich und überaus provisorisch. »Da lang, Geralt! Flieh!«

»Nur zusammen mit dir!«

Yennefer machte eine Handbewegung und rief einen Spruch, die bunten Linien sprühten Funken, knirschten. Der Dschinn wirbelte wie ein Kreisel herum, spannte die Fesseln, zog sie lang. Langsam, aber stetig näherte er sich der Zauberin. Yennefer wich nicht zurück.

Der Hexer sprang herbei, stellte ihr geschickt ein Bein, packte sie mit einer Hand am Gürtel, die andere krallte er in die Haare am Hinterkopf. Yennefer fluchte grässlich und rammte ihm den Ellenbogen in die Kehle. Er ließ nicht los. Der durchdringende Ozongeruch, den die Zaubersprüche hervorriefen, übertönte nicht den nach Flieder und Stachelbeeren. Geralt riss der Zauberin die zappelnden Beine vom Boden und sprang, trug sie geradewegs in das milchig flimmernde Nichts des kleineren Portals.

Eines Portals, das ins Ungewisse führte.

Sie schossen heraus, aneinandergeklammert, fielen auf einen Marmorboden, rutschten darauf entlang und rissen einen riesigen Leuchter um, gleich darauf einen Tisch, von dem krachend und

polternd Kristallpokale fielen, Schalen mit Obst und eine riesige Schüssel voll zerstoßenem Eis, Algen und Austern. Jemand schrie auf, jemand begann zu kreischen.

Sie lagen mitten in einem Ballsaal im hellen Licht der Kronleuchter. Reich gekleidete Herren und mit Juwelen funkelnde Damen hatten den Tanz unterbrochen und schauten sie in verblüfftem Schweigen an. Die Musiker auf der Empore beendeten das Spiel mit einer ohrenzerreißenden Kakophonie.

»Du Kretin!«, schrie Yennefer und versuchte, ihm die Augen auszukratzen. »Du verdammter Idiot! Du hast's vermässelt! Ich hatte ihn schon fast!«

»Einen Dreck hattest du!«, schrie er zurück, ernstlich böse. »Ich habe dir das Leben gerettet, du dumme Hexe!«

Sie fauchte wie eine wütende Katze, von ihren Händen sprühten Funken. Geralt wandte das Gesicht ab und packte sie bei beiden Handgelenken, worauf sie inmitten von Austern, kandierten Früchten und zerstoßenem Eis zu ringen begannen.

»Haben die Herrschaften Wünsche?«, erkundigte sich ein stattlicher Mann mit der goldenen Kette eines Kammerherrn auf der Brust, der mit geduldiger Miene auf sie herabsah.

»Verpiss dich, Idiot!«, zischte Yennefer, die noch immer versuchte, Geralt die Augen auszukratzen.

»Das ist ein Skandal«, erklärte der Kammerherr nachdrücklich. »Wahrlich, Ihr übertreibt es mit dieser Teleportation. Ich werde mich beim Rat der Zauberer beschweren. Ich verlange . . .«

Sie erfuhren nie mehr, was der Kammerherr verlangen wollte. Yennefer riss sich los, gab dem Hexer eine schallende Ohrfeige, trat ihm kräftig gegen die Wade und sprang in das an der Wand verblassende Portal. Geralt stürzte ihr nach, packte sie mit geübtem Griff bei den Haaren und am Gürtel. Yennefer, die ebenfalls Übung erworben hatte, stieß mit dem Ellenbogen nach ihm. Von der heftigen Bewegung riss ihr das Kleid unter der Achselhöhle und enthüllte eine wohlgeformte jugendliche Brust. Aus dem aufgerissenen Ausschnitt flog eine Auster heraus.

Sie stürzten beide ins Nichts des Portals. Geralt hörte den Kammerherrn noch sagen: »Musik! Weiterspielen! Es ist nichts passiert. Ich bitte, sich über diesen bedauerlichen Zwischenfall nicht zu echauffieren!«

Der Hexer war überzeugt, dass mit jeder weiteren Reise durch das Portal auch die Gefahr eines Unglücks wuchs, und er hatte sich nicht getäuscht. Sie trafen ins Ziel, in Errdils Gasthof, doch sie materialisierten sich direkt unter der Decke. Im Herabfallen zerschmetterten sie das Treppengeländer, und sie landeten mit ohrenbetäubendem Krachen auf dem Tisch. Der Tisch konnte das von Rechts wegen nicht aushalten und hielt es auch nicht aus.

Im Augenblick des Falls befand sich Yennefer zuunterst. Er war überzeugt, sie habe das Bewusstsein verloren. Er irrte sich.

Sie hieb ihm schwungvoll die Faust aufs Auge und schleuderte ihm einen Schwall Flüche ins Gesicht, deren sich ein Zwergen-Totengräber nicht geschämt hätte, und die Zwergen-Totengräber waren unübertreffliche Lästler. Die Flüche wurden von wütenden und wirren Hieben begleitet, blindlings aufs Geratewohl ausgeteilt. Geralt packte sie bei den Händen, und um einem Stoß mit dem Kopf zu entgehen, presste er der Zauberin sein Gesicht ins Dekolleté, das nach Flieder, Stachelbeeren und Austern roch.

»Lass mich los!«, brüllte sie und schlug aus wie ein Maultier. »Idiot, Dummkopf, Klotz! Lass los, sag ich! Gleich werden die Fesseln reißen, ich muss sie verstärken, sonst entkommt der Dschinn!«

Er antwortete nicht, obwohl er Lust dazu hatte. Er packte sie noch fester und versuchte, sie gegen den Boden zu pressen. Yennefer fluchte grässlich, wand sich und stieß ihm mit ganzer Kraft das Knie in den Schritt. Ehe er wieder zu Atem kam, riss sie sich los, schrie einen Spruch. Er fühlte, wie ihn eine ungeheuerliche Kraft vom Boden hob und durch die ganze Länge des Saals schleuderte, und dann traf er mit atemberaubender Wucht auf ein geschnitztes zweitüriges Vertiko und machte buchstäblich Kleinholz daraus.

IX

»Was geht dort vor?!« Ans Fensterbrett geklammert, reckte Rittersporn den Hals, um mit dem Blick den Platzregen zu durchdringen. »Was geht da vor, sagt doch, verdammt noch mal!«

»Sie prügeln sich!«, brüllte einer der gaffenden Straßensjungen und sprang vom Fenster des Gasthofs zurück. Seine abgerissenen Gefährten wandten sich zur Flucht, dass die bloßen Füße durch den Schlamm patschten. »Der Zauberer und die Hexe prügeln sich!«

»Sie prügeln sich?« Neville wunderte sich. »Die prügeln sich, und dieser beschissene Dämon ruiniert meine Stadt! Seht, er hat wieder einen Schornstein umgestoßen! Und in die Ziegelei reingeleuchtet! He, Leute! Dorthin, schnell! Götter, ein Glück, dass es regnet, sonst hätten wir im Handumdrehen ein Feuer!«

»Lange wird es nicht mehr dauern«, sagte Priester Krepp düster. »Das magische Licht wird schwächer, die Fesseln werden gleich reißen, Herr Neville! Befehlt, dass sich die Leute zurückziehen sollen! Dort ist gleich die Hölle los! Von dem Haus bleiben höchstens Brocken übrig! Herr Errdil, worüber lacht Ihr? Es ist doch Euer Haus. Was freut Euch so?«

»Ich habe die alte Hütte hoch versichert!«

»Die Police umfasst magische und übernatürliche Ereignisse?«

»Klar.«

»Vernünftig, Herr Elf. Sehr vernünftig. Ich gratuliere. He, Leute, geht in Deckung! Wem sein Leben lieb ist, der soll nicht näher rangehen!«

Aus dem Inneren von Errdils Anwesen ertönte ein ohrenbetäubendes Krachen, ein Blitz zuckte. Die Menge zog sich zurück, stellte sich hinter Pfeiler.

»Warum treibt sich Geralt dort herum?«, stöhnte Rittersporn. »Warum, verdammt? Warum hat er sich in den Kopf gesetzt, diese Zauberin zu retten? Verflucht, warum? Chireadan, verstehst du das?«

Der Elf lächelte traurig. »Ich verstehe es, Rittersporn«, sagte er.
»Ich verstehe es.«

X

Mit einem Sprung wich Geralt dem nächsten orangeroten Feuerpfeil aus, der aus den Fingern der Zauberin geschossen kam. Sie war sichtlich erschöpft, die Pfeile kamen schwach und langsam, er konnte ihnen mühelos ausweichen.

»Yennefer!«, schrie er. »Beruhige dich! Begreife doch endlich, was ich dir sagen will! Du kannst nicht . . .«

Er kam nicht zu Ende. Von den Händen der Zauberin zuckten dünne rote Blitze, die ihn an vielen Stellen trafen und buchstäblich einschlossen. Seine Kleidung zischte auf und begann zu rauchen.

»Ich kann nicht?«, zischte sie und stand über ihm. »Gleich wirst du sehen, was ich kann. Es genügt, dass du daliegst und mich nicht mehr störst.«

»Nimm das von mir weg!«, brüllte er, während er in dem feurigen Gespinnst zappelte. »Ich verbrenne, verdammt!«

»Lieg ruhig«, riet sie ihm schwer atmend. »Das brennt nur, wenn du dich bewegst ... Ich kann dir keine Zeit mehr widmen, Hexer. Wir haben uns tüchtig gerauft, aber allzu viel ist ungesund. Ich muss mich mit dem Dschinn befassen, denn er ist drauf und dran, mir zu entkommen . . .«

»Entkommen?«, schrie er. »Du musst entkommen! Dieser Dschinn ... Yennefer, hör mir gut zu. Ich muss dir etwas gestehen ... Ich muss dir die Wahrheit sagen. Du wirst staunen.«

XI

Der Dschinn zerrte an den Fesseln, wirbelte herum, spannte die ihn haltenden Stränge und fegte das Türmchen vom Hause Beau Berrants weg.

»Der brüllt vielleicht!« Rittersporn fasste sich instinktiv an die Kehle. »Der brüllt vielleicht grässlich! Er scheint wahnsinnig wütend zu sein!«

»Ist er auch«, sagte Priester Krepp.

Chireadan warf ihm einen raschen Blick zu. »Was?«

»Er ist wütend«, wiederholte Krepp. »Und das wundert mich nicht. Ich wäre auch wütend, wenn ich aufs Genaueste den ersten Wunsch hätte erfüllen müssen, den der Hexer zufällig geäußert hat.«

»Weshalb?«, schrie Rittersporn. »Geralt? Ein Wunsch?« »Er war es, der das Siegel in der Hand hatte, das den Genius gefangen hielt. Der Genius erfüllt nun seine Wünsche. Darum kann sich die Zauberin des Dschinns nicht bemächtigen. Aber der Hexer darf ihr das nicht sagen, sogar, wenn er es schon erraten hat. Er darf es ihr nicht sagen.«

»Verflucht«, murmelte Chireadan. »Ich beginne zu begreifen. Der Wächter im Knast ... Er ist geplatzt . . .«

»Das war der zweite Wunsch des Hexers. Einen hat er noch. Den letzten. Aber bei den Göttern, er darf das Yennefer nicht verraten!«

XII

Sie stand reglos da, über ihn gebeugt, ohne dem Dschinn, der über dem Dach des Gasthofs an den Fesseln zerrte, die geringste Beachtung zu schenken. Das Gebäude bebte, von der Decke fielen Kalk und Holzsplitter, die Möbel krochen mit spastischen Zuckungen über den Fußboden.

»So ist das also«, zischte sie. »Glückwunsch. Es ist dir geglückt, mich hinters Licht zu führen. Nicht Rittersporn, sondern du. Darum kämpft der Dschinn so! Aber ich habe noch nicht verspielt, Geralt. Du unterschätzt mich, unterschätzt meine Macht. Vorläufig habe ich den Dschinn noch in der Hand, und dich auch. Du hast noch einen Wunsch, den letzten? Also sprich ihn aus. Du setzt den Dschinn frei, und dann krieg ich ihn in die Flasche.«

»Dazu reichen deine Kräfte nicht mehr, Yennefer.«

»Du unterschätzt meine Kräfte. Den Wunsch, Geralt!«

»Nein, Yennefer. Ich kann nicht ... Der Dschinn mag ihn erfüllen, aber dir wird er nicht vergeben. Wenn er frei ist, bringt er dich um, rächt sich an dir ... Du wirst es nicht schaffen, ihn zu fangen und dich vor ihm zu schützen. Du bist ausgepumpt, hältst dich ja kaum auf den Füßen. Du kommst um, Yennefer.«

»Das ist mein Risiko!«, schrie sie wütend. »Was geht dich an, was aus mir wird? Denk lieber daran, was der Dschinn dir geben kann! Du hast noch einen Wunsch! Du kannst dir wünschen, was du willst! Nutze die Gelegenheit! Nutze sie, Hexer! Du kannst alles haben! Alles!«

XIII

»Sie werden beide umkommen?«, heulte Rittersporn auf. »Weshalb? Herr Krepp, oder wie Ihr ... Warum? Der Hexer hat doch ... Warum in drei Teufels Namen flieht er nicht? Warum? Was hält ihn dort? Warum überlässt er diese verdammte Hexe nicht ihrem Schicksal und flieht? Das hat doch keinen Sinn!«

»Absolut keinen Sinn«, wiederholte Chireadan bitter. »Absolut keinen.«

»Das ist Selbstmord! Und einfach lächerlich!«

»Es ist ja sein Metier«, warf Neville ein. »Der Hexer rettet meine Stadt. Die Götter sind meine Zeugen, wenn er die Zauberin besiegt und den Dämon verjagt, werde ich ihn reich belohnen . . .«

Rittersporn riss sich das Hütchen mit der Reiherfeder vom Kopf, spuckte drauf, warf es in den Dreck und trat darauf herum, wobei er allerlei Worte in allerlei Sprachen wiederholte.

»Aber er hat ja . . .«, stöhnte er plötzlich. »Er hat noch einen Wunsch frei! Er könnte sowohl sie als auch sich retten! Herr Krepp!«

»Das ist nicht so einfach.« Der Priester überlegte. »Aber wenn er ... Wenn er den richtigen Wunsch äußern würde ... Wenn er irgendwie sein Los mit dem Los ... Nein, ich glaube nicht, dass er darauf kommen wird. Und es ist wohl auch besser, wenn er nicht draufkommt.«

XIV

»Den Wunsch, Geralt! Schnell! Was verlangst du? Unsterblichkeit? Reichtümer? Ruhm? Macht? Stärke? Tugenden? Schnell, wir haben keine Zeit!«

Er schwieg.

»Ein Mensch zu sein«, sagte sie plötzlich mit einem hässlichen Grinsen. »Ich hab's erraten, nicht wahr? Das ist ja dein Wunsch, davon träumst du! Von der Befreiung, von der Freiheit, der zu sein, der du sein willst, und nicht der, der du sein musst. Der Dschinn wird diesen Wunsch erfüllen, Geralt. Sprich ihn aus.«

Er schwieg.

Sie stand im flackernden Licht der Zauberkugel über ihm, im Schein der Magie, inmitten der funkelnden Strahlen, die den Dschinn banden, mit gelöstem Haar und veilchenblau flammenden Augen, hoch aufgerichtet, schlank, schwarzhaarig, schrecklich ...

Und schön.

Sie beugte sich heftig herab, blickte ihm in die Augen, aus nächster Nähe. Er spürte den Geruch von Flieder und Stachelbeeren ...

»Du schweigst«, zischte sie. »Was willst du also, Hexer? Was ist dein geheimster Wunsch? Weißt du es nicht, oder kannst du dich nicht entscheiden? Suche in dir, suche tief und gründlich, denn ich schwöre bei der *Kraft*, ein zweites Mal wirst du so eine Chance nicht haben!«

Und plötzlich kannte er die Wahrheit. Er wusste es. Er wusste, wer sie einst gewesen war. Woran sie sich erinnerte, was sie nicht vergessen konnte, womit sie lebte. Wer sie wirklich gewesen war, ehe sie Zauberin wurde.

Denn ihn schauten die kalten, durchdringenden, bösen und weisen Augen einer Buckligen an.

Angst überkam ihn. Nein, nicht vor der Wahrheit. Er hatte Angst, sie könnte seine Gedanken lesen, sie könnte erfahren, dass er es

erraten hatte. Dass sie ihm das niemals verzeihen würde. Er erstickte diesen Gedanken in sich, löschte ihn aus, verbannte ihn für immer aus seinem Gedächtnis, spurlos, und empfand dabei eine gewaltige Erleichterung. Er empfand, dass ...

Die Decke brach auf. In das Gespinnst aus schon verlöschenden Strahlen gehüllt, stürzte sich der Dschinn brüllend geradewegs auf sie, und in diesem Gebrüll lagen Triumph und Mordlust. Yennefer warf sich ihm entgegen, aus ihren Händen schlug Licht. Ein sehr schwaches Licht.

Der Dschinn öffnete den Rachen und streckte die Pfoten nach ihr aus. Und plötzlich begriff der Hexer, dass er wusste, was er sich wünschte.

Und er sprach den Wunsch aus.

XV

Das Haus explodierte; Ziegel, Balken und Bretter wurden in einer Wolke von Staub und Funken emporgeschleudert. Aus dem Wirbel schoss der Dschinn hervor, groß wie eine Scheune. Brüllend und mit triumphierendem Gelächter zog der Luftgenius, der D'jinni, nun frei, von keiner Pflicht und niemandes Willen mehr gebunden, drei Kreise über der Stadt, riss die Spitze vom Rathausturm, schoss zum Himmel hoch und flog weg, verlor sich, verschwand.

»Er ist geflohen! Geflohen!«, rief Priester Krepp. »Der Hexer hat es geschafft! Der Genius ist weggeflogen! Er bedroht niemanden mehr!«

»Ach«, sprach Errdil mit ungeheuchelter Begeisterung. »Was für eine wunderbare Ruine!«

»Verdammt, verdammt!«, schrie Rittersporn, hinters Fensterbrett geduckt. »Er hat das ganze Haus in Trümmer gelegt! Das hat niemand überleben können! Niemand, sage ich euch!«

»Der Hexer Geralt von Riva hat sich für die Stadt aufgeopfert«, erklärte Bürgermeister Neville feierlich. »Wir werden es nicht vergessen, werden ihn ehren. Wir werden ein Denkmal in Erwägung ziehen . . .«

Rittersporn streifte sich ein Stück lehmverschmierte Schilfmatte von der Schulter, klopfte Bröckchen regennassen Putzes vom Wams, schaute den Bürgermeister an und äußerte mit ein paar präzise gewählten Worten seine Ansicht über Aufopferung, Ehrungen, Gedächtnis und alle Denkmäler der Welt.

XVI

Geralt blickte sich um. Vom Loch im Dach fielen langsam Wassertropfen herab. Ringsum breitete sich ein Wirrwarr von Schutt und zersplittertem Holz aus. Durch einen seltsamen Zufall war die Stelle, wo sie lagen, völlig sauber geblieben. Es war kein einziges Brett, kein einziger Ziegel auf sie gefallen. Es war, als hätte ein unsichtbarer Schild sie beschützt.

Leicht errötet, rappelte sich Yennefer neben ihm auf die Knie hoch, die Hände auf die Oberschenkel gestützt. »Hexer«, sagte sie mit heiserer Stimme. »Lebst du?«

»Ich lebe.« Geralt wischte sich Kalk und Staub vom Gesicht, fauchte. Yennefer berührte mit einer langsamen Bewegung seinen Handrücken, fuhr vorsichtig mit den Fingern darüber. »Ich habe dich verbrannt . . .«

»Eine Kleinigkeit. Ein paar Blasen . . .«

»Entschuldige. Weißt du, der Dschinn ist fort. Endgültig.«

»Tut es dir leid?«

»Nicht sehr.«

»Das ist gut. Hilf mir bitte auf.«

»Warte«, flüsterte sie. »Dieser Wunsch von dir ... Ich habe gehört, was du dir gewünscht hast. Mir hat es einfach die Sprache verschlagen. Alles konnte ich erwarten, aber dass du ... Was hat dich dazu bewegt, Geralt? Warum ... Warum ich?«

»Weißt du es nicht?«

Sie beugte sich über ihn, berührte ihn, er fühlte ihre Haare über sein Gesicht streichen, die nach Flieder und Stachelbeeren rochen, und plötzlich wusste er, dass er diesen Geruch, die sanfte Berührung nie vergessen würde, er wusste, dass er sie nie mehr mit einem anderen Geruch und einer anderen Berührung vergleichen könnte. Yennefer küsste ihn, und er begriff, dass er nie mehr andere Lippen als ihre wollen würde, weich und feucht, süß vom Rouge. Er wusste

plötzlich, dass es von diesem Augenblick an nur noch sie geben würde, ihren Hals, ihre Schultern und Brüste, von dem schwarzen Kleid freigegeben, ihre feine, kühle Haut, die mit keiner anderen zu vergleichen war, die er je berührt hatte. Er schaute aus der Nähe in ihre veilchenblauen Augen, die schönsten Augen auf der ganzen Welt, und diese Augen, fürchtete er, würden für ihn ...

Alles würden sie sein. Er wusste es.

»Dein Wunsch«, flüsterte sie, die Lippen ganz nah an seinem Ohr. »Ich weiß nicht, ob sich so ein Wunsch überhaupt erfüllen kann. Ich weiß nicht, ob es in der Natur eine *Kraft* gibt, die so einen Wunsch zu erfüllen vermag. Und wenn, dann hast du dich verurteilt. Dich zu mir verurteilt.«

Er unterbrach sie mit einem Kuss, einer Umarmung, einer Berührung, einer Zärtlichkeit, mit Zärtlichkeiten, und dann mit allem, was er war, mit jedem Gedanken, dem einzigen Gedanken, allem, allem, allem. Sie durchbrachen die Stille mit Seufzern und dem Rascheln der zu Boden geworfenen Kleidung, durchbrachen die Stille sehr sanft und waren sehr gemächlich, waren gründlich, waren behutsam und einfühlsam, und obwohl beide nicht recht wussten, was Behutsamkeit und Einfühlung bedeuten, gelang es ihnen, denn sie wollten es sehr. Und überhaupt hatten sie es nicht eilig, und die ganze Welt existierte nicht mehr für sie, existierte für einen kleinen, kurzen Augenblick nicht, ihnen aber schien er eine ganze Ewigkeit, denn es war wirklich eine ganze Ewigkeit.

Und dann begann die Welt wieder zu existieren, doch sie schien völlig anders geworden zu sein.

»Geralt?«

»Hm?«

»Und was weiter?«

»Ich weiß nicht.«

»Ich auch nicht. Denn weißt du, ich ... Ich bin nicht sicher, ob es sich lohnte, sich zu mir zu verurteilen. Ich kann nicht ... Warte, was tust du ... Ich wollte dir sagen . . .«

»Yennefer ... Yen.«

»Yen«, wiederholte sie und erlag ihm vollends. »So hat mich noch nie jemand genannt. Sag es noch mal, bitte.«

»Yen.«

»Geralt.«

XVII

Der Regen hatte aufgehört. Über Rinde erschien eine Wolke, zog als zerrissener bunter Bogen am Himmel entlang. Es schien, als wachse sie geradewegs aus dem verwüsteten Dach des Gasthofs hervor.

»Bei allen Göttern«, murmelte Rittersporn. »Welch eine Stille ... Sie leben nicht, sage ich Euch. Entweder haben sie sich gegenseitig umgebracht, oder mein Dschinn hat sie erledigt.«

»Das müsste man sehen«, sagte Vratimir und wischte sich mit der zerknüllten Mütze die Stirn ab. »Sie können verwundet sein. Vielleicht sollte man einen Arzt rufen?«

»Eher einen Totengräber«, stellte Krepp fest. »Ich kenne diese Zauberin, und dem Hexer hat auch der Teufel aus den Augen geblickt. Wie dem auch sei, man muss auf dem Totenacker zwei Gruben ausheben. Diese Yennefer sollte man vor der Beerdigung mit einem Espenpflock durchbohren.«

»Welch eine Stille«, wiederholte Rittersporn. »Vor einem Augenblick sind noch die Dachsparren herumgeflogen, und jetzt regt sich kein Lüftchen.«

Sie näherten sich den Ruinen des Gasthofes, sehr aufmerksam und langsam.

»Der Schreiner soll Särge machen«, sagte Krepp. »Sagt dem Schreiner . . .«

»Still«, unterbrach ihn Errdil. »Ich habe etwas gehört. Was war das, Chireadan?«

Der Elf strich die Haare von einem der spitz zulaufenden Ohren zurück, neigte den Kopf. »Ich bin nicht sicher ... Gehen wir näher.«

»Yennefer lebt«, erklärte Rittersporn plötzlich und strengte sein musikalisches Gehör an. »Ich habe sie stöhnen hören. Oh, sie hat wieder gestöhnt!«

»Hm«, bestätigte Errdil. »Ich hab's auch gehört. Sie hat gestöhnt. Sie muss schrecklich leiden, sage ich euch. Chireadan, wohin? Sieh dich vor!«

Der Elf wich von dem geborstenen Fenster zurück, durch das er vorsichtig geblickt hatte. »Gehen wir weg«, sagte er knapp. »Wir wollen sie nicht stören.«

»Sie leben also beide? Chireadan? Was tun sie da?«

»Gehen wir weg«, wiederholte der Elf. »Lassen wir sie dort für eine Zeit allein. Sollen sie dort bleiben, sie, er und sein letzter Wunsch. Wir werden in irgendeiner Schenkewarten, nicht lange, und sie werden sich uns anschließen.«

»Was tun sie da?«, wollte Rittersporn wissen. »Sag schon, verdammt noch mal!«

Der Elf lächelte. Sehr, sehr traurig.

»Ich mag keine großen Worte«, sagte er. »Aber ohne große Worte lässt sich das nicht sagen.«

Die Stimme der Vernunft 7

/

Auf der Lichtung stand Falwick in voller Rüstung, ohne Helm, den Ordensmantel über die Schultern geworfen. Neben ihm hielt ein kräftiger, bärtiger Zwerg mit Fuchsmantel, Kettenhemd und einer Kettenhaube aus kleinen Eisenringen die Arme vor der Brust verschränkt. Tailles ging ohne Rüstung, nur im kurzen gesteppten Wams, langsam auf und ab und holte von Zeit zu Zeit mit dem blanken Schwert aus.

Der Hexer zügelte das Pferd und sah sich um. Ringsum blinkten die Halbpanzer und die flachen Eisenhüte der Söldner, die die Lichtung umringten und mit Lanzen bewaffnet waren.

»Verdammt«, murmelte Geralt. »Ich hätte es mir denken können.«

Rittersporn wendete das Pferd und fluchte leise beim Anblick der Lanzenträger, die ihnen den Rückweg abschnitten.

»Worum geht es, Geralt?«

»Um nichts. Halte die Zunge im Zaum und misch dich nicht ein. Ich versuche, hier irgendwie rauszukommen.«

»Worum geht es, frage ich? Wieder eins von deinen Abenteuern?«

»Halt den Mund.«

»Es war doch ein dummer Einfall, in die Stadt zu reiten«, stöhnte der Troubadour und blickte zu den nahen, über den Bäumen schon sichtbaren Türmen des Heiligtums hinüber. »Wir hätten bei Nenneke sitzen und die Nase nicht aus den Mauern stecken sollen . . .«

»Halt den Mund, hab ich gesagt. Du wirst sehen, alles klärt sich auf.«

»Sieht nicht so aus.«

Rittersporn hatte recht. Es sah nicht so aus. Tailles, der mit dem blanken Schwert herumfuchtelte, ging weiterhin auf und ab, ohne in ihre Richtung zu schauen. Die Söldner, auf ihre Lanzen gestützt, sahen gelangweilt und gleichgültig zu, mit dem Gesichtsausdruck

von Profis, bei denen die Tötung eines Menschen keinen größeren Adrenalinausstoß hervorruft.

Sie stiegen ab. Falwick und der Zwerg kamen langsamen Schrittes näher.

»Ihr habt den edlen Tailles beleidigt, Hexer«, sagte der Graf unvermittelt und ohne die üblichen Höflichkeiten. »Und Tailles, wie Ihr Euch gewiss erinnert, hat Euch den Fehdehandschuh hingeworfen. Auf dem Gebiet des Heiligtums gebührte es sich nicht, Euch Mores zu lehren, also haben wir gewartet, bis Ihr hinter dem Rock der Priesterin hervorgekrochen kommt. Tailles wartet. Ihr müsst kämpfen.«

»Wir müssen?«

»Ihr müsst.«

»Meint Ihr nicht, Herr Falwick« – Geralt lächelte schief –, »dass der edle Tailles mir zu viel der Ehre erweist? Mir ist niemals die Ehre eines Ritterschlags zuteilgeworden, und was meine Geburt betrifft, so schweige ich lieber von deren Begleitumständen. Ich fürchte, ich bin nicht hinreichend geeignet, um ... Wie heißt das, Rittersporn?«

»Unfähig, Satisfaktion zu leisten und in die Schranken zu treten«, rezitierte der Poet mit geschürzten Lippen. »Der ritterliche Ehrenkodex besagt ...«

»Das Ordenskapitel richtet sich nach seinem eigenen Kodex«, unterbrach ihn Falwick. »Wenn Ihr einen Ordensritter herausfordern würdet, könnte er Euch Genugtuung leisten oder es ablehnen, ganz nach Belieben. Es ist aber umgekehrt: Der Ritter fordert Euch heraus und erhöht Euch damit zu seinem Rang, natürlich nur für die Zeit, die notwendig ist, um die Beleidigung zu sühnen. Ihr könnt nicht ablehnen. Die Weigerung, die Ehre anzunehmen, würde Euch ehrlos machen.«

»Wie logisch«, sagte Rittersporn mit dem Gesichtsausdruck eines Affen. »Ich sehe, Ihr habt die Philosophen studiert, Herr Ritter.«

»Misch dich nicht ein.« Geralt hob den Kopf und sah Falwick in die Augen. »Redet weiter, Ritter. Ich möchte wissen, worauf Ihr hinauswollt. Was geschieht, wenn ich mich als ... ehrlos erweise?«

»Was dann geschieht?« Falwick verzog die Lippen zu einem boshaften Lächeln. »Dann lasse ich dich an einem Ast aufhängen, Hundsfoth.«

»Gemach«, ließ sich plötzlich heiser der Zwerg vernehmen. »Ohne Aufregung, Herr Graf. Und ohne Schimpfwörter, ja?«

»Lehr du mich nicht Manieren, Cranmer«, presste der Ritter hervor. »Und denk dran, der Graf hat dir Befehle erteilt, die du genauestens auszuführen hast.«

»Erteilt Ihr mir nur keine Lehren, Graf.« Der Zwerg legte die Hand auf die hinterm Gürtel steckende Axt mit der Doppelschneide. »Ich weiß, wie man Befehle ausführt, und brauche keine Belehrungen. Herr Geralt, erlaubt. Ich bin Dennis Cranmer, Hauptmann der Wache Fürst Herewards.«

Der Hexer verbeugte sich steif und blickte in die Augen des Zwerges, die hellgrau und stählern unter aschblonden, buschigen Brauen lagen.

»Stellt Euch Tailles, Herr Hexer«, fuhr Dennis Cranmer ruhig fort. »Es ist besser so. Der Kampf soll nicht auf Leben und Tod gehen, sondern nur bis zur Kampfunfähigkeit. Stellt Euch also und lasst Euch kampfunfähig machen.«

»Wie bitte?«

»Ritter Tailles ist ein Liebling des Fürsten«, sagte Falwick und lächelte boshaft. »Wenn du ihn im Kampf mit dem Schwert berührst, Hexer, wirst du bestraft. Hauptmann Cranmer nimmt dich fest und bringt dich vors Antlitz Seiner Hoheit. Zur Bestrafung. So lauten seine Befehle.«

Der Zwerg würdigte den Ritter keines Blickes, er hielt den Blick seiner kalten, stählernen Augen auf Geralt geheftet.

Der Hexer lächelte leise, aber ziemlich giftig. »Wenn ich recht verstehe«, sagte er, »soll ich mich dem Zweikampf stellen, denn wenn ich ablehne, werde ich aufgehängt. Wenn ich kämpfe, muss ich zulassen, dass mich der Gegner verstümmelt, denn wenn ich ihn verwunde, werde ich aufs Rad geflochten. Eine äußerst erfreuliche Alternative. Vielleicht sollte ich Euch die Mühe abnehmen? Ich stoße

mit dem Schädel gegen einen Baumstamm und mache mich selbst kampfunfähig. Würde Euch das Genugtuung verschaffen?«

»Lass den Spott«, knurrte Falwick. »Verschlimmere deine Lage nicht noch. Du hast den Orden beleidigt, du Lump, und musst dafür bestraft werden, hast du das vielleicht schon begriffen? Und der junge Tailles braucht den Ruhm, einen Hexer bezwungen zu haben, also will ihm das Kapitel diesen Ruhm zukommen lassen. Sonst würdest du hängen. Wenn du dich besiegen lässt, rettest du dein elendes Leben. An deiner Leiche ist uns nicht gelegen, wir wollen, dass Tailles dir ein paar Kerben ins Fell haut. Und dein Fell, dieses Mutantenfell, heilt ja schnell. Also los. Entscheide dich. Du hast keine Wahl.«

»Meint Ihr, Herr Graf?« Geralt lächelte noch giftiger, schaute sich um, ließ einen abschätzigen Blick über die Söldner schweifen. »Und ich denke, ich habe eine.«

»Ja, das ist wahr«, gestand Dennis Cranmer. »Ihr habt sie. Doch dann fließt Blut, viel Blut. So wie in Blaviken. Wollt Ihr das? Wollt Ihr Euer Gewissen mit Blut und Tod belasten? Denn die Wahl, an die Ihr denkt, Herr Geralt, bedeutet Blut und Tod.«

»Ihr sprecht zauberhaft, Hauptmann, geradezu begeistert«, spottete Rittersporn. »Einem Mann, dem man im Wald aufgelauert hat, versucht ihr mit Menschlichkeit zu kommen, appelliert an seine hohen Empfindungen. Soviel ich verstehe, bittet Ihr ihn, er möge ruhen, das Blut der Mörder nicht zu vergießen, die ihn überfallen haben. Er möge sich der Sbirren erbarmen, denn die Sbirren sind arm, sie haben Frauen und Kinder, und wer weiß, womöglich sogar Mütter. Aber meint Ihr nicht, Hauptmann Cranmer, dass Ihr Euch zu früh Sorgen macht? Denn ich schaue auf Eure Lanzenträger da und sehe, wie ihnen allein beim Gedanken an einen Kampf mit Geralt von Riva die Knie zittern, mit dem Hexer, der mit bloßen Händen mit einer Striege fertig wird. Hier wird überhaupt kein Blut fließen, niemand wird zu Schaden kommen. Außer denen, die sich beim Weglaufen die Beine brechen.«

»Ich«, sagte der Zwerg ruhig und reckte rauflostig den Bart, »habe meinen Knien nichts vorzuwerfen. Ich bin bis heute vor niemandem

weggelaufen und werde meine Gewohnheiten nicht ändern. Ich bin nicht verheiratet, von Kindern ist mir nichts bekannt, und meine Mutter, ein mir nicht näher bekanntes Fräulein, würde ich gern aus dem Spiel lassen. Aber die Befehle, die mir erteilt worden sind, führe ich aus. Wie üblich aufs Genaueste. Ohne an irgendwelche Gefühle zu appellieren, bitte ich Herrn Geralt von Riva, seine Entscheidung zu treffen. Ich werde jede akzeptieren und mich entsprechend verhalten.«

Sie blickten einander in die Augen, der Zwerg und der Hexer.

»Also gut«, sagte Geralt schließlich. »Bringen wir's hinter uns. Schade um den Tag.«

»Ihr seid also einverstanden« – Falwick hob den Kopf, seine Augen blitzten –, »Euch dem edlen Tailles von Dorndal zum Kampfe zu stellen?«

»Ja.«

»Gut. Macht Euch bereit.«

»Ich bin bereit.« Geralt zog die Ärmel hoch. »Lasst uns keine Zeit verlieren. Wenn Nenneke von diesem Abenteuer erfährt, ist die Hölle los. Erledigen wir es rasch. Rittersporn, du bewahr Ruhe. Du hast damit nichts zu tun. Nicht wahr, Herr Cranmer?«

»Absolut«, bestätigte der Zwerg nachdrücklich und warf einen Blick auf Falwick. »Absolut, Herr Geralt. Was auch geschieht, es geht nur Euch an.«

Der Hexer zog das Schwert hinter den Schultern hervor.

»Nein«, sagte Falwick und zog sein eigenes Schwert. »Mit diesem Rasiermesser da wirst du nicht kämpfen. Nimm mein Schwert.«

Geralt zuckte mit den Schultern. Er nahm die Klinge des Grafen und holte zur Probe damit aus. »Schwer«, stellte er kühl fest. »Ebenso gut könnten wir uns mit Spaten schlagen.«

»Tailles hat genauso eins. Gleiche Chancen.«

»Ihr seid ungeheuer witzig, Herr Falwick. Einfach ungeheuer.«

Die Soldaten umringten die Lichtung in lockerer Kette, Tailles und der Hexer standen einander gegenüber.

»Herr Tailles? Was habt Ihr zur Entschuldigung zu sagen?«

Der Ritter presste die Lippen zusammen, legte den linken Arm hinter den Rücken und erstarrte in Fechtposition.

»Nein?« Geralt lächelte. »Ihr wollt nicht auf die Stimme der Vernunft hören? Schade.«

Tailles duckte sich, sprang vor, griff blitzartig an, ohne Vorwarnung. Der Hexer machte sich nicht einmal die Mühe einer Parade, sondern wich dem geraden Stich mit einer raschen halben Wendung aus. Der Ritter holte weit aus, die Klinge durchschnitt wieder die Luft, Geralt tauchte mit einer geschickten Pirouette unter der Schneide hinweg, sprang weich zur Seite und brachte Tailles mit einer kurzen, leichten Finte aus dem Rhythmus. Tailles fluchte, hieb mit Schwung von rechts her zu, verlor für einen Augenblick das Gleichgewicht und versuchte es instinktiv wiederzuerlangen, indem er sich ungeschickt und hoch mit dem Schwert deckte. Der Hexer stieß mit der Geschwindigkeit und der Kraft eines Blitzes zu, schlug geradeaus, die Schultern weit vorgereckt. Die schwere Klinge prallte klirrend gegen das Schwert Tailles', derart, dass es mit Macht zurückgeworfen wurde und ihn mitten ins Gesicht traf. Der Ritter heulte auf, fiel auf die Knie und berührte mit der Stirn das Gras. Falwick lief zu ihm hin. Geralt trieb das Schwert in den Boden und wandte sich ab.

»He, Wache!«, brüllte Falwick, indes er aufstand. »Packt ihn!«

»Halt! An die Plätze«, bellte Denis Cranmer und griff an die Axt. Die Söldner erstarrten.

»Nein, Graf«, sagte der Zwerg langsam. »Befehle führe ich immer aufs Genaueste aus. Der Hexer hat Ritter Tailles nicht berührt. Das Jüngelchen ist gegen das eigene Eisen geschlagen. Sein Pech.«

»Sein Gesicht ist ruiniert! Er ist fürs ganze Leben gezeichnet!«

»Die Haut wächst wieder zusammen.« Dennis Cranmer fixierte den Hexer mit seinen stahlgrauen Augen und bleckte die Zähne. »Und die Narbe? Für einen Ritter ist eine Narbe ein ehrenvolles Andenken, ein Grund für Ruhm und Lob, die ihm das Kapitel so sehr

gewünscht hat. Ein Ritter ohne Narbe ist ein Schlappschwanz, kein Ritter. Fragt ihn, Graf, überzeugt Euch, dass er froh ist.«

Tailles wand sich am Boden, spuckte Blut, winselte und heulte; er sah gar nicht erfreut aus.

»Cranmer!« Falwick riss sein Schwert aus dem Boden. »Das wird dir noch leidtun, ich schwöre es!«

Der Zwerg wandte sich um, zog langsam die Axt hinterm Gürtel hervor, räusperte sich und spuckte saftig in die rechte Hand.

»Oi, Herr Graf«, sagte er knirschend. »Schwört keinen falschen Eid. Ich kann Leute, die falschen Eid ablegen, nicht ausstehen, und Fürst Hereward hat mir das Recht verliehen, solche einen Kopf kürzer zu machen. Ich will Eure dummen Worte überhört haben. Aber wiederholt sie nicht, ich bitte Euch sehr.«

»Hexer!« Falwick wandte sich wutbebend zu Geralt um. »Verswinde aus Ellander. Auf der Stelle. Ohne den geringsten Aufschub!«

»Es kommt selten vor, dass ich mit ihm übereinstimme«, knurrte Dennis, während er an den Hexer herantrat und ihm sein Schwert überreichte, »aber in diesem Fall hat er recht. Verlasst mit angemessener Eile diese Gegend.«

»Wir werden tun, wie Ihr uns ratet.« Geralt streifte den Gurt über den Rücken. »Aber zuvor ... Ich habe noch ein Wort für den Herrn Grafen. Herr Falwick!«

Der Ritter der Weißen Rose blinzelte nervös und streifte die Hände an seinem Mantel ab.

»Wir wollen uns für einen Augenblick wieder dem Kodex Eures Kapitels zuwenden«, sagte der Hexer, bemüht, nicht zu grinsen. »Ich wüsste zu gern noch eines. Angenommen, ich würde mich von der Figur, die Ihr in dieser ganzen Sache gemacht habt, angewidert und beleidigt fühlen, und ich würde Euch auf Schwerter fordern, hier, sofort, auf der Stelle, was würdet Ihr tun? Würdet Ihr mich für hinreichend würdig halten, mit Euch die Klingen zu kreuzen? Oder würdet Ihr vielleicht ablehnen, obwohl Ihr wisst, dass ich Euch im Falle einer Ablehnung nicht einmal für würdig halten würde, Euch vor

den Augen der Knechte anzuspucken, in die Fresse zu schlagen und in den Arsch zu treten? Graf Falwick, seid so gütig und geruht, meine Neugier zu befriedigen.«

Falwick erbleichte, trat einen Schritt zurück, blickte um sich. Die Söldner wichen seinem Blick aus. Dennis Cranmer verzog das Gesicht, streckte die Zunge heraus und spuckte in hohem Bogen aus.

»Ihr schweigt zwar«, fuhr Geralt fort, »doch ich höre in Eurem Schweigen die Stimme der Vernunft, Herr Falwick. Ihr habt meine Neugier befriedigt, nun will ich die Eure befriedigen. Falls Ihr wissen möchtet, was geschieht, wenn der Orden in irgendeiner Weise Mutter Nenneke oder den Priesterinnen Kummer bereitet oder wenn Hauptmann Cranmer über Gebühr bedrängt wird, dann wisst, Graf, dass ich Euch in diesem Fall ausfindig machen und Euch, ohne mich um irgendeinen Kodex zu scheren, wie ein Schwein abstechen werde.«

Der Ritter erbleichte noch mehr.

»Vergesst mein Versprechen nicht, Herr Falwick. Komm, Rittersporn. Für uns ist es Zeit. Mach's gut, Dennis.«

»Viel Glück, Geralt.« Der Zwerg lächelte breit. »Mach's gut. Ich bin sehr erfreut über unsere Begegnung und hoffe auf weitere.«

»Ganz meinerseits, Dennis. Also dann bis bald.«

Sie ritten demonstrativ langsam weg, ohne sich umzublicken. Erst als sie im Wald verschwunden waren, ließen sie die Pferde traben.

»Geralt«, ließ sich plötzlich der Dichter vernehmen. »Wir reiten doch nicht geradewegs nach Süden? Wir werden einen Bogen um Ellander und die Ländereien von Hereward machen müssen? Was? Hast du vor, dieses Schauspiel fortzusetzen?«

»Nein, Rittersporn. Das habe ich nicht vor. Wir reiten durch die Wälder, und später biegen wir auf den Händlerweg ein. Denk dran: zu Nenneke kein Wort über diese Rauferei! Kein Sterbenswörtchen.«

»Ich hoffe, wir brechen unverzüglich auf?«

»Sofort.«

//

Geralt bückte sich, überprüfte den reparierten Steigbügel, stellte den nach frischem Leder riechenden Steigriemen, der noch steif war und schwer durch die Schnalle glitt, auf die richtige Länge ein. Er richtete den Bauchgurt, die Satteltaschen und die hinterm Sattel zusammengerollte Pferdedecke, das an ihr festgebundene silberne Schwert. Nenneke stand reglos daneben, die Arme vor der Brust verschränkt.

Rittersporn kam herbei, er führte seinen schwarzbraunen Wallach. »Ich danke für die Gastfreundschaft, Ehrwürdige«, sagte er ernst. »Und sei mir nicht mehr böse. Ich weiß ja doch, dass du mich gernhast.«

»Allerdings«, stimmte Nenneke zu, ohne zu lächeln. »Ich hab dich gern, du Töpel, obwohl ich selber nicht weiß, warum. Mach's gut.«

»Auf Wiedersehen, Nenneke.«

»Auf Wiedersehen, Geralt. Pass auf dich auf.«

Der Hexer lächelte geduldig. »Ich passe lieber auf andere auf. Auf lange Sicht erweist sich das als besser.«

Aus dem Heiligtum, zwischen den efeubewachsenen Säulen hindurch, kam Iola in Begleitung zweier junger Adeptinnen. Sie trug das Köfferchen des Hexers. Sie wich ungeschickt seinem Blick aus, ihr bekümmertes Lächeln mischte sich mit der Röte auf dem sommersprossigen, pausbäckigen Gesichtchen und ergab eine hübsche Komposition. Die Adeptinnen verbargen ihre vielsagenden Blicke nicht und hielten mit Mühe ein Kichern zurück.

»Bei der Großen Melitele«, seufzte Nenneke. »Eine ganze Abschiedsprozession. Nimm den Koffer, Geralt. Ich habe deine Elixiere vervollständigt, du hast jetzt alles, was fehlte. Und die Medizin, du weißt, welche. Nimm sie zwei Wochen lang regelmäßig. Vergiss es nicht. Es ist wichtig.«

»Ich vergesse es nicht. Danke, Iola.«

Das Mädchen senkte den Kopf, gab ihm das Köfferchen. Sie hätte so gern etwas gesagt. Sie hatte keine Ahnung, was sie sagen sollte, mit welchen Worten. Sie wusste nicht, was sie sagen würde, wenn sie es könnte. Sie wusste es nicht. Und wollte es dennoch.

Ihrer beider Hände berührten sich.

Blut. Blut. Blut. Knochen wie weiße zerbrochene Stöckchen. Sehnen wie weißliche Seile springen unter aufplatzender Haut hervor, die von großen, mit Ringen besetzten Pfoten und scharfen Zähnen aufgerissen wird. Der abscheuliche Widerhall eines zerfetzten Körpers und ein Schrei – schamlos und in seiner Schamlosigkeit Entsetzen verbreitend. In der Schamlosigkeit des Endes. Des Todes. Das Blut und der Schrei. Der Schrei. Das Blut. Der Schrei ...

»lola!!!«

Mit für ihre Leibesfülle unglaublicher Geschwindigkeit stürzte sich Nenneke neben das Mädchen, das am Boden lag und in Krämpfen zuckte, hielt es an Schultern und Haaren fest. Eine der Adeptinnen stand wie vom Donner gerührt da, die andere, die schneller war, kniete sich auf lolas Beine. lola krümmte sich zusammen, öffnete die Lippen in einem lautlosen, stummen Ausbruch.

»lola!«, schrie Nenneke. »lola! Rede! Rede, Kind! Rede!«

Das Mädchen spannte sich noch mehr an, biss sich in die nach innen gezogenen Wangen, ein dünnes Rinnsal von Blut rann aus ihrem Mund. Vor Anstrengung rot, rief Nenneke etwas, was der Hexer nicht verstand, doch das Medaillon an seinem Hals ruckte derart an seiner Kehle, dass er sich instinktiv bückte, sich unter einer unsichtbaren Last neigte.

lola lag still.

Rittersporn, bleich wie Wachs, seufzte hörbar. Nenneke richtete sich auf die Knie auf, erhob sich mit Mühe.

»Bringt sie weg«, sagte sie zu den Adeptinnen. Es waren ihrer schon mehr, sie waren herbeigelaufen, ernst, erschrocken und schweigsam.

»Tragt sie weg«, wiederholte die Priesterin. »Vorsichtig. Und lasst sie nicht allein. Ich komme gleich.«

Sie wandte sich Geralt zu. Der Hexer stand reglos da und rieb sich den Schweiß von den Händen.

»Geralt ... lola . . .«

»Sag nichts, Nenneke.«

»Ich habe es auch gesehen ... Für einen Augenblick. Geralt, reit nicht fort.«

»Ich muss.«

»Du hast das ... hast es gesehen?«

»Ja. Nicht zum ersten Mal.«

»Und?«

»Es hat keinen Sinn, zurückzuschauen.«

»Reit nicht, bitte.«

»Ich muss. Kümmere dich um lola. Auf Wiedersehen, Nenneke.«

Die Priesterin wandte den Kopf ab, schniefte und wischte mit einer scharfen, gewaltsamen Bewegung des Handrückens die Tränen fort.

»Leb wohl«, flüsterte sie, ohne ihm in die Augen zu sehen.

Informationen zum Buch

Der Hexer Geralt von Riva verdient sein Geld mit Kämpfen gegen Ungeheuer aller Art. Über einen Mangel an Aufträgen kann er sich nicht beklagen, denn es gibt genügend Leute, die dringend Hilfe gegen Vampire, Drachen und andere dämonische Wesen brauchen. Als Profi steht Geralt jedoch immer wieder vor dem Problem, zu entscheiden, ob wirklich Gefahr von dem Untier ausgeht, das er besiegen soll, oder ob er womöglich dazu benutzt wird, ein unschuldiges Wesen umzubringen. Eines Tages befreit Geralt einen Luftgeist, und dieser schlägt ihn mit der verhängnisvollen und quälenden Liebe zu der schönen Zauberin Yennefer 

Informationen zum Autor

Andrzej Sapkowski, geboren 1948, ist Wirtschaftswissenschaftler, Literaturkritiker und Schriftsteller. Sein Fantasy-Zyklus über den Hexer Geralt erreicht in Polen inzwischen Millionen-Auflagen und wurde 1998 mit dem Literaturpreis der wichtigsten polnischen Wochenzeitung *Polityka* ausgezeichnet. Höchst erfolgreich ist auch seine *Narrenturm*-Trilogie um den schlesischen Medicus Reinmar von Bielau: *Narrenturm*, *Gottesstreiter* und *Lux perpetua*.

Impressum

Deutscher Taschenbuch Verlag
Ungekürzte Ausgabe
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
© 2006 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
eBook ISBN 978-3-423-40008-4 (epub)
www.dtv.de

ebook Erstellung - Mai 2010 - TUX

Ende

